

kürbiskern

B 20094 F

LITERATUR, KRITIK, KLASSENKAMPF

*Marios Chakkas, Jochen Kelter, August Kühn, Gregor Laschen,
Hans Meier, Jannis Ritsos, Dorothee Sölle, Guntram Vesper*

Uschi Flacke: Spitzelberichte aus dem Biedermeier

Friedrich Pospiech: Motteler contra Bismarck

Wilhelm Elfes: Briefe an Adenauer

Wolfgang Abendroth: Einheitsfront für das Grundgesetz

Erhard Jöst: Der rote Feuerwehrmann aktuell

Friedhelm Kröll: Gruppe 47 – Ideologie der Ideologielosen

Kirti Maisel: Arbeiterbewegung und Moderne

Hannes Stütz: Mit Bertolt Brecht

Conrad Schuhler: Bahros Alternative zum Sozialismus

**GESCHICHTE
ALS GEGENWART**

Soeben neu erschienen in der Reihe –

MARXISTISCHE ÄSTHETIK + KULTURPOLITIK

Jungheinrich · Lombardi

MUSIK IM ÜBERGANG



Von der bürgerlichen zur
sozialistischen Musikkultur.
(184 Seiten, Broschur, DM 24,-)

Welche Zukunft hat die Musik?

Sachkundige Autoren aus der Bundesrepublik, Italien und Österreich, der DDR und Ungarn machen Vorschläge für eine demokratische Musikkultur – aus der Praxis für die Praxis. Komponist, Pädagoge, Liedermacher, Kritiker, Organisator im Musikleben, Wissenschaftler – die Mitarbeiter bringen ihre vielfältigen wichtigen Erfahrungen ein. International ist der Gesichtskreis, unterschiedlich sind ästhetische und politische Positionen, gemeinsam ist die Überzeugung: Künstler und Publikum zusammen schaffen den Übergang zu einer Musikkultur, die wirklich Zukunft hat.

Die Herausgeber: Hans-Klaus Jungheinrich, Kritiker und Publizist, Musikredakteur der »Frankfurter Rundschau«. – Luca Lombardi, Komponist und Musikwissenschaftler, Professor in Pesaro.

Außerdem neu.

Berthold Beiler

WELTANSCHAUUNG DER FOTOGRAFIE

(192 Seiten, 46 Abbildungen, Broschur,
DM 12,-)

Berthold Beiler (1915–1975) war der führende Theoretiker der Fotografie in der DDR.

In »Weltanschauung der Fotografie« sind die auch für die Bundesrepublik besonders aktuellen Abschnitte aus Beilers wichtigsten Publikationen zusammengefaßt. Kein Buch für Anhänger einer von der Fotoindustrie geförderten »Hobbyknipserei«, sondern für Fotografen, die die Kamera als »Auge der Klasse«, als eine Waffe für die gesellschaftliche Auseinandersetzung benutzen wollen.



Bestellungen über den Buchhandel oder direkt bei –
Damitz Verlag GmbH
Hohenzollernstraße 144
8000 München 40
Tel. 089-301015/16

Bitte fordern Sie unser
Gesamtverzeichnis an!

kürbiskern

Literatur, Kritik, Klassenkampf

Herausgegeben von
Friedrich Hitler, Oskar Neumann,
Conrad Schuhler, Hannes Stütz

Damitz Verlag München

GESCHICHTE ALS GEGENWART

ZU DIESEM HEFT

ZU DIESEM HEFT	3
<i>August Kühn</i> : Fritz Wachsmuths Wunderjahre	5
<i>Jannis Ritsos</i> : Der rufgeschwärzte Topf	21
<i>Marios Chakkas</i> : Schießstand Käsariani	28
<i>Guntram Vesper</i> : Gedichte	32
<i>Hans Meier</i> : Grüne Bohnen	35
<i>Gregor Laschen</i> : Berichten über Hölderlin	45
<i>Jochen Kelter</i> : Zehn Jahre danach . . .	46
<i>Dorothee Sölle</i> : Kurze Anleitung, richtige von Wahren Sätzen zu unterscheiden	47
<i>Uschi Flacke</i> : Spitzelberichte aus dem Biedermeier	49
<i>Friedrich Pospiech</i> : Der Rote Feldpostmeister	53
Marx und Motteler, ein Dokument	64
<i>Wilhelm Elfes</i> : Briefe an Adenauer (zusammengestellt von Ludwig de Pellegrini)	65
<i>Wolfgang Abendroth</i> : Einheitsfront für das Grundgesetz	72
<i>Eberhard Dähne, Wanja v. Heiseler</i> : . . . ein theoretischer Grund lag nicht vor	88
<i>Erhard Jöst</i> : Der rote Feuerwehrmann aktuell	99
<i>Friedhelm Kröll</i> : Profil der Gruppe 47: Ideologie der Ideologielosen	111
<i>Kirti Maisel</i> : Moderne — Möglichkeiten	128
<i>Hannes Stütz</i> : Mit Bertolt Brecht	138
<i>Conrad Schuhler</i> : Die Alternative zum Sozialismus	149
<i>Hendrik Bicknaese</i> : Die Besuchssituation	160
<i>Peter-Paul Zahl</i> : Der Trick	167
<i>Franz Xaver Kroetz</i> : Briefwechsel mit der Süddeutschen Zeitung	168
ANMERKUNGEN	176

Zu diesem Heft

Geschichte ist augenblicklich ein Trend; auf allen Ebenen der Kulturindustrie ist Historisches in. Der Erfolg der Stauferausstellung war dafür ein Indiz, und auch die väterliche Handreichung Filbingers, Geschichte habe keineswegs etwas mit Fortschritt zu tun, spricht mindestens für verstärktes Augenmerk auf das Thema auch aus regierenden Kreisen. Der Buchmarkt notiert das Ansteigen des historischen Interesses mit farbigen Neuerscheinungen: sei es mit den „Hethitern“, den „Kelten“, „Germanen“, von der „Operation Heiliges Grab“ bis zum Unternehmen Barbarossa. Für ein anderes Bedürfnis nach Geschichte sprechen Neuerscheinungen wie Dieter Kühns „Ich, Wolkenstein“, die Bücher von Koeppen, Chotjewitz, Engelmann, August Kühns proletarische Familiendramonik und sein Wachsmuth-Roman, Uwe Timms neues Buch über die glorreichen Zeiten in des Kaisers Kolonien. Die Jetzzeit hierzulande ist nicht gerade reich an umstürzenden Ereignissen; Veränderung scheint im Moment eher Rückzug, „Tendenzwende“ (schon abgeschlossen), „Rechtsruck“ (noch in vollem Gange), und wo gekämpft wird, geht es meist um die Erhaltung bedrohter Rechte und Erungenschaften. In solchen Zeiten wächst wohl das Interesse an Geschichte: konservativ festschreibendes, nostalgisch flüchtigendes, kritisch fragendes, nach Alternativen suchendes.

Unser Interesse an diesem Thema ist leicht auszumachen: Auffinden der schwierigen Entwicklungslinien des Fortschritts in unserer Geschichte (dem Landesvater von Deutsch-Süd-West zum Trotz), der den Fortschritt begünstigenden und fördernden Kräfte, und die sachliche Frage, was sie — und damit wir — erreicht haben. Der Ausgangspunkt für diese Frage liegt nicht besonders günstig: Bürger eines Landes, das in einer Jahrhunderthälfte zweimal als Auslöser eines Weltkriegs hervorgetreten ist, haben es mit ihrer Geschichte schwer, mit den fortschrittlichen Traditionen auch. Das vollmundige Wort Erfolg will nicht zu recht über die Lippen. Aber aus solcher Reserve lässt sich genauer fragen, wie die Kämpfe verlaufen sind. Die einfachen Parallelen — wie die „Spitzelberichte“ über Autoren aus der Zeit der Demagogenverfolgung — sind vielsagend genug im Hinblick auf die wieder einmal aktuelle alte Frage: „Glauben sie denn, daß sie uns damit kleinkriegen?“ Noch wichtiger — und weniger präsent — scheint uns das Wissen über den erfolgreichen Kampf der Arbeiterpartei gegen Bismarcks Sozialistengesetz — ein Kampf, der in der offiziellen Wissensvermittlung aus gutem Grund unterschlagen wird: für die, die auf Veränderungen hinarbeiten, könnte er als angeeignete Tradition ein Stück Selbstbewußtsein bedeuten, ein Mehr an Handlungsfähigkeit.

Wie konnte es eigentlich passieren, daß selbst unter Demokraten hierzulande das Bewußtsein nicht selbstverständlich ist, daß die in der BRD herrschende Politik der Endvierziger, Fünfziger und — cum grano — der sechziger Jahre eine Niederlage erlitten hat? Das Adenauerideal eines christlichen Abendlands mit antikommunistischer Mission läßt heute selbst die verlegen abwinken, die es noch immer für nicht ganz falsch halten (aber eben leider nicht für „machbar“). Man könnte es den heutigen Konservatoren etablierter Macht öfter vorhalten, daß nicht *ihre* Vorstellungen eines „befriedeten“ Landes, mit verbotener Kommunistischer Partei, mit zum Ordnungsfaktor degenerierten Gewerkschaften, nicht ihre Absicht einer aus dem Denken und jeder Öffentlichkeit getilgten, kriminalisierten sozialistischen Alternative das heutige Gesicht der Bundes-

Zu diesem Heft

republik bestimmen — trotz Berufsverbot, trotz weiterer Einschränkung der Grundrechte heute und Aushöhlung des GG durch „Antiterrorgesetze“, trotz der lärmenden Angst, mit der sich die Wirtschaftskrise auf das Leben der Bevölkerung auswirkt. Die Auseinandersetzung dauert an, die Teilerfolge der demokratischen Kräfte werden immer wieder bedroht — aber gerade deswegen sollten wir diese Teilerfolge nicht noch aus unserem Bewußtsein herausnehmen lassen, im Gegenteil: besser lernen, sie zu handhaben.

„Aus einer geschichtlichen Situation kann man nur lernen“ sagt Wolfgang Abendroth in diesem Heft — von daher verbietet sich jede nostalgische Geistigkeit im Rückblick auf die demokratische Bewegung vor zehn Jahren. Wohl aber bleibt die Frage, wo denn die Energie dieser Bewegung geblieben ist. Viele engagierte Demokraten von damals sind als Handelnde auch heute deutlich auf der Seite des Fortschritts an Demokratie zu erkennen — was die Studentenbewegung anbetrifft, ist sie sogar stärker, zielbewußter geworden, und an ihrer Seite stehen heute junge Gewerkschafter, die auch wissen, daß von ihrem Handeln und Durchsetzungsvermögen die Zukunftschancen ihrer Generation abhängen. Verflüchtigt allerdings haben sich die Versprechungen, die von höchstofizieller SPD-Parteispitze damals herübertönten. Woraus nur zu lernen ist, daß es auf die reale Stärke und Bewegung der an Demokratie und Fortschritt interessierten Kräfte ankommt: der Kurswert der Versprechungen bestimmt sich danach.

Historisches Bewußtsein und Kenntnis früherer Kräftekonstellationen lehren auch, sich von den immer neu hochgespielten Sensationen in der Systemauseinandersetzung zwischen kapitalistischen und sozialistischen Staaten nicht beirren zu lassen und auf dem — erkämpften und immer noch umkämpften — friedlichen Charakter der Auseinandersetzung zu bestehen. Gerade die letzten Wochen und Monate haben dazu wieder einmal Erfahrungen geliefert. Mit Bahros „Alternative“ setzt sich ein Beitrag dieses Hefts auseinander; das Satyrspiel zu diesem Buch, das Manifest der so unterzeichneten „demokratischen Kommunisten“ angeblicher DDR- und wahrscheinlicher BRD-Geheimdienst-Provenienz wäre nicht weiter erwähnenswert, wenn nicht Günter Nollau, der ehemalige Präsident des Bundesamtes für Verfassungsschutz, uns dazu eine historische Lehre mitlieferte. Im Jahre 1959 trat eine „kommunistische Opposition“ mit einer Plattform zum „Dritten Weg“ hervor — eine terminologisch einwandfreie Leistung des Verfassungsschutzes, wie der damalige Amtschef heute mit kaum verhaltenem Hochmut gegenüber seinen unfähigeren Nachfolgern bekennt. Aufschlußreich sind auch die Freude und Dankbarkeit, die Nollau heute noch dem *Spiegel* bekundet für die Resonanz, die er seinem Produkt gewährte, als er damals synchron mit dem Aufmacher „Dritter Weg“ erschien. Die Verfassungsschutz-Texter wurden dabei vom *Spiegel* übrigens als „Idealkommunisten“ vor gestellt; im Koblenzer Postfach der Nollau-Agentur „staunten sich die Anfragen“ — und wer auch nur fragte, eröffnete laut Nollau dem Geheimdienst „die Möglichkeit, unter den Dissidenten, die wir kennenzulernen hofften, Informanten zu gewinnen“ (Günter Nollau, Das Amt, München 1978, S. 227—228).

Noch ein Satyrspiel: im selben Buch erzählt Nollau von einem angeblichen Gespräch, das er seinerzeit mit dem inhaftierten Kommunisten Oskar Neumann, der heute Mitherausgeber des *kürbiskern* ist, geführt haben will, immerhin mit dem Resultat, daß dieser „kein Arbeiterehrend“ kannte, womit die „Verelendungstheorie“ von Karl Marx ein für allemal ad acta gelegt werden konnte. Das wird die Arbeits- und Lehrstellensuchenden heute ganz besonders freuen. Aber nicht nur das zeigt, wie sehr Geschichte heute noch Gegenwart ist ...

August Kühn Fritz Wachsmuths Wunderjahre

Auszug aus einem Roman
(2. Teil von „Jahrgang 22“)

1.

Wie ein Fritz Wachsmuth sich erstmals zu wundern anfangen muß.

Er fand, sie hatte etwas von einer Hexe. Sie war schwarzhaarig wie er selbst, aber lang fiel ihr die leicht gewellte, mattglänzende Pracht über die Schultern. Beim Tanzen gar, da bewegten sie sich mit wie ein seidiger Vorhang, einmal die linke, einmal die rechte Seite ihres Gesichts halb verdeckend. Ihr etwas über zwanzigjähriges, doch schon sehr ausgeprägtes und von feinen Fältchen um Mund und Augen gezeichnetes Antlitz, ihre Lippen, die so voll waren, daß sie den dunkelrot-schmierigen Lippenstift nicht gebraucht hätten — all das hatte ihn verzaubert, um mit Fritz Wachsmuth zu sprechen, der solche Ausdrucksweise von den Großmuttermärchen her noch gern verwendete. Wenn er sich dessen bewußt wurde, lächelte er dann deswegen über sich selber, was eine seltene Eigenschaft bei Männern seines Jahrgangs war: Zu dieser Zeit besonders, es war im Frühsommer 1948, im Juni, eine Woche, nachdem bei den Verteilungsstellen der Lebensmittelmarken das neue Geld ausgegeben worden war, die D-Mark.

Ins „Storchennest“ war er diesen Samstag gegangen. Das war eine Wirtschaft, weit abgelegen von seiner Wohnung, wo Uschi, seine Frau, auf ihn wartete, mit den Kindern beschäftigt, mit den Zwillingen hauptsächlich, die, kaum älter als das neue Geld, reichlich Zuwendung für sich forderten.

Fritz war deshalb ins „Storchennest“ und nicht mehr in seine Stammlokale rund um den Hauptbahnhof gegangen, weil er seinen bisherigen Bekanntschaften vorläufig aus dem Weg gehen wollte. Deshalb, weil er deren Gerede über seine gerade abgesessene Haft als kleiner Schwarzhändler entgehen wollte. Hier, in der Vorstadtkneipe am südlichen Münchener Stadtrand kannte ihn keiner. Die drei Mann in der Ecke neben der Theke machten mit ihren Instrumenten ausreichend rhythmischen Krach, daß es ihm zum Tanzen reichte. Preiswertes Dünnbier gab es, Mädchen, die auch des Tanzens wegen hergekommen waren, da konnte ein Fritz Wachsmuth schon zufrieden sein. Das gehörte mit zu seinem privaten „Lastenausgleich“, den er sich vorgenommen hatte, als er noch in der Uniform des „Großdeutschen Reiches“ gesteckt hatte. Für die fünf Kriegsjahre, die ihm seine beste Jugend gekostet hatten, wollte er nun zehn Jahre ohne Befehl, ohne Kommando bleiben. Und leben!

Er starnte hinüber zu „seiner“ Schwarzhaarigen, nicht unablässig, daneben fand er noch Zeit, die männliche Konkurrenz zu mustern und einzuschätzen. Den,

der sie eben zu einem mißglückten Rumba herumwirbelte, hatte er nicht zu fürchten, schätzte er. Seinen Platz hatte der an einem Ecktisch, um den sich auch sonst nur Männer hockten, jüngere Männer als er, Wachsmuth, Männer, die gerade erst welche geworden waren, vielleicht noch den Reichsarbeitsdienst hatten mitmachen müssen und nicht, wie er, selbst herumgekommen waren in halb Europa. Einige von ihnen trugen Anzüge aus der Vorkriegszeit, man konnte ihnen ansehen, daß es einmal der Sonntagsstaat ihrer Väter gewesen war, so wenig paßten die da hinein in Nadelstreifen oder Karo, die Ärmel waren zu kurz, die Jacken zu lang oder zu eng. Dazwischen auch einer in umgeschneidertem Feldgrau, in einer infanteriegrünen Trachtenjacke, die ausgesputzt war mit dem Rot einer Parteiarmbinde, rot nur aus den Taschenschlitzen und im inneren Halskrägelchen. — Fritz kannte sich aus. Junge Männer in solchem Alter waren scharf auf jüngere Mädchen, solche, die eben um die achtzehn waren, deswegen aber auch noch von den besorgten Eltern keinen längeren Abendausgang bekamen. Wegen der fräuleinsüchtigen boys aus Alabama und Indiana, denen es manchmal auch nicht darauf ankam, etwas gewaltsam nachzuhelfen, wenn die angebotenen Liebesgaben, Nylonstrümpfe oder Kaffee, nicht verfingen.

Frauen wie die Schwarzhaarige hatten es nicht leicht, einen altersmäßig passenden Freund zu finden. Fritz, Jahrgang Zweiundzwanzig, war nun sechszwanzig Jahre alt. Ein dünn gesäter Jahrgang im Nachkriegsdeutschland. Regimenterweise lag er auf den „Heldenfriedhöfen“, vom Nordkap bis zum Wüstenrand der Sahara. Er, Fritz, war durchgekommen, weil er sich klein gemacht hatte. Jetzt, meinte er, wäre Kleinmachen falsch. Merkte sie nicht, welche Blicke er ihr nachsandte? Nein. Vielmehr, wie sie immer mehr seine ganze Aufmerksamkeit auf sich zog.

Allein saß Fritz an einem Tisch, lässig, mit übergeschlagenen Beinen lehnte er in seinem Stuhl, rauchte eine aktive Ami, die halbvolle Schachtel lag gut sichtbar neben seinem Bierglas. Amizigaretten, vor einer Woche noch hatte ein Stück fünf Mark gekostet. Feste D-Mark-Preise dafür gab es noch nicht, noch war alles unklar, schwankend. — Endlich Tanzpause. Der Jüngling brachte die Schwarze an ihren Platz zurück, dann verzog er sich zu seinem Männerstammtisch. An den Nebentisch hatte er sie gebracht, da unterhielt sie sich nun mit einer Unscheinbaren, die ebenfalls von ihrem Tänzer mit einer komischen Verbeugung dahin entlassen wurde. Der Dialekt war hart, und Fritz erinnerte sich sogleich an seinen verlorengegangenen Freund Swoboda — knapp vier Jahre waren seitdem verflossen. „Verzeihung, Fräulein, kommen sie nicht vielleicht aus Schlesien?“

Misstrauisch betrachtete sie ihn. Ein plumper Annäherungsversuch? In München waren nicht wenige Schlesier gelandet, genug, um den Einheimischen, Alten waren nicht wenige Flüchtlingen aus dem Osten nicht eben wohlwollend eingesessenen, die diesen Flüchtlingen aus dem Osten nicht eben wohlwollend entgegengekommen waren, eine Ahnung von schlesischer Aussprache zu geben. — Fritz mußte schnell weiterreden, sonst erreichte ihn die Abfuhr, die er schon von ihrem Gesicht ablesen konnte.

„Nämlich, ich habe einen Freund gehabt, der war da her. Ein guter Freund war der mir gewesen, fast den ganzen Krieg über. Der war aus Schlesien.“

„So“, sagte die Schwarzhaarige nur.

„Wie ich Sie hab reden gehört, hat es mich gleich an ihn erinnert.“ Da legte er eine bedeutsame Pause ein, abwartend, doch es kam nichts als Echo vom Nebentisch, nur die Unscheinbare, sie mußte sich dazu halb umdrehen, sah neugierig herüber. Fritz fragte sie nun artig:

„Ich darf mich doch herübersetzen?“, hatte dabei schon sein Glas ergriffen, seine „Aktiven“, stand noch einen Moment zögernd da, die Frauen rechneten ihm dieses Zögern als Höflichkeit an, auch als einen Rest Schüchternheit, die selten war in dieser gewalttätigen Zeit. Nickten zustimmend. Fritz saß bei der Schwarzhaarigen. Nicht lange, nur bis die Kapelle ihre Instrumente wieder in Gang setzte. Aber Zeit genug war inzwischen, daß sie sich gegenseitig vorstellen konnten. Sie hatte gesagt, sie sei Chemiewerkerin, das ging Fritz wieder durch den Kopf, immer wieder, als er mit ihr versuchte, nicht aus dem Sambatakt zu kommen. Chemie! Was Feines war das, was gebildetes, auch noch, wenn man das für seinen Geschmack unpassende Wort „Werkerin“ anhängte. Fritz stellte sich sowas wie ein Labor vor, Leute mit weißen Mänteln, die darin werkten. „Naturkunde“ hatte in seiner Schulzeit das Fach geheißen, in dem auch von Chemie die Rede war. Warum hatte die Schwarze nicht gesagt, sie sei Laborantin? Lag es noch an der Eindeutschung, wie sie bis vor ein paar Jahren üblich gewesen war? Aber jetzt langte man doch in deutschen Landen wieder lieber nach Fremdwörtern, besonders gern nach englischen. Chemie! Er roch sie in ihren Haaren, leicht schwefelig. Hexe! hatte er gedacht, wie er sie vorhin sitzen und danach mit dem anderen tanzen gesehen hatte.

Lacht nicht über den Fritz Wachsmuth, der so leicht zu beeindrucken war von einem klangvollen Namen für eine minder bezahlte Hilfsarbeit. Jede Herrschaft lügt in ihrer Sprache; da die Herrschaft sich in jenen Jahren zu einer anderen Form verändert hatte, mußte sie es auch mit ihrer Sprache tun — und wer wäre nur damals, wer fällt nicht auch heute noch immer wieder auf sie herein.

Wieder am Tisch, entzauberte sich die Chemie-Hexe für Fritz, indem sie ihn wissen ließ, worin die Arbeit bestand, für die man sie mit fünfzig Pfennig Stundenlohn täglich acht Stunden, samstags nur bis um zwölf Uhr mittags, beschäftigte. „Ich vulkanisierte die Ventile in Fahrradschläuche ein. Fünfundfünzig Stück in der Stunde.“

„Wenn ich damals gewußt hätte, was ich alles noch mit diesem Chemiewerk zu tun bekommen würde. Aber damals hab ich mir nur schnell eins grinsen können. Und mir dann gleich überlegt, daß ja Fahrradbereifungen eine ausgesprochene Mangelware waren. Nicht wenige sind schon ein paar Jahre lang mit allem möglichen Ersatz unter den abgefahrenen Reifen herumgeradelt, mit auf Draht gezogenen runden Scheibchen aus Lederabfällen, mit kleinen Spiralfedern — oder mit dutzendfach immer wieder geflickten Schläuchen. Fahrradschläuche! Ob diese schwarzhaarige Roswitha — so hat die geheißen — ob die mir welche besorgen konnte? Wenn ja, dann würde das ein gutes Geschäft

abgeben, hab ich gemeint. Und mir eingeredet, daß ich deswegen doch recht gehabt hätte, meine Uschi mit den Kindern allein daheim sitzen zu lassen. Fahrradschläuche, fabrikneue, was brachten die? Zwei Schachteln Amizigaretten? Ich hab damals den neuen Kurs für eine Schachtel Amiaktive nicht mehr im Kopf gehabt.“

Natürlich hat Fritz Wachsmuth noch was anderes im Kopf gehabt, als die Fahrradschläuche. Hinsichtlich derer wurde er schnell aufgeklärt, daß es sie nun wieder in den einschlägigen Läden zu kaufen geben würde, das Werk hätte schon seit längerer Zeit auf Vorrat produziert und jetzt, seit einigen Tagen, da würden auch wieder Händler beliefert. Er könne sich welche kaufen, wenn er genug Geld hätte. Die andere, der Fritz den wenig schmeichelhaften Namen „die Unscheinbare“ gegeben hatte, erzählte es. Und auch noch, daß es schon manchmal vorgekommen sei, daß sich Arbeiterinnen Schläuche um den Leib gewickelt hatten, um sie so durch die strengen Kontrollen aus dem Werk zu bringen. Heute würde es aber kaum eine mehr riskieren, weil sonst die Arbeitsstelle auf dem Spiel stand. Und viele waren auch entlassen worden, in der letzten und vorletzten Woche, denen man nichts hatte nachsagen können. Was sein anderes Anliegen betraf, so durfte er schon nach der zweiten Runde übers Parkett recht zuversichtlich sein. Roswitha vertraute ihm an, daß sie in der weiteren Umgebung wohnte. In der Maxhofsiedlung. Fritz kannte sich aus, durch ein kleines, am Stadtrand übrig gebliebenes Wäldchen führte der Weg dorthin, und daß er sie begleiten würde, darüber gab es bei ihm keinen Zweifel.

Maxhofsiedlung. Fritz erinnerte sich, wie durch einen Nebel tastete er sich zurück in seiner Erinnerung. Er war damals noch in der Schule gewesen, in der achten Klasse. Oder in der siebten? Im Jahr vor der Winterolympiade in Garmisch war es jedenfalls gewesen, da hatte der Reichsarbeitsdienst an der Straße von München nach Garmisch mithelfen müssen. Olympiastraße wurde die dann genannt. Bei Norbert, seinem Freund der Kinder- und Jugendzeit, war von der Schuftei an dieser Straße einmal die Rede gewesen. Ja, so war es gewesen: Norberts Vater hatte darüber sinniert, wer wohl in die neuen Häuser entlang dieser Straße einziehen würde, in die reihenweise hingestellten Einfamilienhäuschen mit knapp bemessenen Vorgärtchen und in die dreistöckigen Mietshausreihen unter flachen, „alpenländischen“ Dächern. „Dem Braunauer seine Vasallen vom fünften Glied werden sie da einquartieren“, hatte Norberts Vater damals gemeint, oder vielleicht war es auch seine Mutter gewesen.

Warum erinnerst du dich nicht weiter, Fritz Wachsmuth? Warum bleibst du wieder einmal, wie so oft schon, auf dem halben Weg stehen? Die Eltern von Norbert, Kommunisten waren sie. Und der Norbert, der dir dein einfältiges Gerede an deiner Hochzeit übel nahm und wegging, dich seitdem nicht mehr besucht hat, auch er ist ein Kommunist geworden, nach dem Krieg, nach fünf- und vierzig. Und ist nicht auch dein Vater einer gewesen, einer von den Roten? Aber du bist Schwarzhandler geworden, einer von den kleinen, denn zum großen Lumpen wolltest du nicht werden, sagst du. Außerdem wissen wir, hat

Samba. Nachkriegssamba wurde gespielt. Und getanzt. Ein Bein vor, eins zurück, zwischendurch im Kreis. Die Chemie-Hexe aus der Maxburgsiedlung konnte ihn schon sehr schwungvoll tanzen. An der Theke schenkte der Wirt Eierlikör aus. Dickflüssig tropfte das aus der Flasche, wie Vanillepudding, auch die Farbe war ähnlich. Fritz stellte sachkundig für sich fest, daß es sich bei dem Gebräu wohl um wirtseigenen Hauspantsch handelte, Weinbrand, Trockeneli und Zucker. Aber er kam nicht drum herum, seine Dame dazu einzuladen. Widerwillig wurden seine Markscheine aus der Reichsmarkära als Zahlungsmittel angenommen. Ein Glück, vermerkte Fritz, daß er noch einen Vorrat von Markscheinen behalten hatte, die nun anstelle von Zehnerln, Zehnpfennigmünzen, die es noch nicht gab in neuer Währung, verwendet wurden. Natürlich wären dem Wirt neue Markscheine lieber gewesen. Doch wer würde ihm, Fritz, seine Ersatzwaren abnehmen, seine Papierlampenschirme, seine markenfrei gekauften Suppenwürzen und den ganzen Krempel?

„Trinken wir auf Du?“

„Warum eigentlich nicht. Ich heiße Roswitha.“

„Ros?“

„Roswitha. Und du?“

„Friedrich, aber sag Fritz, wie alle.“

Das Gesöff schmeckte, wie es aussah. Der Kuß dagegen machte ihn begierig nach mehr, dabei war er flüchtig hingehaucht, kaum eine Berührung, ein Wischer, vorbei.

„Sag Fritz, was hast du eigentlich für einen Beruf?“

„Ich, ich bin selbstständig.“

Gewerbefreiheit hatten die neuen Herrn verkündet, die von der amerikanischen Militärregierung in Bayern. Jeder konnte beinahe jeden Beruf ausüben, jedes Gewerbe und beliebig Firmen gründen, ohne dazu mehr mitbringen zu müssen als einen Spruchkammerbescheid, der ihn als un-, minderbelastet oder entnazifiziert auswies. Natürlich hätte auch Fritz sich so eine Lizenz für irgendetwas besorgen können. Aber er hatte es — genauso natürlich — nicht getan. Er hatte längst die Abneigung seiner Mutter amtlichen Schriftstücken gegenüber selbst angenommen. Trotzdem, er log nicht, nicht bewußt, wenn er sich als „selbstständig“ bezeichnete. Nur meinte er nicht das, was man landläufig mit diesem Wort ausdrückte, er schonte nur die Tatsache, daß er, auf sich gestellt, noch sieben Jahre seines „privaten Lastenausgleichs“ vor sich hatte. Sieben von zehn, die er sich zugerechnet hatte, um seine Jugend, die er im Krieg verschwenden hatte müssen, wieder hereinzuholen, auszugleichen.

Roswitha mußte früh nachhause. Sagte, sie müsse um zehn Uhr daheim sein. Von der anderen Tischgenossin, der „unscheinbaren“, Monika hieß sie, verlautete nichts dergleichen. Als sie aber aufbrachen, zu dritt, da drängte es Fritz, zuerst sie bis zur Haustür zu bringen, obwohl ihm beide Mädchen versicherten, daß es beinahe keinen Unterschied mache, denn sie wohnten nur einige Häuser voneinander entfernt.

„Du bist doch schon volljährig, Roswitha. Daß du dann noch Vorschriften bekommst, wann du daheim sein mußt?“

Hinterher hätte sich Fritz die Zunge abbeißen mögen, denn damit hatte er um nichts ihr beschleunigtes Schrittempo durch die laue Frühsommernacht vermindern können. Nur einen ihm wenig genehmen Gesprächsstoff hatte er damit angeleiert. — Ihr Vater, ja, das sei so einer. Solange sie bei ihm in der Wohnung und im Warmen sei, hielte der auf strenge Ordnung. Sonst müsse besser, in einigen Dingen nachzugeben, denn ein Unmensch sei er ja auch nicht.

Lothar Baier, achtundvierzig Jahre alt, Vater von zwei Kindern, von denen eines, Roswitha, die nun kein Kind mehr war, heil durch den Weltkrieg gebracht worden war — was machte den so streng im Vorschriften geben? Daß ihm der ältere, der Sohn genommen wurde in diesem Krieg, irgendwo im nördlichen Eismeer, versunken in einem eisernen Sarg, für den man ihn abgerichtet hatte, um anderen Söhnen anderer Eltern ein nasses Grab zu bereiten — war das der Anlaß für die Strenge gegen seine ihm verbliebene Tochter?

Es gab noch andere Gründe, alte, weit in der Vergangenheit liegende, die im Jahre eintausendneunhunderachtundvierzig den Heimatvertriebenen Lothar Baier, Werkzeugmacher, so und nicht anders sich verhalten ließen. Sein Name, Baier, in seiner bisherigen Heimat war er selten gewesen, und zu ihm gab es eine Geschichte, die bei den Baiers in Ober- und Niederschlesien schon lange erzählt wurde. Länger schon, als einer dieser Baiers, ein Schullehrer in Oppeln, belächelt von den anderen des Clans den Familienstammbaum zu erforschen begonnen hatte. Schon ein halbes Jahrhundert bevor sie im deutschen Reich ein Gesetz gemacht hatten, das Beamten vorschrieb, einen „arischen Nachweis“ zu erbringen, hatte er damit angefangen, Briefe an Pfarrgemeinden zu verfassen, sie möchten ihm in Kirchenbüchern nachsehen, ob und wann es dort einen Baier des und des Vornamens verzeichnet gäbe. Nein, so verrückt war nur jener Schullehrer gewesen, ein entfernter Onkel von Lothar Baier, den der nur einmal, beim Begräbnis eines anderen Baiers gesehen hatte. (...) Einen aus der Baier-Anverwandtschaft erwähnte kaum jemand aus Lothar Baiers Familie, lediglich der auf Vollständigkeit bedachte Onkel hatte ihn herausgefunden und von ihm berichtet. Georg Michaelowitz, der Botschaften aus dem 1683 von den Türken belagerten Wien gebracht und einem König die Hand gedrückt hatte, einem polnischen König, Michaelowitz war auch Pole gewesen. (...)

„Also gut, noch einen Kuß, aber dann muß ich hinauf!“

Noch einen, sagte sie, dabei hatte sie ihm doch noch keinen einzigen zugestanden. Fritz bedauerte, daß er sich nicht mehr der Unscheinbaren, der Freundin von Roswitha zugewandt hatte, seit sie aus dem „Storchenhennest“ weggegangen waren. Aber die hatten sie zuerst heimbegleitet, die war nun weg — und sie waren endlich allein. Und dieses Alleinsein sollte nicht mehr einbringen als einen Kuß an der Haustür? Nicht einmal den!

„Roswitha! Wer ist denn der Kerl?“ — Im ersten Stock oben war ein Fenster geräuschvoll aufgerissen worden, aus ihm beugte sich nun mit imponierender Haltung ein älterer Mann heraus, um auf den spärlich beleuchteten Türvor-

platz blicken zu können. Die Birne aus der Lampe über der Haustür wurde immer wieder herausgeschraubt, so daß es der Hausmeister des Wohnblocks längst unterließ, wieder eine einzuschrauben.

„Roswitha?“

Die Männerstimme aus dem Fenster oben forderte nachdrücklich eine Antwort, laut, ohne Rücksicht auf mithörende Nachbarn. „Ja, komm gleich, Vater!“

Wieder etwas, das er, Fritz, nicht als einen Kuß ansehen konnte, ein Wischer wieder, wie vorhin im Lokal, beim Bruderschaft-Trinken.

„Nächsten Samstag wieder im Storchenhennest“, er flüsterte unwillkürlich und ärgerte sich gleich darauf, daß er sich von ihrem Vater dort oben so beeindrucken ließ, daß er deswegen seine Stimme dämpfte. Aber vielleicht war es gut dafür, daß die Roswitha am nächsten Wochenende kommen könne, wenn dieser komische Schlesier nichts davon hörte, was er mit seiner Tochter abmachte.

„Vielleicht. Und gute Nacht!“ Weg war sie, hastig hineingehuscht ins Haus.

Es wurde eine gute Nacht für Fritz Wachsmuth. Nach dem enttäuschend kurz ausgefallenen Abschied von der Hexe überlegte er für einen Moment, wieder zurück in die Tanzkneipe zu gehen, um vielleicht doch noch zu einem „Aufriß“ zu kommen. Aber ein Griff in seine Tasche, wo er das magere Knäuel alter Markscheine fühlte, festigte seinen Entschluß, heimzugehen. Zu Fuß, eine knappe Stunde würde er brauchen, bis er bei Uschi anlangte, und inzwischen wollte er nachdenken. Der Tarnanstrich an der Fassade des Häuserblocks, an dem er entlang mußte bis zu einem Löschwasserbecken, das nun als Abfallgrube gebraucht wurde, diese Merkmale der jüngeren Vergangenheit lenkten seine Überlegungen zunächst einmal rückwärts, in seine Jugend, von der er meinte, der Krieg hätte sie ihm genommen.

Hinkommandiert war er worden in diesen Krieg, deshalb, fand er, war es recht und billig, daß er sich als Ausgleich dafür eine entsprechende Zeit kein Kommando mehr gefallen lassen wollte, jedem Kommando aus dem Weg ging. Was diese entsprechende Zeit sei, auch das hatte er längst und zweifelsfrei errechnet: Mit den in Uniform geleisteten Überstunden und in Anbetracht dessen, daß es sich bei der vergeudeten Zeit um eine besonders wertvolle, nämlich seine Jugend gehandelt hatte, ziemlich genau zehn Jahre.

Bisher hatte er sich durchgemogelt. Aber nun, wo man wieder mit Geld zu rechnen anfing, Geld brauchte? Mit Schwarzhandel wie in den vergangenen drei Jahren würde er so lange nicht durchkommen. Was bisher gezählt hatte, war Ware gewesen, die man tauschen konnte. Was zählte nun? Geld? Wie kam einer zu Geld, wo doch alle nur die paar bunten Scheine, in Amerika gedruckt, als Kopfgeld bekommen hatten?

Was würde er mit Geld anfangen, hätte er genug davon, sinnierte er zwei Querstraßen weit vor sich hin; schnell hatte er eine lange Liste im Kopf. Essen, ja essen. All die feinen Sachen der Reihe nach durchprobieren, von denen ihm seine Mutter erzählt hatte, daß die feinen Leute sie in dem Hotel, in dem sie gearbeitet hatte, bestellten, wenn ihnen danach war. War ihm, Fritz, danach? Nein, seine Mutter hatte damals, als sein Vater noch gelebt hatte, oft

Reste von solchen Essen mitgebracht. Er aß, um satt zu werden, ja, Sattessen, das mußte schon sein. Aber sonst mochte er Essen nicht als wichtige, als eine Sache, die zählte, auf seine Gedankenliste setzen. Reisen? Aufs Land hinaus? Von den Hamsterfahrten her war ihm das etwas verleidet, nur an die Tochter eines Bauern erinnerte er sich dabei angenehm. Aber nun war er mit Uschi verheiratet, war es damals zwar schon gewesen, nein, Reisen zählten auch nicht für ihn. Kleidung? Ja, doch, da würde er sich reichlich was zulegen. Ein gut sitzender Anzug machte mehr aus einem, in so einem stellte man was vor. Auch Uschi würde das brauchen können, die lief immer noch ziemlich kriegs- und dann, nach der Schwangerschaft, wieder enger genähten Fähnchen. Auch den Kindern sollte freilich nichts abgehen in dieser Hinsicht, die Leute sollten nicht sagen können, für die hätte es nicht mehr gereicht. Und die Wohnung, getrieben hatte, die würde er gemütlich einrichten. So, daß er und Uschi auch einmal gern daheim blieben, Musik aus dem Radio hörten, eng aneinanderge- schmiegt. — Das Möbelgeschäft in Neuhausen, seinem Viertel, das hatte bis vor einer Woche nur dürftige Hocker im Fenster stehen gehabt, mit einer aus Pa- perschnur geflochtenen Sitzfläche. Als er gestern hineingesehen hatte, war da ein nagelneues mit rotem Stoff bezogenes Sofa. Aber dreihundert Mark, D-Mark, wer die wohl hatte?

Ein einzelner Wagen, ein Adler, zwölf Jahre auf dem Buckel, rührte ihm zweitaktergetrieben entgegen und blinzelte ihn mit den Scheinwerfern müde an. Fritz war noch nicht müde, aber ein Fahrzeug, fiel ihm ein, ein Auto oder Schon daheim wäre er jetzt, wenn er einen solchen fahrbaren Untersatz hätte, schon bei Uschi im Bett, und die würde ihm beleidigt wegen seines Weggehens ohne sie ihre Rückseite zuwenden, ärgerlich über die Schlafunterbrechung murrend, und wieder weggeschlafen. Richtig, dazu kam er immer noch zeitig genug. Aber eine neue Bereifung auf das Fahrrad, seines Vaters Fahrrad, das den Krieg überdauert hatte, eine solche könnte nicht schaden. In zu viele Glasscherben und Nägel war er mit der alten schon gefahren, die Schläuche waren mit Flicken beplastert wie ein Zigeuner kostüm im Fasching. Ja, und ausgehen würde er, oft und ausgiebig, zum Tanzen, zum Unterhalten, ins Kino, mit Uschi, ohne Uschi, und nicht auf den Pfennig schauen, auch nicht auf die Mark.

Unwillkürlich strich er in der Tasche die alten Reichsmarkscheine zwischen den Fingern glatt. Irgendwann, demnächst vielleicht schon, würden auch sie wertlos, wenn es wieder richtige Scheidemünzen gab, Fünf- und Zehnpfennig- stücke, Pfennige, mit denen er doch rechnen würde müssen. So wie in seiner frühen Jugend, am Ende der Schulzeit, als er sich sein Taschengeld selber hatte verdienen müssen.

Wie aber verdiente man sich viel genug von den neuen, bunten Scheinen? Was hatten die beiden Mädchen, die Hexe und die Unscheinbare, von ihrer Fabrik erzählt, wie war das gewesen? Längere Zeit schon hatten sie Reifen hergestellt, Schläuche für Fahrräder und auch für Autos und Motorräder. Hergestellt

waren die mit Reichsmarklöhnen, jetzt aber mußten sie mit D-Mark bezahlt werden — war das nicht ein Betrug, ein Betrug an den kleinen Leuten, die keine Fabrik hatten?

Auf seiner Nachtwanderung gelangte Fritz in die Nähe der Reifenfabrik, von der die Rede gewesen war. Eigentlich hätte ihn sein Heimweg nicht direkt vorbeigeführt, aber er war nun von dem kasernenähnlichen Bau angezogen wie von einem Magnet. Sogar von der Hauptstraße wich er ab, um die erleuchtete Seitenfront entlang zu stolpern über einen ungepflasterten Gehweg. Durch die verrußten und verstaubten Scheiben erahnte er mehr, als er sah, die dort werkelnde Samstagnachtschicht. Stehen blieb er bei einem halb geöffneten Fenster, horchte lange hinein, lauschte angestrengt, um Maschinenlärm und die knappen Zurufe der Arbeiter drinnen voneinander trennen zu können, zu verstehen, was die sich zubrüllten. Ein flaues Gefühl beschlich ihn, füllte ihn gleich ganz aus, und sein Mund wurde trocken wie immer, wenn ihm sein Gewissen schlug. Und, wie immer, versuchte er, dieses ihm lästige Gefühl loszuwerden, indem er sich seine hausgemachten Weisheiten vorsagte. „Der Schlaueste ist am schlausten für sich allein...“ — der trockene Mund blieb. Auch das Umdrehen und Weggehn machte sich schwierig, schon nach drei Schritten blieb er wieder stehen.

Hatten die da drinnen nicht genauso gut wie er ihren Lastenausgleich, ihre Wiedergutmachung verdient? Gehörte er nicht eigentlich genauso wie die da hinein? — Unsinn, Fritz, die haben mit hungrigem Magen und für Reichsmark-Lappen ihre Zeit verkauft, ihre Arbeit, und jetzt müssen sie diese Arbeit, wenn sie was davon bekommen wollen, mit dem neuen knappen Geld zurückkaufen, und es reicht ihnen zu nichts. Sogar am Samstag fahren sie eine volle Schicht, wie man sieht. So redete er sich in Gedanken zu. Aber wer verdiente daran? Wer — warum konnte nicht er, Fritz, derjenige sein. Er mußte an seinen Vorwährungsreform-Kram denken, an die Papierlampenschirme, die Patronenfeuerzeuge, die nun niemand mehr haben wollte. „Willst bei uns anfangen?“

Einer mit einem verschwitzten Gesicht peilte ihn aus dem Fenster heraus an. Pause drinnen, der am Fenster wischte sich die verschmierten Finger an der Brust seiner Montur ab, mit den kaum gesäuberten Händen schälte er dann ein zusammengelegtes Brot aus dem Papier, biß hinein. Immer noch sah er dabei auf Fritz, und, weil der noch keine Antwort gegeben hatte, redete er mit vollem Mund weiter: „He, was ist, hast kein Bett daheim, daß du anderen bei der Arbeit zuschaust, mitten in der Nacht.“

„Was kann man denn verdienen?“ Diese Gegenfrage von Fritz klang herausfordernder, als er es gewollt hatte, aber der andere, kaum älter als er, überhörte es.

„Die Stunde einemarkundacht, Schichtzuschlag und im Monat zehn Mark Zulage, wenn du nicht gefehlt hast.“

„Wer ist denn euer Chef?“

Der am Fenster mißverstand ihn, meinte, er wolle sich beim Chef des Werkes selber vorstellen. „Am Montag mußt ins Personalbüro gehen — haha, Chef — der macht sowas doch nicht selber, wo lebst denn du.“

„Ich möcht nur seinen Namen, damit ich mir was vorstellen kann. Nur seinen Namen.“

„Du bist vielleicht komisch.“ Der andere drehte sich vom Fenster weg und in die Werkhalle hinein. „He, weiß einer, wie unser Chef heißt? Da ist einer, der möchts wissen.“ Noch zwei weitere Gesichter tauchten auf, grinsten nicht unfreundlich.

„Unser Personalchef heißt Sandner. Montag bis Freitag, immer am Vormittag auf der anderen Seite vom Werk, drüben im Bürobau. Der Pförtner sagt es dir schon. Was bist denn von Beruf?“ Der Teufel ritt Fritz Wachsmuth wieder einmal. Ohne zu überlegen, nur so hin sagte er, und es klang beinahe stolz: „Nebler!“

Sein Witz kam nicht an, von denen war keiner bei der Flak gewesen, im Krieg. „Nebler?“ echte es doppelt oder dreifach von drinnen, zweifelnd. Fritz tat es schon leid, er erklärte, daß er seit Kriegsende noch in keinem Betrieb mehr gewesen wäre. Einer der Arbeiter wurde daraufhin geradezu mitfühlend. Und erzählte, wie er gleich fünfundvierzig wieder habe anfangen können, erst mit Reparieren von Bombenschäden, aber so viel habe nicht gefehlt im Werk. Ja, und seit ungefähr zwei Jahren sei er schon an der Presse, Reifen machen. „Wer kauft denn jetzt Reifen?“ wollte Fritz genauer wissen. Es gäbe schon genügend Käufer, aber genau wisse er es auch nicht, keiner habe es ihm gesagt, und er wisse auch nicht, wen er hätte danach fragen können. Ihm sei, wie den anderen auch, die Hauptsache, daß am Freitag das Geld in der Lohntüte stimme.

„Und wer ist euer Chef?“

Er solle ihn mit dem in Ruhe lassen, meinte der Gesprächige am Fenster. Er habe ihn auch noch nie gesehen, den Direktor. Außerdem sei der nur als Treuhänder da, weil doch die alten Chefs noch für die Kriegswirtschaft hätten arbeiten lassen. „Warum habt ihr dann nicht fünfundvierzig den Betrieb übernommen und seid Treuhänder geworden — oder gleich Besitzer vom Werk?“ Nur so dahergeredet war das von Fritz, er wußte selber, daß es so nicht gegangen wäre. Vielleicht war ihm auch was hängen geblieben von dem, was er von seinem Jugendfreund Norbert einmal aufgeschnappt hatte — nein, wohl kaum, wenn der von sowas angefangen hatte, war bei ihm auf Durchzug geschaltet gewesen.

Wütend hatte er mit seinem Dahergerede die Gummiwerker gemacht. „Hau doch ab, du blöde Sau! Bist aus der Ostzone geschickt, zum Leute aufhetzen hier. Kommunistensau, schleich dich, sonst ...“ „Arbeitscheuer!“

Fritz, erschrocken über das, was er angerichtet hatte, darauf bedacht, sein Weggehen nicht als Flucht erscheinen zu lassen, schlenderte betont lässig davon, auf die andere Straßenseite hinüber. Die am Fabrikfenster, hinter dem eisernen Gitter, die schickten ihm noch einige Flüche nach.

Sehr überrascht hätte es Fritz Wachsmuth, wenn er gehört hätte, was die drei nachher noch untereinander beredeten.

„Das hätte es nicht gebraucht, daß du den gleich so anfeindest. Vielleicht

sucht er wirklich eine freie Stelle.“ Das war der eine, der bisher nichts gesagt hatte.

Recht behalten wollte derjenige, der unseren Fritz Wachsmuth einen Arbeitsscheuen genannt hatte. Spätheimkehrer war der, aber heimkehren konnte er nicht mehr dahin, von wo er 1940 weggezogen war, als Soldat, denn die Tschechen wollten endlich allein sein, ungestört ihren Staat aufbauen. Und er, er wollte kein Tscheche sein, deshalb war er nach der Gefangenschaft nach München gekommen, da er meinte, mit den Bayern verbände ihn einiges, zum Beispiel der Handel, den seine bürgerlichen Vorfahren früher über die bayrisch-böhmischem Grenze geführt hatten.

„Ein Hetzer war das doch, ich kenn sowas. In meiner Heimat hat man ein Ohr dafür gehabt. Glaubt mir, lange wird es nicht mehr dauern, dann sind die Russen am Rhein. Und so einer wie der war, der bereitet dafür den Boden vor. Erinnert ihr euch, wie im Januar die Trambahnen bestreikt worden sind? Wir zu Fuß zur Arbeit mußten! Das war auch so ein Fall, und jetzt, wo sie Berlin blockieren. Ohne die Amis wären sie schon am Rhein, sag ich euch — aber ihr habt ja keine Ahnung!“

„Der Streik, der ging doch ums Fressen. Wenn sich keiner röhrt, gibts nicht mehr. Fünfundsiebzig Gramm Fett im Monat!“

„Für sowsas hat man im Feld den Kopf hingehalten. Und ihr seid daheim gesessen beim Bierkrug, und jetzt denkt ihr auch bloß dran, wie ihr die Brotmarken fürs Bier zusammenbringt. Und wählt Kommunisten ins Rathaus ...“

„Jetzt haltst aber das Maul! Ich war bis Vierundvierzig dienstverpflichtet in der Fabrik da, weil Autoreifen rüstungswichtig waren. Und dann hab ich auch noch zur Wehrmacht müssen. Und die sechs Kommunisten im Rathaus verkrafsten wir besser, als wenn wieder Nazis drinnen wären. Wenn ihr nicht so das Maul aufgerissen hättet, bei euch daheim, Heil geschrien und heim ins Reich, dann wärt ihr heute noch da.“

Der Werkmeister, der laut in die Halle rief und die Pause beendete, verhinderte vielleicht, daß die Auseinandersetzung handgreiflich weitergeführt wurde. — Fritz Wachsmuth schlenderte beschleunigter heimwärts und fand sich darin bestärkt, daß er irgendwie doch nicht zu denen in der Fabrik drinnen gehörte — aber eigentlich irgendwie auch schon wieder. Aber allein, auf sich gestellt, war zum Beispiel der Streik im Januar für ihn fast kein Thema gewesen — blieb er eben einmal einen Tag daheim oder ging zu Fuß wohin, wie er es ohnehin meistens tat. Gewählt hatte er auch nicht, und um die Blockade der Zufahrtsstraßen nach Berlin machte er sich auch keine weiteren Gedanken. Hingegen hatte er interessiert in der „Münchner Tageszeitung“ verfolgt, wie sehr sich der bayerische Kultusminister, dem Aussehen nach eine vollbärtige Heiligenfigur, gegen die Aufführung eines Balletts durch Männer stark gemacht hatte. Er selber, Fritz, war noch nie in ein Theater gegangen, aber daß dieses „Abra-xas-Ballett“ soviel Staub aufwirbeln konnte, fand er interessant. Und zwar deshalb, weil man darüber unverfänglich diskutieren konnte, sich damit sogar einen gebildeten Anstrich geben konnte an einem Biertrisch. „Der Wachsmuth, das ist einer, der sogar über Kulturpolitik mitreden kann.“ Sonst hatte er kaum was Politisches, worüber er hätte mitreden können.

Fritz Wachsmuth, nun doch mit einem Anflug von schlechtem Gewissen, steckte den Schlüssel beinahe geräuschlos ins Schloß, sperrte vorsichtig auf, schlüpfte behend und fast lautlos hinein und drückte sorgsam die Wohnungstür hinter sich zu. Deshalb auch, weil er Rosemarie, seine älteste, eineinhalbjährige Tochter, auf dem Flur wußte. Wenn sie abends eingeschlafen war, wurde sie samt dem Kinderbett aus dem Schlafzimmer herausgestellt, um nicht von den Zwillingen in der Nachtruhe gestört zu werden, die dort seit einer Woche in dem einen Elternbett lagen.

Leicht erschrocken bemerkte er, daß aus dem Spalt der Küchentür ein fahlgelber Streifen Licht fiel und daß dort zwei Frauen mit verhaltenen Stimmen ein leises Gespräch führten. Uschi und seine Mutter. Es mußte schon auf zwölf Uhr gehen, hatten sie auf ihn gewartet? Nie taten sie sonst dergleichen, welchen besonderen Grund also gab es heute?

Sie hatten sein Kommen nicht gehört. Er blieb auf dem Flur, unter dem Stromzähler stehen, bewegungslos. Lauschte auf die sanften Atemzüge des Kindes, seines Kindes. Das mechanische, langsame Ticken des Stromzähler aber trieb ihn an. — War doch nichts gewesen mit der schlesischen Hexe! Sogar den Abschiedskuß hatte ihm ihr gestrenger Vater vermasselt. Er fuhr sich mit der Zungenspitze über die Lippen, schmeckte etwas Öliges, wischte sich kräftig mit dem Handrücken über den Mund.

Die Frauen riß es erschrocken herum, als er zur Küchentür hereinhuschte.

„So spät?“ Der vorwurfsvolle Blick seiner Mutter traf ihn, Fritz wunderte sich, daß es ihm auf einmal etwas ausmachte. Bisher war dergleichen an ihm vorbeigegangen, als ginge es ihn nichts an.

Sie hatten über ihn geredet, seit sie die Kinder zum Schlafen hingelegt hatten und Fritz aus der Wohnung verschwunden war.

„Sein Vater war ein ganz anderer“, hatte Frau Wachsmuth begonnen, ihrer enttäuschten Schwiegertochter ein Gespräch aufzudrängen. „Ganz anders, sonst hätte ich ihn nicht genommen. Der hat immer für mich mitgedacht, überlegt, wie er mir ohne Geld in dieser schlechten Zeit nach dem ersten Weltkrieg doch eine Freude machen kann. Daß sein Sohn, mein Fritz, daß der da nicht so ist, das kommt, glaube ich, vom Krieg und den schlimmen Sachen, die er da gesehen und mitgemacht hat. Aber ich glaube schon auch, daß er sich noch ändert.“

Zuerst hatte Uschi ein bißchen geweint, sich aber dann beruhigt und bei ihrer Schwiegermutter beklagt. Daß sie noch nie etwas Schönes in ihrem bisherigen Leben gehabt hätte. Dann hatte die Mutter zum Vergleich von ihrem Leben erzählt. Vom dürftigen Haushalt des kleinen Eisenbahnbeamten vor dem Ersten Weltkrieg, in dem sie aufgewachsen war. Wie es da auch nur einmal in der Woche Fleisch gegeben hatte, das größere Stück für den strengen Vater. Und wie der in den Krieg gemußt hatte, kaum daß sie begonnen hatte, erwachsen zu werden. Vom Vater von Fritz berichtete sie, wie sie den geheiratet hatte, gegen den eigentlichen Willen ihrer Mutter, weil der doch ein Roter gewesen sei und geholfen habe bei der Vertreibung des bayerischen Königs. Wie dann der Fritz, nun Uschis Fritz, gekommen sei und wie sie ihn habe durch-

bringen müssen, oft mit den Resten aus dem Hotel, in dem sie gearbeitet hatte, weil doch sein Vater oft ohne Arbeit gewesen sei. Da waren sie also wieder gelandet beim Ausgangspunkt des Gesprächs — nicht lange, bevor er selbst zurückkam.

„... nein, glauben kann ich es nicht, daß er so ein Herumtreiber bleibt. Laß ihn nur erst einmal wieder eine ordentliche Arbeit bekommen, dann wird der schon. Voll sind schon wieder viele Schaufenster. Gehortetes Zeug, das sie so lange zurückgehalten haben, aber es muß auch wieder was Neues gemacht werden. Da findet sich schon wieder was für den Fritz. Schade, daß er nicht wieder in seine Stelle bei der Bahn gegangen ist, ich glaub, da war er zu stolz dazu. Aber glaub mir, der kommt schon wo unter.“

Als er dann vor ihr stand, ihr Sohn, da verflog mit einem Schlag ihr Wohlwollen für ihn, wie eine Wolke schob sich ihr Vorwurf davor, daß er nicht so geworden war, wie sie ihren längst verstorbenen Mann, seinen Vater in Erinnerung hatte.

Fritz Wachsmuth sagte ohne jede Betonung: „Ich habe mich umgeschaut. Gehn wir jetzt ins Bett, ich muß darüber schlafen.“

„Eigentlich gehör ich nicht mehr dazu, aber eigentlich auch schon wieder.“ Uschi hörte ihn das neben sich murmeln, als sie unter der Decke nebeneinander lagen. Beunruhigt flüsterte sie ihre Frage, was er denn damit meine, aber er gab keine Antwort mehr, schliefl ihr einfach weg.

Zu überlegen wäre, ob sich Fritz mit seinen Gedanken weiter bewegt hätte, zu einem anderen Verhalten gekommen wäre auf Grund dieser Überlegungen und Einsichten, wenn Uschi ihm einen ersten großen Ehekrach gemacht hätte — flüsternd natürlich, mit Rücksicht auf die im Zimmer schlafenden Zwillinge. Wäre dann diese „gute Nacht“ — gut deshalb, weil Fritz zu überlegen anfing — zu einem Wendepunkt in seinem Leben geworden? Überflüssig, es sich durch den Kopf gehen zu lassen, weil es eben nicht so geworden ist?

„Zieh mir die Große an, ich geh mit ihr spazieren“, befahl er Uschi am folgenden Sonntagmorgen, nach dem Frühstück. Uschi hatte gehofft, Fritz würde vorschlagen, sie gingen alle zusammen etwas an die frische Luft. Mutter wäre bestimmt daheim geblieben, das Mittagessen herrichten. Allein wären sie gewesen und hätten miteinander reden können. Uschi protestierte aber nicht, nur einen anderen Gedanken ließ sie laut werden: „Die Große! Gewöhn dich dran, daß du nun drei Kinder hast.“

Uschi bekam darauf keine Antwort. Trotzdem zog sie ohne weiteren Einwand die kleine Rosemarie, die „Große“, wie Fritz das kaum einjährige Baby nannte, mit den besten Sachen an, legte es in den Wagen, ja, packte ihm fürsorglich noch ein warmes Milchfläschchen mit ein, für den Fall, daß Fritz länger ausbliebe, was sie doch nicht wünschte.

Lieber wäre Fritz ganz allein losgezogen. Es war im Jahre 1948 noch nicht üblich, daß Männer ihren Nachwuchs im Wagen ausfuhren. Aber so sehr hatte er sich in seinem bisherigen Leben auch nicht ums Übliche gekümmert. Also

legte Fritz nun sogar eine Portion trotzigen Stolz auf, als er so gelassen ziellos seine Rosemarie, seine Große durch die Straßen karrte. Groß und gut kam er selber sich dabei vor.

Und in der folgenden Woche trieb es ihn, auch ohne Anhang so durch die Stadt zu streunen. Dabei zu überlegen, was werden würde, was er anstellen könnte, um wieder Anschluß zu bekommen, denn daß er ihn verloren hatte, seit es das neue Geld gab, vielleicht auch schon davor, das war ihm inzwischen klar geworden.

Zu denen gehörte er nicht, die nun mit großem Eifer Leute in ihre Läden lockten und denen das wenige Geld aus den Taschen zogen, für Waren, die sie bisher gut versteckt gehortet hatten. Auch nicht zu denen, die Trümmergrundstücke in der Innenstadt mit rasch zusammengenagelten Buden in Goldgräbersiedlungen verwandelten. Nichts Gängiges hätte er besessen, was er in so einem Behelfsladen hätte anbieten können. Aber auf der Suche nach Gelegenheiten trieb es ihn immer weiter durch die Stadt. Einer von anderem Bildungsstand, zum Beispiel sein Milchbruder Siegfried Schrimpf, hätte diese Rundgänge als Studien bezeichnet. Fritz erklärte daheim, wenn ihn Uschi oder seine Mutter danach fragten: „Umgeschaut hab ich mich, aber noch nichts Passendes gefunden.“

Als Fritz Wachsmuth am Freitag seinen alten Vor-Währungsfreund und Gönner, den Wahrsager und Elektromeister Thum, besuchte, hatte der zwar auch nichts Passendes für ihn. Aber wenigstens eine Gelegenheit, eine Okkasion, wie man in Kreisen der Schwarzhändler das nannte. Nein, Meister Thum würde wieder ins „reelle Geschäftsleben“ einsteigen, sagte er. Das kleine Vorstadthaus, das er sich mit Wahrsagen von der abergläubischen Kramerin verdient hatte, würde dafür eine gute Grundlage abgeben. Aber um Fritz einen Gefallen zu tun, wollte er ihm etwas von dem Vorwährungsramsch abnehmen. Nämlich, da gäbe es nun eine Elektrogerätefirma, eine Fabrik. Demnächst werde die liefern können und er, Thum, werde zusammen mit dem Sohn der Bäckerin, die Fritz ja auch kenne, eine Elektrogerätevertretung einrichten, er sei sich dafür weder zu gut noch zu alt. „Amerikanisch ist das, Fritz, das ist die Gewerbefreiheit. Damit ich was ins Ladenfenster zu stellen habe, nehm ich deine Lampenschirme inzwischen. Aber mehr als ein paar Mark kann ich dir nicht geben. Das mußt schon verstehen. Dafür kannst später vielleicht einmal mitschaffen, wenn das mit den Elektrogeräten anläuft.“

Die paar Mark, genau drei nagelneue Zwanzigmarkscheine, waren eine Ursache dafür, daß Fritz am darauffolgenden Samstag wieder Uschi allein bei den Kindern ließ. Eine andere war, daß es ihn zu der „Hexe“ zog. Zwei Scheine hatte er der Mutter für den Haushalt gelassen. Gerade soviel, wie das Kopfgeld am Währungsstichtag gewesen war. Erstaunt angesehen hatten ihn die Frauen dafür, und er hatte obenhin getan, etwas von einem günstigen Geschäft verlauten lassen, ganz allgemein und ungenau. Und war sich schon wieder einmal recht großartig vorgekommen.

Roswitha, die Chemiewerkerin, war noch nicht da, als er ankam. Obwohl er, um Fahrgeld zu sparen, den weiten Weg zu Fuß gemacht hatte. Unschlüssig und etwas enttäuscht blieb er neben dem Windfang an der Tür stehen. Blieb

da, bis er, nach zwei, drei Minuten vielleicht, einem der jüngeren Stammgäste auffiel.

„Is' noch nicht gekommen, deine Geige aus Schlesien. Setz dich inzwischen zu uns herüber.“ Hatten also nichts dagegen, die Platzhirsche, wenn er in ihrem Revier wilderte. Die Roswitha, die Schlesierin, die zählten die nicht dazu, „Geige“ nannte der sie anziglich und leicht abfällig. Aber Fritz war keiner von denen, die wegen so etwas einen Streit oder gar eine Schlägerei anfangen. Er setzte sich auf den angebotenen Platz auf der Eckbank. Wollten natürlich wissen, die Burschen, wen sie sich da an ihren Stammtisch geladen hatten, flachsten ihn an, von wegen, ob er sich einen Flüchtlingsausweis erheiraten wolle, einen Lastenausgleich samt Wohnung und Aufbaukredit.

Gehört hatte Fritz schon davon, daß einige Parteien für die Heimatvertriebenen solche Sonderrechte forderten. Aber darum kümmern? Warum, was hatte er damit zu schaffen, was brachte ihm das ein? Er wollte aber vor diesen anderen groß dastehen, Respekt wollte er sich verschaffen, damit sie ihn nicht weiter behelligten, wenn Roswitha kam.

„Ich werd demnächst in den Elektrohandel einsteigen. Verkauf direkt ab Werk, versteht ihr? Da bin ich nicht auf einen Lastenausgleich angewiesen, wenn es so einen gibt. Bis jetzt ist nur immer einer in Reichsmarklappen ausgezahlt worden.“ Er langte sich verächtlich an die Hinterseite, die anderen grinnten. Grinsten dann auch zu dem, was er noch zum Elektrogerätehandel zusammenphantasierte, weil es immer mehr nach Hochstapler klang. Nicht nur Fritz, auch alle anderen an dem Ecktisch waren froh, als Roswitha im Sonntagskleid hereinkam.

Fritz wieselte ihr entgegen, schmeichelte „Hast du dich aber hübsch gemacht“ und erhandelte sich damit die endgültige Geringschätzung der vom Ecktisch und ein herablassendes Begrüßungslächeln der Angeschwärmtten. Und gleich noch einen Dämpfer bekam sein Hochgefühl.

„Grüß dich. Ich bin aber nicht wegen dir da, sondern mit meiner Freundin hab ich mich hier zusammenbestellt.“

Kein Dünnbier bestellte Fritz bei der Bedienung, sondern für sich und die Hexe das Sonderangebot, „Goldmuskateller“, ein süß-pappiges Gesöff, das sogar an Wein erinnerte, wenn man lange keinen solchen mehr genossen hatte. Einen Vorteil gegenüber dem Bierplempel hatte dieses Gesöff. Es machte sie und ihn gesprächiger, als es nach diesem peinlich-kühlen Anfang zu erwarten gewesen wäre. Sie kam ins Erzählen über ihre Familie, einschließlich dem Michaelovitz-Vorfahren mit dem Königshändedruck, und endete bei der Einweisung in die Münchner Wohnung durch das Lastenausgleichsamt.

„Ich bräuchte auch eine . . . ich meine, wir, wenn . . .“ beinahe hätte Fritz sich verplappert. Noch einen Goldmuskateller, laß-mich-aus rief der Zwanziger in der papierenen Ersatzbrieftasche. Fritz fiel, ganz unpassend in diesem Moment, ein, daß er in einem Ladenschaufenster Brieftaschen gesehen hatte, die ziemlich sicher aus echtem Leder gewesen waren. Glänzend wie friedensmäßige Schuhe. — So hörte er nur mit einem halben Ohr, was sie ihm entgegnete auf seine schwindelhafte Anspielung auf ihre gemeinsame Zukunft.

„An sowsas sollte man jetzt gar nicht denken. Wo es doch bald wieder Krieg geben wird, wegen den Russen, die schon Berlin belagern. Heiraten und Krieg, das paßt nicht zusammen.“ „Krieg.“

„Ja, mein Vater hat es mir erklärt. Weil es den Kommunisten um die Welt herrschaft geht. Nicht eher geben sie Ruhe, bis sie alles haben.“ Er mußte sich wundern, wie überzeugt die Hexe tat. Ärgerlich, daß er da nicht mitreden konnte. Lahm kam er sich vor, als er ihr antwortete: „Aber bei uns sind doch die Amerikaner, die uns regieren. Und die fliegen auch nach Berlin.“

Wer wohl die ledernen Brieftaschen kaufte? Wer brauchte denn die, wo das Geld so knapp war? Sie hatte wieder ausgetrunken. Noch mal zwei Gläser, von dem Zwanziger war nur noch etwas über die Hälfte übrig. Sie tanzte mit ihm. Mit keinem anderen. Ihre Freundin, die Unscheinbare, kam nicht. Es wurde Zeit, zu zahlen. Der Weg über die Wiese, das Wäldchen, Fritz Wachsmuth sah es reichlich verschwommen. Das Gesöff! „Roswitha, komm!“ Auch sie mußte die Wirkung des „Sonderangebots“ spüren. Ihre Schritte waren steif und unsicher. Fritz spürte ihren Widerwillen, ihm vom Weg herunter zu folgen, und doch tat sie es. Rauh fühlte sich der Stoff ihres Kleides an. Sie lehnten an einem Baumstamm, einer Buche, die Rinde war ziemlich glatt. „Wenn es unbedingt sein muß. Aber paß ja auf!“

Er versuchte, sie an den Schenkeln zu streicheln, aber sie zog die Hose selbst herunter, ließ ihn ihre Feuchte spüren. „Los, mach schon!“

Danach lief sein Samen über die Beinschminke, die den Strumpf ersetzte. Sie hatte ein Taschentuch dabei, gab es ihm, ließ sich von ihm abwischen. Unvermittelt eilte sie zum Weg zurück. Er hinterdrein. Wortlos legten sie den Weg bis zu der Siedlung mit den Tarnfarben zurück, vorbei am stinkenden Löschwasserteich aus der Luftschutzezeit.

„Wie ein Russe!“ warf sie ihm hin, als sie an die Straße kamen. Er versuchte es mit seichtem Plauderton.

„Hast du schon einmal mit einem Russen?“

„Nein!“

Der Vater Baier lehnte schon wieder am Fenster, war schon von weitem zu sehen. Bis ein paar Schritte vor dem Haus blieben sie wortlos nebeneinander. Da spürte Fritz Wachsmuth einen galligen Geschmack auf der Zunge. Und gallig raunzte er ihr — stehendbleibend — nach: „Mein Vater hat nichts gehabt. Der war Kommunist.“

Als er wieder an dem Löschwasserbassin vorbeikam, merkte er, daß er noch immer ihr Taschentuch in der Hand trug. Nein, er ärgerte sich nicht mehr über die Hexe. Mehr über sich selber. Das Tuch war mit brauner Schminke verschmiert, er warf es auf den Weg. Heim zu Uschi.

Weit war der Weg hierher. Sehr weit, mein Bruder.

Die Handschellen wogen schwer an den Händen.

Abends, während die kleine Lampe hin und her pendelte,

als wollte sie sagen: „Die Zeit ist um“,

lasen wir die Geschichte der Welt aus irgendwelchen Namen,

geritzt mit dem Nagel in die Wände der Gefängnisse,

aus kindlichen Zeichnungen der Todeskandidaten

— ein Herz, ein Pfeil, ein Schiff, das sicher die Zeit durchflügt,

aus Versen, die mittendrin abbrachen, damit wir sie vollenden,

aus Versen, die endeten, damit wir nicht enden.

Es war ein weiter Weg hierher — ein mühevoller Weg.

Nun ist er Dein Weg geworden. Den hältst Du fest,

so wie Du die Hand des Freundes hältst und seinen Pulsschlag spürst

unter der Narbe, die die Handschellen hinterließen.

Normaler Puls. Sichere Hand. Sicherer Weg.

Der Krüppel neben Dir zieht vor dem Schlafen sein Holzbein aus,

er stellt es in die Ecke — ein hohles hölzernes Bein,

man muß es füllen, wie man den Topf mit Erde füllt,

um Blumen pflanzen zu können,

wie sich die Dunkelheit mit Sternen füllt,

wie sich allmählich die Armut mit Gedanken und Liebe füllt.

Das haben wir beschlossen, daß alle Menschen eines Tages zwei Beine

haben sollen,

eine fröhliche Brücke von Auge zu Auge,

von Herz zu Herz. Wo immer Du auch bist,

auf dem Schiffsdeck, auf dem Weg in die Verbannung,

hinter den Gittern des Sammellagers, nahe dem Tod,

der nicht „morgen“ sagt

zwischen den tausend Krücken aus bitteren, verkrüppelten Jahren,

Du sagst „morgen“ und stehst gelassen und sicher

wie ein gerechter Mensch den Menschen gegenüber.

Diese roten Spuren an den Wänden können aus Blut sein

— all das Rote in unseren Tagen ist Blut —,

vielleicht ist es auch die untergehende Sonne, die auf die Wand gegenüber scheint.

Jeden Abend färben sich die Dinge rot, bevor sie verlöschen,

und der Tod ist näher. Draußen vor dem Gitter

tönen die Stimmen der Kinder und das Pfeifen des Zuges.

Dann werden die Zellen noch enger,
und man muß an das Licht auf einem Ährenfeld denken
und an das Brot auf dem Tisch der Armen
und an die Mütter, wie sie am Fenster lächeln —
damit man sich etwas Raum schafft, um die Füße auszustrecken.

In jenen Stunden drückst Du die Hand Deines Kameraden,
es entsteht ein Schweigen voller Bäume,
von Mund zu Mund wandert die geteilte Zigarette
ähnlich einer Laterne, die den Wald absucht — wir finden die Ader,
die zum Herzen des Frühlings führt. Wir lächeln.
Wir lächeln in uns hinein. Jetzt verbergen wir es, dieses Lächeln.
Gesetzwidriges Lächeln — wie auch die Sonne gesetzwidrig wurde,
gesetzwidrig auch die Wahrheit. Wir verbergen das Lächeln,
so wie wir das Bild der Geliebten in unserer Tasche verbergen,
so wie wir die Idee der Freiheit im tiefsten Winkel unseres Herzens verbergen.
Alle, die wir hier sind, haben wir einen Himmel und das gleiche Lächeln.

Vielleicht töten sie uns morgen. Aber dieses Lächeln
und diesen Himmel können sie uns nicht nehmen.

Wir wissen: unser Schatten bleibt auf den Feldern,
auf der Mauer, die unsere Hütte umgibt,
auf den Wänden der großen Bauten von morgen,
auf der Schürze der Mutter, die am schattigen Hoftor
die frischen Bohnen verliest.

Das wissen wir.

Gepriesen sei unser bitteres Los.

Gepriesen unsere Verbundenheit!

Gepriesen die Welt von morgen.

Einst waren wir sehr stolz, mein Bruder,
denn wir waren noch nicht so sicher.
Große Worte sagten wir,
wir schmückten die Uniform unserer Verse mit vielen goldenen Litzen,
ein hoher Helmbusch flatterte auf der Stirn unserer Lieder.
Wir waren laut — wir hatten Angst, deshalb dieser Lärm,
mit unserer Stimme übertönten wir die Angst,
unsere Stiefel stampften auf das Pflaster,
weite, dröhrende Schritte —
ähnlich jenen Paraden mit leeren Kanonen,
von allen aus Tür und Fenster gesehen
und doch nicht bejubelt.

Sie redeten damals von hölzernen Podesten, von den Balkonen.
Radios ertönten laut, die Reden wiederholend.
Hinter den Fahnen verbarg sich die Furcht.
In den Trommeln hielten die Toten Wache.

Keiner verstand, was geschah.
Mag sein, daß die Trompeten den Takt der Schritte bestimmten,
den Rhythmus des Herzens bestimmten konnten sie nicht.
Wir suchten den Rhythmus.

Der Widerschein von Waffen und Scheiben,
ein flüchtiger Eindruck fürs Auge — sonst nichts;
danach erinnert sich keiner an Worte, Gesichter und Weisen.
Als am Abend die Lichter erloschen und der Wind die papiernen Fähnchen
auf den Straßen verstreute

und der schwere Schatten einer Straßenwalze auf dem Tor blieb,
wachten wir, sammelten den verstreuten Lärm der Straßen,
sammelten die losen Schritte,
fanden den Rhythmus, das Herz, die Fahne.
Und da, mein Bruder, lernten wir, miteinander zu reden,
ganz ruhig und einfach.

Jetzt verstehen wir uns — mehr braucht es nicht.
Und morgen, sage ich, werden wir noch einfacher sein,
werden wir Worte finden, die das gleiche Gewicht haben
für alle Herzen, für alle Lippen.
Damit wir sagen können: „Feige“ zur Feige und „Trog“ zum Trog.
So, daß die anderen über uns lächeln und sagen: „solche Gedichte
machen wir Dir hundert die Stunde“. Gerade das wollen wir.

Denn, mein Bruder, wir singen nicht, um uns über die Menschen zu erheben,
wir singen, um die Menschen zu vereinen.

Also ist es nicht nötig zu schreien, damit man mir glaubt,
damit sie sagen: „wer schreit, hat Recht“.

Wir haben das Recht auf unserer Seite und wir wissen es.
Und wenn ich noch so leise zu Dir spreche, ich weiß, Du wirst mir glauben.
Wir haben uns gewöhnt an die leisen Gespräche in den Gefängnissen,
bei den Zusammenkünften im Untergrund während der Besatzung.

Wir haben uns gewöhnt an die kurzen klaren Worte bei Furcht und Schmerz,
Tag, Stunde, Losungswort in stummen, schrecklichen Winkeln der Nacht,
an den Schnittpunkten der Zeit, einen Augenblick lang
von den Scheinwerfern der Zukunft durchleuchtet,
eilige Worte, eine kurze Zusammenfassung des Lebens,
nur die wesentlichen Punkte geschrieben auf eine Zigarettenhüschachtel
oder auf ein so kleines Papier, das man im Schuh versteckt,
oder im Saum unseres Kittels,
ein kleines Papier als große Brücke über den Tod.

„Ach, sicher, all das ist nichts“, werden sie sagen.
Aber Du, mein Bruder, weißt: aus diesen einfachen Wörtern,
diesen einfachen Taten, diesen einfachen Liedern
wächst unser Leben, wird die Welt größer und wir selbst.

Und nicht, daß Ihr sagt, ich hätte etwas Wichtiges getan;
nur, daß ich vorbeiging, mich an die gleiche Wand lehnte, an der Ihr lehntet,
meine Kameraden,
nur daß ich in den Sammellagern die Namen unserer Helden und Märtyrer las,
nur daß ich die gleichen Handschellen trug, die Ihr getragen habt,
daß ich mit Euch litt und träumte,
nur, daß wir uns fanden, Gefährte!

Der alte Christos baute den Ofen des Lagers.
Ich stand da und beobachtete seine alten, sicheren Hände,
diese einfachen, weisen, hilfsbereiten Hände —
Stunde um Stunde wuchs der Ofen,
wuchs die Welt,
wuchs die Liebe.
Und als ich das erste Stück von unserem heißen Laib kostete,
nahm ich mit diesem Geschmack etwas von den weisen Händen
des alten Maurers auf,
etwas von seinem ruhigen Lächeln, das keine Erwiderung fordert,
etwas von den Händen all der Kameraden, die das Brot der Welt kneten —
jener sicheren Gelassenheit des Menschen,
der nützliche und unentbehrliche Dinge anfertigt.

Danach erfuhren wir noch viel mehr; aber wenn ich mich hinsetzen würde,
um Euch all das zu schildern,
dann würde mein Lied nie enden,
so wie unsere Liebe, das Leben, die Sonne nie ein Ende haben.
Und ich komme nur, um Dich zu umarmen und zu weinen, mein Bruder,
so wie der Verliebte, der nach Jahren zu seiner Auserwählten zurückkehrt
und ihr mit einem Kuß die Wartezeit schildert
und all die Jahre, die ihnen bevorstehen.

Wir betrachteten viele Stunden das gleiche Zeichen,
viele Leben lang suchten wir nach diesem Zeichen,
bis wir ihm unsere Herzen und Hände anvertrautten.
Und was Tausende leidender Menschen betrachteten,
es nimmt etwas von unseren Augen und von der Begegnung unserer Augen
und wird größer und größer und größer
wie der Teig im Backtrog, wie der Baum in der Sonne, wie die Hoffnung
in unseren Herzen.
Und das Andere wiederum, das ganz Große, das Unfaßbare und Unsichtbare,
nachdem wir es so lange gemeinsam betrachteten und gemeinsam liebgewannen,
wurde unser, eins mit uns, wir haben es neben uns
wie das Salzfaß, wie die Gabel, wie den Teller.
Und jetzt betrachten wir genau so einfach und herzlich ein Blatt
oder einen Stern,

den Stein, auf dem wir sitzen, oder die hohen Kamine der Zukunft.
Heute gleicht mein Herz weder einer goldenen Wolke,
die im Sonnenuntergang leuchtet,
noch einem Engel, der den Tisch unter den Bäumen des Paradieses deckt
und mit seinen weißen Flügeln die Krümel der Sterne
aus den Bärten der alten Heiligen schüttelt.
Nichts von alldem. Mein Herz ist jetzt ein breiter, irdener Topf,
der viele Male im Feuer stand,
der tausende Male für die Armen kochte,
für die Taglöhner, für die Flößer,
für die Arbeiter und ihre verbitterten Mütter,
für die schmachtende Sonne, für die Menschen, ja, für alle Menschen,
— ein armer, rußgeschwärzter Topf, der gut seine Arbeit verrichtet,
der wilde Bergkräuter kocht, ab und zu Fleischstückchen,
und von unten schüren das Feuer meine hungrigen Brüder
— jeder legt sein Holz auf,
— jeder erwartet sein Teil.

Sie sitzen im Kreis, zusammen mit Schafen und Kühen,
wie Ihr jetzt um mich sitzt.
Sie sprechen vom Wetter, von der Saat, über die Ernte,
sie sprechen vom Regen, von der Sonne, vom Frieden,
von jenem Zeichen, das immer mehr Augen erblicken;
von jenem Stern, den kein Wind auslöscht,
und die Toten versammeln sich um unseren Tisch,
und auch sie warten auf ihr Teil.

Und der Topf kocht und kocht und singt dabei.

In diesen Tagen jagt uns der Wind.
Um jeden Blick der Stacheldraht,
um unser Herz der Stacheldraht,
um die Hoffnung der Stacheldraht. Groß ist die Kälte dieses Jahr.

Näher! Noch näher! Meilenweit nichts als Wasserwüste um sie herum.
In den Taschen ihres alten Mantels kleine Herde,
um die Kinder aufzuwärmen.

Sie sitzen auf der Bank und dampfen vom Regen und vom weiten Weg.
Ihr Atem ist der Rauch eines Zuges, der weit fährt, sehr weit.
Sie reden, und da wird die verblichene Tür des Raumes zur Mutter,
die die Hände in den Schoß legt und zuhört.
Und auch ich höre zu und empfange und werde reicher —
auch ich werfe ab und zu ein Wort ein,
wie wir ein Holz ins Feuer werfen —
die Flamme lodert auf, größer wird das Licht — Scheit zu Scheit

die Wände röten sich, der Wind zieht sich zurück, es knarrt der Fensterflügel.
Draußen hört man ein Eselchen, das noch auf dem Gras weidet,
und der Hund liegt ruhig vor den Füßen der Gestorbenen.
Alle warten wir, daß es dämmert.

Der Wind hat sich gelegt. Stille. In der Ecke des Raumes
ein Pflug, nachdenklich — er wartet auf den Einsatz.
Man hört deutlicher das Wasser im Topf kochen.

Die auf der hölzernen Bank warten, sind die Armen, die Unseren,
die Mächtigen,
es sind die Taglöhner und die Proletarier
— jedes ihrer Worte ist ein Glas Wein,
ein Kanten schwarzes Brot,
ein Baum nahe dem Felsen,
ein Fenster offen zum Sonnenlicht.

Das sind unsere Christusse, unsere Heiligen.
Ihre derben Schuhe sind wie Wagen voll Kohle,
ihre Hände sind die Sicherheit selbst —
verarbeitete Hände, harte Hände,
schwielig mit gerissenen Nägeln, mit rauen Haaren,
mit Daumen, breit wie die Geschichte des Menschen,
mit der weiten Spanne wie die Brücke über den Abgrund.
Ihre Fingerabdrücke sind nicht nur in den Registern der Gefängnisse,
ver wahrt werden sie auch in den Archiven der Geschichte,
ihre Fingerabdrücke sind die dichten Eisenbahnschienen,
die die Zukunft durchflügen.
Und mein Herz, meine Kameraden, ist nichts weiter als ein irdener,
rußgeschwärzter Topf,
der seine Arbeit richtig macht — nichts weiter.

Also, meine Kinder, ich denke jetzt nach, wie der Großvater,
der Märchen erzählt
(und ärgert Euch nicht, daß ich Euch „meine Kinder“ nenne,
nur an Jahren stehe ich vielleicht über Euch, an nichts anderem,
und morgen werdet Ihr mich „mein Kind“ nennen und ich werde
mich nicht ärgern,
denn so lange es Jugend in der Welt gibt, werde ich jung sein,
und Ihr sollt mich „mein Kind“ nennen, meine Kinder) —
also, meine Kinder, denke ich jetzt nach,
wie ich ein Wort finde, das zur Größe der Freiheit paßt,
weder zu hoch, noch zu niedrig
— das Zuviel ist unecht,
das Zuwenig ist zu bescheiden —
ich will auf nichts mehr und nichts weniger stolz sein, als darauf,
ein Mensch zu sein.

Wir werden unser Lied finden. Wir sind auf dem rechten Weg.
Was sagst Du dazu, Kamerad?

Gut, gut.
Es kochen die Wurzeln. Knapp ist das Öl. Das macht nichts.
Die Lust ist da und das Herz. Es ist Zeit.

Hier das brüderliche Licht — einfach sind Hände und Augen.
Hier gilt nicht, daß Du über mir stehst oder ich über Dir.
Hier soll jeder über sich selbst sein.

Hier gilt das brüderliche Licht, das eilt wie ein Fluß neben einer großen Mauer.
Diesen Fluß hören wir bis in unsern Schlaf.
Und wenn wir schlafen, hängt unsre Hand unter der Decke hervor
und taucht mitten in diesen Fluß.

Schon zwei Tropfen seines Wassers genügen, das Gesicht
des Alptraums zu benetzen
und er verschwindet schnell hinter den Bäumen.
Und der Tod ist nichts als ein Blatt, das zu Boden fällt,
um ein Blatt zu ernähren, das im Werden ist.

Jetzt blickt Dir der Baum durch seine Blätter hindurch in die Augen.
Die Wurzel zeigt Dir ihren ganzen Weg.
Du blickst der Welt in die Augen — Du hast nichts zu verbergen.
Deine Hände sind sauber, gewaschen mit der dicken Seife der Sonne;
Deine Hände läßt Du unverhüllt auf dem gemeinsamen Tisch.
Du vertraust sie den Händen Deiner Kameraden an.

Ihre Bewegung ist einfach, voll Sicherheit.
Auch wenn Du nur ein Haar vom Kittel Deines Freundes entfernst,
ist es, als nähmst Du ein Blatt vom Kalender,
den Rhythmus der Welt beschleunigend.
Obwohl Du weißt, daß Du noch viel weinen mußt,
bis Du die Welt das Lachen lehrst.

Ein Topf also. Nichts anderes.
Ein irdener, rußgeschwärzter Topf,
er kocht und kocht und singt,
singend kocht er auf dem Feuer der Sonne.

(Geschrieben im Konzentrationslager für politische Gefangene,
Kontopúli — Lemnos, Dezember 1948 — Februar 1949)

Aus dem Griechischen übersetzt von einer Arbeitsgruppe des Instituts für
klassische Philologie der Universität Frankfurt/Main unter Leitung von Niki
Eideneier.

Es heißt, das vom Lastwagen heruntergelaufene Blut sei von einem Patrioten mit Nelken zudeckt worden. Einige Jahre später werden Legenden entstehen, die berichten, auf dem Asphalt seien Blumen gesprossen, die gleichen vielleicht, die man einmal auf die dunklen Flecken gelegt hatte. Und vielleicht sogar erzählen dereinst Großmütter ihren Enkeln das Märchen, an bestimmten Maiabenden habe die Straße wie eine Mohnblumenwiese ausgesehen.

Legenden und Übertreibungen. Tatsache ist, daß das Blut dort, wo es hingefallen war, eintrocknete, bis der Regen es abwusch, dies wenigstens auf dem Asphalt, denn innerhalb des großen Tores sog es der Feldweg auf, wurde es eins mit dem Staub, ohne daß es Spuren zurückließ.

Und heute gibt es nichts mehr, was an die Erschießungen erinnert. Nur ein paar Farbkleckse an den Ecken der „Schießstandstraße“, die die Buchstaben überdecken sollten dort, wo andere in den ersten Monaten nach der Befreiung mit roter Wasserfarbe „Straße der Nationalen Opferstätte“ hingeschrieben hatten. Alles ausgebleicht, blaue Farbkleckse und darunter Buchstaben. Allmählich verschwindet auch das Rot und das Blau und nur eben läßt sich eine verbliebene neue Farbe ausmachen, die Synthese dieser beiden Farben, ein gewisses Verdachtsmoment bezüglich dessen, was gewesen ist, was werden sollte und schließlich doch nicht wurde. Auf der einen Seite der Versuch, bestimmte Spuren bestehen zu lassen, auf der anderen der hartnäckige Wille, sie für immer zu löschen, damit der Ort an nichts erinnere, zusammen brachten sie mit den Jahren diese Bastardfarbklecksserei hervor, eine öffentliche Straße ohne Gesicht, ohne eigene Geschichte, wie soviele andere Straßen Käsarianis, wie Tausende Athener Straßen.

Und dennoch gibt es geheimnisvolle Zeichen jener Geschehnisse, die nicht verfälscht werden können, die sich dem beharrlichen Versuch einiger Leute entziehen, alles zu begraben und unterzupflügen, heimliche Zeichen, die das erfahrene Auge entdeckt: zum Beispiel die Vögel, die erschreckt aus dem Wäldchen fliehen, in Scharen davonfliegen, wie überrascht durch unhörbare Salven. Oder die Zypressen, die ihre Frucht nicht halten können: das Blut springt von den Wurzeln hinüber zu den Trieben, und die Zypressenfrucht fällt ab. Es ist das Blut unter der Erde.

Zum Beispiel ferner der Wind, der Papierfetzen herumwirbelt, vergilbte Buchstaben aus einer anderen Epoche, ein Stück Zigarettenpapier: „Ich gehe fort, meinen Blick gerichtet auf...“ (der Rest ist erloschen), eine zerfledderte Mütze mit einer Adresse auf dem abgetrennten Futter, der Fetzen einer Unterhose mit eingetrocknetem Sperma, „meine liebe Frau!“ mit angelecktem schwarzen Bleistift aufgeschrieben, andere kleine Zettelchen: „Mein Sohn!“, „Liebe Geschwister!“, „Genossen!“

Derlei findet sich noch immer auf der Schießstandstraße, und alles zusammen verknäult sich vor den Füßen irgendeines ahnungslosen Passanten, der sich

mit Fußtritten davon zu befreien sucht, verfolgt ihn bis zur Ecke, wo er abbiegt und verschwindet. Danach kommt der Straßenfeger mit seinem Wägelchen: „Warum haben sie mich hergeschickt? Die Straße ist doch sauber.“ Die Straße ist sauber. Der Windstoß hat die Papierfetzen hoch hinaufgewirbelt, weit über die Dächer. Aber die Zeit kommt, wo sie dem Passanten wieder vor die Füße fallen, der dann den Bürgermeister beschimpft, daß er den Müll nicht aufsammeln läßt, sie kommen wieder, denn einmal müssen sie ankommen, die Botschaften, und sei es auch mit dreißig oder vierzig Jahren Verspätung, seien sie auch von lange her und vergessen, die Empfänger verstorben, sie müssen hinausgehen, denn wer kann sich einer solchen Klage versagen:

„Ich wurde erschossen, ich verweste im Massengrab, man warf Asbest darüber, begrub andere über mir, ich wurde fetter Boden, wurde zur bloßen Erinnerung, und auch sie erlosch allmählich mit dem Tod meiner Mutter, doch jener Fetzen Papier, den ich auf die Straße warf, Ihr müßt ihn eines Tages auflesen, damit er nicht herrenlos umherirrt. Gerechtigkeit!“

Der Gemeinderat tagt. Thema die Ehrung der Toten, Gedenkeiern, Rituale und Priester. Die einen schlagen eine würdige Feier mit einem Archimandriten vor (ohne Bischof), die anderen, fest auf geweihten Gebeinen auftretend, ziehen blank und verlangen auf alle Fälle einen Bischof, eine prächtige Feier in der Kirche, Kranziederlegungen am Hinrichtungsplatz, einen obersten Festordner, Helfer und andere Organisatoren, die das Programm regeln, Volksstänze, Festreden, Lieder, Paraden.

Natürlich eine gesicherte Mehrheit, der eigentliche Beschuß war „im kleinen Kreis“ gefaßt worden, die allgemeinen Richtlinien hatte „die Basis“ geliefert. Alles ist von der Partei geregelt, wer weint und wann geweint wird, mit welcher Stimmlage geredet und was geredet wird. Die Ratssitzung ist eine reine Formsache, keine Wortmeldung wird das Programm ändern, kein Vorschlag angehört werden, und sei er noch so klug. Trotzdem gibt es Ratsmitglieder, die das Wort ergreifen, es sind die, die befürchten, am Tage der Feier keine offizielle Rolle spielen zu können, und so beeilen sie sich, jetzt etwas „zu den Toten“ zu sagen, um sich wenigstens vor dem kleinen Zuhörerkreis der Gemeinderatssitzung ins Licht zu setzen.

Ein Kollege, der irgendwie dieselben Gedanken hat wie ich, schiebt mir eine Notiz zu: „Wie lange wird dieses Geschwätz noch andauern?“ Ich möchte ihm auf demselben Zettel antworten: „Wo wird diese Schacherei um die Toten Jahr für Jahr noch hinführen?“ Schließlich falte ich die Notiz zum Segelflieger, und je länger das Geschwätz dauert — dann und wann ein herzzerreißendes „Unsere Toten“ als fataler Höhepunkt der Rede —, desto mehr gerate ich in Versuchung, mit dem Flieger irgendeinem der Redner auf die Glatze zu zielen, gleichgültig, ob er der Linken oder der Rechten angehört, alle geben ein gleich gutes Ziel ab, wie sie da rings um den Tisch sitzen.

Der Vorsitzende erteilt erneut das Wort, und wie von einer Schallplatte wiederholen sich die Reden, gleichen sich die Ansichten, oftmals von denselben Gesten begleitet und stets in der Formel „Unsere verehrten Toten“ gipfeln. Jenes „Unsere“ macht mich rasend, Besitzanspruch bestimmter Leute auf die Toten. Ich bitte ums Wort:

„Herr Bürgermeister! Meine Herren Kollegen! Gewiß wird Ihnen bekannt sein, daß sich unter den Griechen, die auf dem Schießstand erschossen wurden, auch einige ‚Aufspringer‘ befanden. Ich bitte darum, Sorge zu tragen, daß auch zu ihrem Gedächtnis ein Kranz niedergelegt wird.“ Natürlich schneidet man mir das Wort ab, ich versuche fortzufahren, man hält mir den Mund zu, einige beschimpfen mich, „Totenschänder!“ ruft einer der Zuhörer.

Ich denke an diese tapferen Männer, deren Ratgeber der Hunger war und deren Ideal, etwas in Reserve zu haben. Sie standen ganz allein vor ihrem Grab, ohne Hoffnung, daß die Partei ihrer gedenken werde, ohne spätere Rechtfertigung. Und wie soll man ihnen beistehen in ihrer Einsamkeit? Die anderen haben Menschen, die um sie weinen, Hunderte von Kränzen, Parolen, Liedern und Gedichten. Die anderen, die meisten, besaßen etwas, an das sie sich anlehnen konnten, eine Vision, etwas, an dessen Verwirklichung sie glaubten, selbst wenn dieses Etwas schließlich auch unterging. Andere lebten, das Werk fortzusetzen und eines Tages das große Ziel auch zu erreichen, und dort würden dann die Nachfahren auf ihren Versammlungen die Namen derer aufrufen, die gefallen waren. Auf welche Ideen sollte sich der ‚Aufspringer‘ stützen können?

„Ich sprang auf den Lastwagen und schnitt mit dem Messer die Plane auf. Die anderen liefen hinterher, damit ich ihnen die gestohlenen Sachen zuwerfe. Da sah ich, daß innen die Deutschen lauerten, die Pistolen schußbereit. Ich hätte mich durch einen Sprung vom Lastwagen retten können, doch ich dachte daran, daß ich dann die anderen in Gefahr bringen würde, die hinter dem Auto herliefen. Ich ließ es also sein, und sie nahmen mich gefangen. Ich glaubte, es würde werden wie das letzte Mal: Averoff-Gefängnis, ein paar Jährchen. Sie brachten mich ins KZ Chaidari. Jetzt gehe ich im eingezäunten Gelände den ausgetretenen Pfad zum Grab, und meine ganze Sorge ist, das Gras nicht zu zertreten. Ich habe in meinem Leben keine besonderen Taten vollbracht, um Ideen und dergleichen habe ich mich nie gekümmert. In den letzten Augenblicken will ich wenigstens keinen Schaden anrichten, und sei's am Gras.“

Uns empfing der Schriftführer des Schützenvereins. Seinen Namen habe ich nicht behalten, aber ihn selbst finde ich unter Tausenden heraus, dünn, ziemlich klein und grauhaarig. Er empfing uns in den Schießständen mit den Pappkameraden, Pistolschußweite 30 Meter, und zeterte: „Was für eine Gedenkfeier?“, dazu gestikulierte er, sein Hälschen zerbrechlich, besonders in dem Augenblick, als er sagte: „Wenn der Giebel Ihres Hauses einstürzt und zehn Menschen unter sich begräbt, haben dann die Angehörigen Anspruch darauf, jedes Jahr in Ihrem Haus eine Gedenkfeier abzuhalten?“ Sein Hälschen bot sich zum Erwürgen geradezu an, als er diese Worte sagte, man mochte seinen Daumen auf den Adamsapfel legen und zudrücken, zudrücken, bis die Stimme in der Kehle erstickte. Oder man hätte ihn mitten in die Schießstände mit den Pappkameraden stellen mögen, Pistolschußweite 30 Meter, „Versteck dich, du Schuft!“ ihm zurufen, genau vor seine Füße zielen, dann abdrücken mögen, und die Kugeln sollten in den Boxen pfeifen, „Tanz‘ und hab‘ keine Angst, ich werde den Deinen erlauben, jedes Jahr eine Gedenkfeier abzuhalten,

wenn's auch nur ein Unfall war. Wo soll ich einen Giebel finden auf diesem offenen Platz?“

Ihr sollt sehen, zum Schluß werden sie auf dem Gelände Grundstücksparzellen abstecken — sechs Meter die Vorderfront jeweils, zwölf die Tiefe, dicht an dicht, soweit es eben paßt. Bei Baugrundstücken werden sie alle zustimmen, Rechte, Linke und die von der Mitte, trotz aller sonstigen Meinungsunterschiede, gemeinsamer Nenner ist das ‚Grundstückchen‘.

Zuerst wird sich der ‚Flüchtlingsverband‘ rühren, ganz gleich, welchem Flügel sein Vorstand angehört. Danach tritt die ‚Arbeiterheimat‘ in den Reigen ein, um Arbeiter unterzubringen. Schließlich der Staat, um die Schlüssel zu verteilen. Sicher wird auch eine Schule gebaut, ohne Schulhof freilich, die Kinder werden die Pausen auf der Straße verbringen.

Ich weiß nicht, ob letzten Endes das Wäldchen erhalten bleibt. Besser, auch dieses verschwindet so vollständig, daß für Büsten kein Platz mehr bleibt, Helden Denkmal, Kenotaphe, Öllämpchen ausgeschlossen sind.

Selbstverständlich wird der Platz oberhalb des Friedhofs nicht parzelliert. Im Gegenteil, man wird ihn ausschmücken und ständig verschönern. Letzten wurde sogar ein großes Zementkreuz aufgestellt, das an den ‚Brunnen‘ erinnern soll. Du suchst und findest nicht einmal einmal ein Brünnchen, nicht einmal ein Schlagloch. Dennoch wird dieser Platz nach und nach einen neuen Namen bekommen von den vielen Gedenkfeiern und Schulausflügen zwecks Kranzniederlegungen, und der künftige Besucher wird sich denken, daß dort in der Nähe vielleicht einmal ein ‚Brunnen‘ existierte, angefüllt mit den Leichen von Nationalgesinnten.

Möglicherweise bleibt auch der Name ‚Schießstand‘ erhalten, neutral freilich, ohne spezielle Bedeutung, wie ‚Verfassungsplatz‘. Er wird die Leute an jene Müßiggänger denken lassen, die auf Tonscheiben schießen und auf Tauen. Auf Menschen? Nie! Während der deutschen Besatzung? Hat es denn so etwas jemals gegeben?

Aus dem Griechischen von Gerhard Emrich

Galeriegedanken

Das ganze 19. Jahrhundert eine Idylle im altgoldenen Rahmen keine Schuppen von Borsig keine Werkstatt von Krupp viel Landschaft und eine Menge Berg und Tal von allen Wegen winken uns zuversichtliche Landleute keine Bettlerfamilien die Stoppelfelder ohne Ährenleser allein im Besitz der Besitzer kein Gesicht geprägt vom Zwölfturdentag nirgendwo Invaliden die Kinder mit zehn noch im Schul- und nicht im Maschinensaal vielleicht von Ludwig Richter: Fürs Haus auch wenn alles ganz ganz anders gewesen ist finde ich die Bilder die schönen so lieblich ganze Landstriche ohne Sklaven was wäre dagegen einzuwenden sich dauernd auf sanfte Hänge lagern und einander bei den Händen halten wie schön

Amerika

Neben den schwarzen Häusern den elenden die auf so verschiedene Art elend sind daß man jedes einzelne lange lange beschreiben müßte mit dem Elend seiner Bewohner steht nur durch einen kleinen Park getrennt das weiße Weiße Haus davor liegt kein Fetzen Papier kein Penner auf dem kurzen Rasen es gibt Beete Blumen seltene Büsche Fontänen große dunkle Autos und alles hat einen Sinn und wird gut behandelt über den riesigen Bäumen schwebt lautlos Air Force No. One durch den schönen Himmel und malt eine Schrift unter die Sonne wir lesen die Worte voll Staunen und denken unverzüglich an wen an den zweihundertjährigen John Wayne wir sehen ihn undeutlich im Gegenlicht er hebt mit der Linken

das spitze Kinn eines verwaisten blonden Mädchens deutet über den verkohlten Planwagen in die wüste Ebene und wir hören ihn tatsächlich sagen es wird es wird noch alles gut und wir sehen das Mädchen lächeln und lächeln auch

Mittag in der Kleinstadt (Warrenton/Virginia)

Die kurze Hauptstraße irgendwie vertraut ziemlich menschenleer so fangen meine Lieblingsfilme immer an in der türkis angestrichenen Imbißhalle finde ich endlich die beiden zahnlosen alten Männer wieder die ich seit zwanzig Jahren aus dem Kino kenne aber wo sind die Schrotflinten dann kommt der Held aus dem Rathaus breitbeinig den Revolver umgeschnallt stampft er über den staubigen Platz und ich würde ihm gerne die Hand schütteln wenn ich den Mut dazu hätte weiter draußen steht ein Haus mit zerbrochenen Scheiben eine verfallene Kulisse für Gewalttätigkeiten denke ich bis ich sehe daß ein brauner Arm die löchrige Gardine zur Seite schiebt dagegen hält man für eine Kirche außen weiß innen alte schimmernde Möbel und Bilder was sich als Gerichtshalle herausstellt wenn ich endlich wieder nach draußen trete in den schönen warmen Vorfrühlingstag steht dort schon in dünnen Ketten aus Edelstahl ein Angeklagter

Weißes Haus

Hier wird noch regiert aber sonst gehts zu wie in der Villa Hadriana oder auf dem Obersalzberg das läßt einem Hoffnung

Manhattan im Januar

Auf der Eisenbahn im Central Park läuft man sonntags immer Eis immer im Kreis immer mit Musik Harlem von dem man so viel gehört hat müßte ganz nahe sein

dann kommen wir ans Plaza Hotel vor dem
Strauß ausgeraubt wurde aber heute
scheint hier nur die Wintersonne
ein schwarzer Mercedes steht mit laufendem Motor
vor dem Eingang gleich
kommt ein reicher Fabrikant aus Illinois
und wirft sich hinter das Steuer rast
die 5. Avenue hinunter und freut sich
über die leere ausgestorbene Stadt
hoch oben auf dem Empire State Building
kaufen die Kinder weiße Hemden mit
King Kong auf der Brust
und freuen sich auch vielleicht
darüber daß das Auto des Fabrikanten das unten gerade vorbeikommt
so unglaublich winzig ist

Nach dem Empfang der Brühe, die sie Kaffee nennen, schleifen sie draußen
schon wieder die großen Körbe mit grünen Bohnen über den Flur. Das geht
nun fast zwei Wochen so. Etwas Stumpsinnigeres, als Tag für Tag Bohnen
zu entfasern, ist kaum denkbar. Und das täglich zehn Stunden lang.

Das Gefängnis liegt mitten in der Stadt, und ich höre die Geräusche, höre
Straßenbahnen fahren, und manchmal, wenn der Wind günstig steht, höre ich
Eisenbahnzüge rollen und das Pfeifen der Lokomotiven.

In diesem Gefängnis, einem sehr alten Bau, geht es ordentlich und eigentlich
ganz normal zu. Ich bekomme pünktlich mein Essen, arbeite tagsüber und halte
die Zelle sauber. Einmal in der Woche bohnere ich den Fußboden. Und jede
Woche bekomme ich ein Buch, und der Beamte mit dem Bücherkorb sagt, daß
ich mir Zeit lassen soll mit dem Aussuchen.

Gestern war wieder Bücherumtausch, und einer der beiden Kalfaktoren, die
den Bücherkorb von Zelle zu Zelle schleppen, flüsterte mir fast unhörbar zu,
daß wieder welche verhaftet seien, und daß die Gestapo jetzt jeden Tag, und
manchmal auch in der Nacht, Vernehmungen durchföhre.

Nach solchen Nachrichten ist plötzlich nichts mehr normal, ich werde daran
erinnert, daß jeden Tag und jede Nacht, ja zu jeder Stunde, etwas Unvorherge-
sehenes passieren kann. Man muß ständig auf irgendetwas gefaßt sein.

Gegenwärtig bin ich allein in der Zelle, allein mit einem Riesenkorbe voll grü-
ner Bohnen, die für irgendeine Konservenfabrik bestimmt sind. Sechzehn
Pfennig werden mir dafür pro Tag gut geschrieben für zehn Stunden Arbeit.
Das ganze Gefängnis entfasert Bohnen für den Fabrikanten, und es sind, schätze
ich, bestimmt hundert Mann in dem alten Gefängnisbau. Und bestimmt sind
mehr als die Hälfte von ihnen politische Gefangene.

Ich warte seit Wochen darauf, daß sie mir wieder jemanden in die Zelle legen.
Ich werde bereits unruhig. Es ist besser mit zweien, schon wegen der Unter-
haltung; ich erschrecke allmählich vor meiner eigenen Stimme.

Hoffentlich kommen sie mir nicht wieder mit einem Studienrat oder dergleichen.
Der letzte, der mit in meiner Zelle saß, war ein Studienrat. Er war an
sich ein ganz ordentlicher und penibler Mann, nur sehr naiv und sentimental.

Ich nehme an, daß er Nazi war. Als Studienrat? In dieser Zeit, im Sommer
1938? Bestimmt war er in der Nazipartei. Aber ich habe mich nicht mit ihm
über politische Dinge unterhalten, ich werde mich hüten. Ich glaube nicht,
daß er ein Spitzel war; aber wer kann das wissen?

Irgendwie muß er was mit Knaben gehabt haben, ich hörte es aus seinen kon-
fusen Reden heraus. Wenn er von den Vernehmungen zurückkam, war er im-
mer ganz aufgelöst. Jedesmal versuchte er mir klar zu machen, daß er unschul-
dig sei, daß er ein untadeliges Leben führe, daß alles Verleumdungen wären.
Irgendjemand müsse ihn denunziert haben. Und dann weinte er erst mal eine
Weile.

Wenn ich ihn fragte, was man ihm denn nun im einzelnen vorwerfe, wich er jedesmal aus.

„Ich sage den Herren von der Gestapo immer wieder, daß ich mir keiner Schuld bewußt bin. Aber die glauben mir nicht.“

„Und — was haben die gesagt?“ fragte ich ihn.

„Das würde sich noch herausstellen, ob ich ein Sittenstrolch sei oder nicht. Und, stellen Sie sich vor, Herr Raffael, die reden mich einfach mit Du an.“

„Machen Sie sich nichts daraus, das ist bei denen so üblich“, sagte ich.

Mich redete er ständig mit Herr an. Das tat er die ganze Zeit, in der ich mit ihm zusammen war. Ich redete ihn natürlich ebenfalls mit Sie an; was blieb mir anders übrig. Unsere korrekten Umgangsformen standen in einem seltsamen Gegensatz zu unserer elenden Situation.

Einmal weckte er mich in der Nacht auf. Er stöhnte schrecklich, und ich trat an sein Bett.

„Fühlen Sie mal mein Herz, es schlägt doch viel zu rasch, meinen Sie nicht auch? Ich glaube, ich bin ernstlich krank.“

Dabei nahm er meine Hand und führte sie an seine Brust. Ich spürte überhaupt nichts, und ich wurde wütend, ich dachte, er wollte mit mir anbandeln.

„Hören Sie“, sagte ich, „fangen Sie hier keine Faxen an, Sie haben keinen Kna-
ben vor sich.“

Vielleicht habe ich ihm aber auch Unrecht getan, vielleicht war er wirklich krank, er sah mit jedem Tag elender aus.

Schlimm war es immer gegen Abend, wenn die Dämmerung begann. Eine Zeitlang seufzte und schluchzte er dann vor sich hin. Es war manchmal nicht zum Aushalten. Ich habe alles getan, um ihn aufzurichten. Schon in eigenem Interesse. Man hat selbst genug mit sich zu tun, um nicht doch noch durchzudrehen. Wenn dann noch einer da ist, der sich gehen lässt, bekommt man schließlich selber einen Kahnkoller. Ich war doch froh, als sie ihn abholten und ich wieder allein in meiner Zelle war.

Vielleicht stecken sie mir diesmal wieder einen Schwarzschnäcker in die Zelle? Das wäre mir recht. Vor dem Studienrat hatte ich einen Fleischermeister in der Zelle. Das war ein sehr vernünftiger Mann. Sie hatten ihn aus der KZ-Haft hierher gebracht, um ihm den Prozeß zu machen.

Er hatte eine gewaltigen Zorn auf die Nazis, und so verstanden wir uns gut. Wir schlossen Freundschaft, tauschten unsere Adressen aus und versprachen, später einander zu besuchen.

Dabei wußte keiner von beiden, was ihn erwartete. Er war rückfällig, und er rechnete selber mit Zuchthaus. Als er in meine Zelle kam und ich ihm sagte, daß sie mir was Politisches anhängen wollen, nannte er mich einen armen Hund. Ich glaube schon, daß er echt Mitleid mit mir empfand.

„Ich habe gesehen“, sagte er, „wie die mit deinen Freunden umspringen.“

Für ihn war es aber unfaßbar, daß einer wegen Politik seine Freiheit aufs Spiel setzen konnte.

„Das begreife ich nicht, du sitzt doch hier für nichts und wieder nichts.“

Ich hätte ihm natürlich einiges erzählen können. Aber ich habe auch nicht mit ihm über meine Sache gesprochen. Kein Wort über Politik und darüber, warum

sie mich verhaftet haben. Er konnte, das war niemals ganz auszuschließen, auch ein Spitzel sein. Und die Genossen haben es mir immer wieder ans Herz gelegt:

„Wenn du mal hochgehen solltest, kein Wort über deine Arbeit, und vor allem keine Namen nennen. Spiel den Ahnungslosen.“

Seit über einem Jahr spielt ich nun schon den Ahnungslosen. Das ist gar nicht so einfach.

Wen sie mir wohl diesesmal in die Zelle bringen? Einen Dieb? Vielleicht einen Zuhälter oder einen Betrüger? Ich bin gespannt.

Während ich solchen Überlegungen nachhängt, höre ich draußen einen Schlüsselbund rasseln. Die Zellentür öffnet sich, und der Hauptwachtmeister und ein Wachtmeister kommen herein.

Es ist ungewöhnlich, daß sie zu zweien kommen. Was soll das? Was wollen die von mir? Ich stehe auf und nehme Haltung an.

„Machen Sie ruhig weiter, Raffael“, sagt der Hauptwachtmeister, „bei Ihnen ist ja immer alles in Ordnung.“

Die sind bestimmt nicht gekommen, um mir das zu sagen. Und jetzt kommen sie raus mit der Sprache.

„Sie bekommen nachher einen Mann auf die Zelle“, sagt der Hauptwachtmeister, „nur für eine Nacht, der geht morgen schon weiter auf Transport. Wir möchten, daß Sie ein wenig die Augen aufhalten. Es ist ein Gewaltverbrecher, es könnte sein, daß er einen Ausbruchsversuch unternimmt. Sie sind ein ruhiger und besonnener Mann, deswegen kommt er zu Ihnen. Schlagen Sie sofort Alarm, ziehen Sie sofort die Klappe, wenn er was unternimmt.“

Mir behagt die Aussicht nicht, mit einem gewalttätigen Mann die Nacht zu verbringen. Wer weiß, was der anstellt. Vielleicht kriegt der einen Wutanfall. Ich sage das den beiden: „Wenn der nun über mich herfällt? Bevor Sie hier sind, hat er mir schon den Hals umgedreht. Können Sie den nicht allein legen?“

Ich weiß, daß ich so mit den beiden reden kann, sie sind einigermaßen umgänglich. Es sind ältere Männer, die schon zu der Zeit hier Gefangenenaufseher waren, als in dieser Stadt noch ein Sozialdemokrat der Justiz vorstand. Der ist heute, soviel mir bekannt ist, pensioniert. Ich finde das ein bißchen seltsam. Aber nun, ich bin froh, daß seine Beamten hier noch ihren Dienst versehen. Sie greifen nicht gleich zum Gummiknöppel, wenn sie einen beim Sprechen erwischen. Sie brüllen zwar auch herum, aber irgendwie klingt es nicht ganz echt. Ich glaube nicht, daß ich mich irre.

„Seien Sie unbesorgt“, sagt der Wachtmeister, „wir kommen die nächste Nacht öfter durch. Wir sind sofort da, wenn der Kerl was anstellt.“

„Sie können sich darauf verlassen, Raffael“, fügt der Hauptwachtmeister hinzu. „Sie wissen also Bescheid, der Mann kommt in Ihre Zelle. Und halten Sie die Augen auf, morgen früh sind wir ihn wieder los.“

Nach diesen Worten gehen die beiden. Die Tür fällt ins Schloß. Ich horche ihnen nach, man hört kaum, daß sie sich entfernen. Nachts hört man sie überhaupt nicht, wenn sie kommen. Plötzlich geht das Licht an, und man weiß,

daß einer durch den Spion an der Tür guckt. Aber man hört sie nicht kommen und nicht gehen. Ich glaube, sie schleichen nachts auf Filzpantoffeln durch die Flure.

Ich schätze, daß es jetzt so gegen vier Uhr nachmittags ist. Zwei Stunden muß ich noch Bohnen entfasern. Und ich warte auf den Gewaltverbrecher, ich, um ihnen Schwierigkeiten zu ersparen. Wir müssen in ihren Augen mußtigefangene sein. Wir drehen nicht durch, wir machen keinen Krach, auch, und zur Belohnung geben sie uns dann öfter ein, zwei Scheiben Brot mehr. Das ist vielleicht eine Art, das Gewissen zu beruhigen — so denke ich mir das.

Nach einer Stunde etwa bringen sie den Gewaltverbrecher rein. Er hat nichts Gewalttäiges an sich, obwohl er sehr groß und sehr kräftig ist. Er sieht mich lange an, als ob er mich prüfen will. Dann sagt er:

„Wann gibt es hier was zu essen?“

„Bald“, sage ich, „so gegen sechs.“

Mehr sagt er nicht, und dann fängt er an zu wandern. Ich ziehe unentwegt Bohnen ab und beobachte ihn dabei verstohlen. Plötzlich bleibt er stehen und starrt zur Decke, dann spricht er wieder:

„Wir liegen hier im obersten Stock, nicht wahr? Was ist über uns?“

Ich sage ihm, daß ich es nicht genau weiß, daß über uns wahrscheinlich der Boden ist.

Er schaut wieder zur Decke empor. Dann sagt er: „Mach mal den Tisch frei.“ Ich räume den Tisch ab, und er schleppt ihn in die Ecke links von der Tür, steigt auf den Tisch und klopft die Decke ab.

„Sie ist nicht sehr stark, es wird gehen. Hier kommt man durch. Ich hau ab diese Nacht. Du kommst doch mit?“

Mir läuft es kalt über den Rücken. Ich weiß ja, daß wir hier nicht herauskommen. Ich bin in diesem Augenblick gegen meinen Willen ein Verbündeter der Gefängnisverwaltung. Selbst wenn es uns gelingt, ein Loch durch die Decke zu brechen, was dann? Wir könnten aufs Dach steigen. Vielleicht könnte man am Regenrohr herunter klettern. Vielleicht. Und wie sollten wir über die Mauer mit dem Stacheldraht obenauf kommen? Sollten wir das wirklich alles überwinden und auf die Straße gelangen, wohin sollte ich dann in dieser fremden Stadt gehen, in der ich keinen Genossen kenne? Ohne einen Pfennig Geld und in meiner blauen Gefängniskluft würde ich ganz sicher nicht weit kommen. Sie würden mich einfangen und bestimmt halbtot schlagen. Die Sache war in jeder Hinsicht aussichtslos.

Aber ich habe einen Gewaltverbrecher vor mir, der wahrscheinlich nichts zu verlieren hat und der in dieser Nacht ausbrechen will. Wenn ich nein sage oder Alarm auslöse, schlägt der mich zusammen, bringt der mich vielleicht um. Es ist eine ganz üble Situation. Ich sage:

„Muß das diese Nacht sein? Laß uns die Sache gut überlegen. Der Bau wird gut bewacht, und sie haben Scheinwerfer auf dem Dach. Laß uns das gut durchdenken. Wir sind ja noch länger zusammen.“

So versuche ich die Sache abzubiegen, doch er geht nicht darauf ein.

„Wie kannst du das wissen, wie lange ich hier bleibe? Morgen wird es wahrscheinlich schon weitergehen.“

„Das glaube ich nicht. Hier kommt einmal, höchstens zweimal die Woche ein Transport durch.“

Er sieht mich mißtrauisch an. „Hat man dir gesagt, wer ich bin? Nein? Das wundert mich aber. Ich habe jemanden erschlagen. Haben sie dir das nicht erzählt? Hoffentlich gibt es bald was zu essen. Warum bist du eigentlich hier?“

So oft bin ich nun schon danach gefragt worden. Ich sage:

„Genau weiß ich das auch nicht. Sie wollen mir was Politisches anhängen. Sie haben Flugblätter in meiner Werkstatt gefunden. Der Teufel mag wissen, wer mir die da reingeschleppt hat. Aber sie nehmen mir das nicht ab. Schieb lieber wieder den Tisch in die Mitte, sie werden gleich mit dem Abendessen kommen.“

Er stellt den Tisch wieder in die Mitte der Zelle, und ich ziehe die letzten Bohnen ab. Ich habe mein tägliches Pensum geschafft.

Mit Sorge denke ich an den Abend und an die Nacht. Hoffentlich fängt er nicht wieder mit der Geschichte an. Es ist völlig aussichtslos.

Er weiß nicht, daß sie mich eingeweihgt haben; er hat überhaupt keine Chance, hier herauszukommen. Ich muß ihn unbedingt davon abhalten. Es darf gar nicht erst soweit kommen, daß er anfängt, ein Loch in die Decke zu brechen. Ich kann mir sowieso nicht vorstellen, wie er das anstellen will. Mit bloßen Händen?

Irgendwie muß ich ihn von seinem verrückten Vorhaben abbringen. Wenn ich die Klappe schmeiße und damit den Alarm auslöse, fällt er womöglich über mich her. Zwei bis drei Minuten wird es sicher dauern, bevor sie von der Wachtstube hier sind. Zeit genug für ihn, mich umzubringen.

Löse ich keinen Alarm aus, kriege ich bestimmt Schwierigkeiten mit den Beamten. Sie haben mich zu ihrem Komplizen gemacht. Ich weiß nicht, wie die dann reagieren werden. Und bestimmt wird es die Gestapo erfahren, ganz klar. Ein Kommunist als Ausbrecher, das geht bestimmt ganz schlimm für mich aus, so oder so. Ich muß alles tun, um ihn von seinem Plan abzubringen. Aber wie?

Es gibt Abendbrot. Für beide einen Netzbeutel mit Pellkartoffeln und für jeden einen Hering. Unglaublich, wie klein Heringe sein können.

Nach dem Essen schleift der Kalfaktor den Korb mit den entfaserten Bohnen aus der Zelle. Dann kommt er mit einem anderen Korb für die Fasern, die ich zusammengefegt habe.

Mich bedrückt, daß mein Zellengenosse so schweigsam ist. Sein ständiges Wandern zwischen der Tür und dem Fenster macht mich immer nervöser. Und manchmal bleibt er an der Tür stehen und schaut zur Decke empor. Nein, er hat seinen Plan nicht aufgegeben, er will, das steht für mich fest, einen Ausbruchsversuch unternehmen.

Ich versuche zu lesen. Aber ich nehme nichts auf, alles in mir ist gespannt. Und das Buch aus der Gefängnisbibliothek, Roseggers „Waldbauernbub“, ist ohnehin nicht sehr geeignet, mich auf andere Gedanken zu bringen.

Als es draußen zu dunkeln beginnt und das Licht eingeschaltet wird, lasse ich das eiserne Klappbett runter und lege mich hin.

„Du solltest dich auch in die Falle hauen“, sage ich zu ihm. „Ich habe hier übrigens ein schönes Buch, die Geschichte spielt in den Bergen, vielleicht möchtest du lesen? Um zehn Uhr drehen sie das Licht ab. Bis dahin kannst du lesen.“

„Ich will nicht lesen“, sagt er.

Aber er läßt sein Bett runter und legt sich hin, die Arme unter dem Kopf verschränkt. Nach kurzer Zeit dreht er sich plötzlich zu mir um und spricht mich an.

„Wie oft machen die ihre Runde nachts? Hast du mal darauf geachtet?“

„Die kommen jede Stunde“, sage ich, „und dann machen sie kurz das Licht an und gucken durch den Spion.“

„Egal“, sagt er, „ich muß hier raus. Und du doch auch. Du hast doch auch einiges zu erwarten.“

Damit hat er recht. Ich weiß wirklich nicht, was mir noch bevorsteht. Ob sie uns einen Prozeß machen oder uns in ein Konzentrationslager stecken. Das machen sie fast immer, wenn sie nichts rauskriegen.

Fast ein Jahr bin ich nun eingesperrt. An dem Morgen, als sie mich aus der Werkstatt holten (ich dachte erst, die wären von der Versicherung), hatten sie eine ganze Reihe verhaftet. In dem Mannschaftswagen der Polizei, in den sie mich hineinschubsten, saßen schon sechs Mann.

„Na“, sagte ein Gestapomann, „willst du deinen Genossen nicht einen guten Morgen wünschen?“

Ich habe natürlich nichts gesagt, und die anderen auch nicht. Von den sechs kannte ich auch nur einen, ausgerechnet meinen Verbindungsman, den jungen Wolfram. Die anderen waren mir unbekannt.

Zweimal haben sie mich bisher vernommen. Sie wollen wissen, woher ich die Flugblätter habe. Ich habe ihnen erzählt, daß ich nicht weiß, wie die in die Werkstatt gekommen sind, bei mir gehen viele Kunden aus und ein.

„Schöne Kunden“, höhnte der Gestapomann bei der Vernehmung, „lüg doch nicht so unverschämt. Der Wolfram ist klüger als du, der hat zugegeben, daß er dir zweimal Flugblätter gebracht hat. Ein anständiger Kerl, der wird bestimmt glimpflich davonkommen. Aber du Dummkopf glaubst, du kannst uns beschwindeln. Aber du wirst noch reden; wir lassen dich sitzen, bis du schwarz wirst.“

So steht meine Sache, und ich zermartere mir das Gehirn, ob Wolfram das wirklich ausgesagt hat. Ich kann daran nicht glauben. Aber ich habe keine Möglichkeit, mich mit ihm zu verständigen. Er läuft beim Kreismarsch immer genau auf der anderen Seite.

Aber in diesem Augenblick habe ich andere Sorgen. Die Nacht kommt, und der Morgen ist noch fern, der Mann, der mir gegenüber im Bett liegt, will ausbrechen. Ich muß das Schweigen beenden. Ich muß mit ihm reden, ihn auf andere Gedanken bringen. Ich frage ihn:

„Wie heißt du eigentlich? Du hast mir noch nicht deinen Namen gesagt.

Stimmt es, daß du jemand getötet hast? Ich kann es mir nicht vorstellen. Hast du einen Streit gehabt?“

Er wendet langsam den Kopf zu mir. „Ich heiße Rudolf.“

Er spricht anders als die Menschen hier. Ich kann aber nicht sagen, an welche Gegend mich der Dialekt erinnert.

„Du bist nicht von hier“, frage ich.

„Nein, ich bin Rheinländer.“

Vielleicht kann ich ihn bewegen, daß er von seiner Heimat erzählt, von seinen Eltern, von seiner Schulzeit, oder von seiner Jugendliebe; egal, von was. Ich muß herausbekommen, wo er ansprechbar ist. Ich will ihn nicht nach seiner Tat fragen. Es ist wohl besser, daran nicht zu rühren.

„Ich stelle mir das Rheintal sehr schön vor“, sage ich. „Die Weinberge und die Burgen, und den Loreleyfelsen.“

„Da bin ich zu Hause“, sagt er, „in der Nähe von St. Goar.“

„Erzähl ein bißchen“, ermuntere ich ihn. „Leben deine Eltern noch, bist du verheiratet? Was bist du eigentlich von Beruf?“

Er richtet sich in seinem Bett auf und stützt sich auf die Ellbogen. Ich habe das Gefühl, daß ich das Richtige getroffen habe, daß er jetzt aus sich herauskommen wird.

„Meine Eltern leben nicht mehr. Ich habe noch drei Schwestern, wir haben einen Weinberg, ein bißchen Ackerland, ein paar Kühe und ein Pferd. Da gab es immer Arbeit genug, wozu sollte ich da noch was lernen. Aber seit zwei Jahren bin ich weg von zu Hause. Ich habe es nicht mehr ausgehalten mit den Weibern.“

„Haben sie dich nicht gut behandelt, deine Schwestern?“

„Wir lebten lange Zeit gut zusammen, nachdem die Alten gestorben waren. Bis die Älteste geheiratet hat. Dann wurde das ganz anders. Weißt du, die hatte einen Mann geheiratet, der was Besseres war. Er war Angestellter in der Gemeindeverwaltung. Als der ins Haus kam, wurde alles anders.“

„Wieso das denn“, unterbrach ich ihn. „Hat er sich dir gegenüber schlecht aufgeführt? Habt ihr Krach bekommen?“

„Mit ihm überhaupt nicht, aber mit meinen Schwestern. Der Mann hieß Hugo, und er konnte sich benehmen, er hatte gute Manieren. Er hatte bestimmt viel gelesen und wußte viel. Der konnte über alles reden. Gegen den war ich ein kleines Licht. Der hat meine Schwestern — nicht nur seine Frau, auch die anderen beiden — rein verrückt gemacht mit seinem Getue. Da wurde dann nur noch mit Messer und Gabel gegessen und mit Servietten, stell dir das vor. So was haben wir bis dahin nicht gekannt. Und da war ich natürlich nichts mehr. Er war der große Mann. Hugo hier und Hugo da, und was er sagte, das wurde getan. Ich wurde ständig ermahnt, mir ein Beispiel an ihm zu nehmen. Das habe ich mir jahrelang täglich anhören müssen.“

In Haus und Hof war er aber nicht zu gebrauchen. Wenn du das gesehen hättest, wie der mit der Hacke in den Weinstöcken herumgestochert hat, zum Gotterbarmen. Aber er brauchte ja auch nicht mit aufs Feld und in den Weinberg, er brauchte auch das Vieh nicht zu versorgen, brauchte nicht melken oder die Ställe ausmisten. Dafür war ich gut, er wurde verwöhnt und verhät-

schelt. Weil er gut reden konnte und ein feines Benehmen hatte. Frauen sind ja wohl anfällig dafür. Kannst du dir ein Bild machen, was das für ein Mensch war?"

Er wird immer lebhafter. Ich bin froh darüber, und ich sage:

„Klar, solche Typen gibt es. Ich kann mir gut vorstellen, daß dir seine Angeberei nicht gefallen hat. Da wäre ich auch weggegangen.“

„Weißt du, wenn ich es recht überlege, war er eigentlich kein Angeber. Das war seine Art. Wie soll ich es dir erklären, meine Schwestern haben mit ihm angegeben. Ja, so war es. Die sind immer närrischer geworden, die haben ihn in den Himmel gehoben, und mich haben sie gar nicht mehr für voll genommen. Ich war das Arbeitspferd, sonst nichts mehr. Das war nicht mehr zum Aushalten zuletzt, und darum bin ich von zu Hause weg. Heute wären sie wahrscheinlich froh, wenn ich wieder da wäre. Aber jetzt ist es zu spät, jetzt ist es aus mit mir. Was jetzt mit mir geschieht, ich weiß es nicht.“

Er sieht mich bei diesen Worten mit Augen voller Traurigkeit an. Ich denke nur an eines: er darf nicht wieder in Schweigen versinken und auf seine Ausbruchsgedanken verfallen. Ich frage ihn:

„Wieso wären deine Schwestern froh, wenn du wieder zurückkehren würdest? Das verstehe ich nicht.“

„Ich habe Nachricht von zu Hause, die Älteste hat mir geschrieben. Ihr Mann ist tot, der Hugo ist tot. Jetzt sind die drei wieder allein auf dem Hof. Jetzt könnte ich wieder zurückkehren, und vielleicht wäre alles so wie früher.“

„Hat sie dir Nähernes über seinen Tod geschrieben? Wie ist denn das passiert, und wie alt war dein Schwager?“

„Der muß so eben fünfzig gewesen sein. Er sei in den Pferdestall gegangen, schreibt sie; und dann muß das Tier irgendwie gescheut haben, es hat ausgeschlagen und ihn voll mit dem Huf ins Gesicht getroffen. Er war gleich tot. So klug wie er war, aber von Pferden hatte er keine Ahnung, und das hat ihm nun das Leben gekostet, seltsam, nicht wahr?“

In diesem Moment schalten sie draußen das Licht ab. Durch das Zellenfenster fällt nur noch ein matter Lichtschein von den Scheinwerfern im Innenhof. Was wird er jetzt machen, denke ich. Ich werde ihn direkt danach fragen.

„Du denkst doch nicht mehr ans Ausbrechen“, frage ich etwas zaghaft. „Dies ist zwar ein alter Bau, aber raus kommen wir hier nicht, bestimmt.“

Ich erfinde noch rasch eine kleine Geschichte. Im vergangenen Herbst habe es noch einer bis zum Dach geschafft, dann hätten sie ihn entdeckt und runtergeholt.

Er gibt mir keine Antwort. In dem Lichtschimmer sehe ich nur undeutlich sein Gesicht. Er hat sich wieder ausgestreckt und die Arme unter dem Kopf verschränkt. Es dauert eine ganze Weile, bevor er wieder zu reden beginnt.

„Was werden die mit mir machen, ich bin erledigt. Ich habe jemanden totgeschlagen. Ich wollte es nicht, aber es ist nun mal passiert.“

„Wenn es Notwehr war, wird es vielleicht gut ausgehen“, sage ich.

„Es wird nicht gut ausgehen. Es war Notwehr, aber sie sagen, ich wäre ein gemeiner Totschläger, ein Mörder, der den Galgen verdient. Als ich von zu Hause weg bin, bin ich zu einem Bauern ins Ahrtal gegangen. Der Hof lag in

einer kleinen Seitengasse der Hauptstraße. Ich lade gerade Mist auf, da hör ich Gesang, und ich sehe, wie da eine SA-Kolonne auf der Hauptstraße vorbeimarschiert, mit Fahnen vorweg, du kennst das ja. Die sind schon vorbei, und ich bin wieder am Aufladen, da kommen zwei SA-Männer angelaufen, direkt auf mich zu.

Sie hatten Knüppel in der Hand, und sie schrien: Du Saukerl, warum hast du die Fahne nicht gegrüßt? Und dann fielen sie über mich her. Bis zur Straße waren es bald dreißig Meter, und wenn ich dort gewesen wäre, hätte ich natürlich den Arm gehoben. Aber so kam mir das ein bißchen albern vor, bei der Entfernung. Ich habe mich natürlich gewehrt, und dabei habe ich den einen am Kopf getroffen, und er fiel um, in den Misthaufen rein, und sagte keinen Ton mehr. Der andere rannte zurück zur Straße, und dann kamen sie mit einem großen Trupp. Ich denke, die schlagen mich tot, so haben die auf mich eingepörgelt. Es war schlimm. Sie haben mich dann ins Spritzenhaus gesperrt. Als ich wieder zu mir kam, bin ich durch ein Fenster gestiegen. Aber ich bin nicht weit gekommen, das kannst du dir denken; mit einem gebrochenen Schlüsselbein und so zerschunden, wie ich war. Ich bin dann bei der Polizei in Köln gelandet. Der SA-Mann ist gestorben. Jetzt sagen sie, ich sei ein Kommunist. Ich weiß gar nicht, wovon die reden, ich habe mich nie um Politik gekümmert. Ich wollte mich nur nicht verprügeln lassen, das war alles.“

„Das war reine Notwehr“, sage ich, „das muß das Gericht anerkennen.“

Ich sage das, um ihn ein wenig aufzurichten. Nichts werden sie anerkennen, er hat einen SA-Mann erschlagen, dafür werden sie ihn zum Tode verurteilen, das scheint mir ganz sicher zu sein. Der Mann aus dem Rheintal ist verloren.

Er ist sowenig ein Gewaltverbrecher wie ich. Aber wer weiß, was die in seine Transportpapiere reingeschrieben haben: ein gefährlicher Mann, ein Ausbrecher, oder was weiß ich. Ich frage ihn:

„Wolltest du wirklich durch die Decke heute nacht?“

„Ja“, sagt er, „wir haben es schon in Köln versucht, wir waren zu zweit, und wir wollten mit einem Schiff nach Holland. Wir wollten uns an Bord verstekken, da gibt es genügend Ecken und Winkel. Hier in der Stadt gibt es doch einen großen Hafen?“

„Einen sehr großen“, sage ich.

„Daran habe ich gedacht. Aber wenn du sagst, daß sie hier scharf aufpassen und daß sie überall Scheinwerfer haben, hat es wohl keinen Zweck.“

In diesem Augenblick geht das Licht in der Zelle an. Jemand schaut durch den Spion in der Tür. Dann verlischt das Licht lautlos, kein Schalterknacken, nichts ist zu hören.

„Das sind sie“, flüstere ich ihm zu, „das ist die Nachtwache. Die kommen jede Stunde vorbei und kontrollieren.“

„Diese Schweinehunde“, sagt er leise, „ich könnte das nicht, Menschen einsperren. Ich habe mich nur gewehrt, das war doch mein gutes Recht. Ich bin unschuldig. Was sagst du dazu?“

„Du bist unschuldig.“ Ich sage das voller Überzeugung.

„Ich muß immer daran denken, was die mit mir machen werden. Manchmal habe ich große Angst.“

Ich kann ihn verstehen. Mir geht es genau so, mich packt auch manchmal die Angst, und es gibt Augenblicke, in denen ich keine Hoffnung mehr habe, hier wieder herauszukommen.

Nach einer Weile spreche ich ihn leise an. Aber er antwortet nicht. Der Mann aus dem Rheintal schläft, und ich drehe mich zur Wandseite und versuche meine Gedanken zu ordnen, und dabei fallen mir die Augen zu.

Gleich nach dem Frühstück schleifen mir die Kalfaktoren wieder einen großen Korb mit grünen Bohnen in die Zelle, und der Wachtmeister gibt mir ein Messer zum Entfasern der Bohnen.

„Diese Mistbohnen“, sage ich, „seit vierzehn Tagen mache ich das schon. Guck dir mal meinen Daumen an. Ich wundere mich, daß sie dir kein Messer geben haben.“

„Ich wundere mich gar nicht“, sagt er, „du sollst sehen, die holen mich hier bald raus.“

Kaum hat er es gesagt, geht auch schon die Tür auf. Der Hauptwachtmeister kommt rein. Draußen auf dem Flur stehen noch zwei Beamte.

„Die Reise geht weiter. Los, nehmen Sie Ihre Jacke.“

Wir verabschieden uns rasch. Er lächelt, als er mir die Hand zum Abschied reicht, und ich sage: „Mach's gut, und halte die Ohren steif.“

Die Tür schließt sich, und ich bin wieder mal allein, allein mit einem Korb voll grüner Bohnen. Ich denke daran, wie genau sie darauf achten, daß man sein Pensuschafft, und ich mache mich an die Arbeit.

Wenn das Haus, die Türme voran, ins Meer fällt, zähneknirschend, will Keiner das Land gesehen haben vor soviel Zukunft.

Wenn der nackte König, seine Krönung in der Hand, ins Taxi springt, Findet der Chauffeur bei der Fahrt gegen die Gitterstäbe immer den Tod.

Wenn die steinernen Kioskwitwen, eingepackt in Nachbarschaften, Strahlend aufsteigen würden in die magere Zeit.

Wenn dann die Herzwände auf die Uhr genau, an drei Stellen zugleich Reißen, heulen Kugelsirenen satzweise Funkstille hinterher.

Wenn das Wetter umschlägt, während die promovierten Wächter schon Schlafen, steht der Turm, blaufüßig, längst auf dem Kopf.

Wenn die U-Bahn plötzlich anfährt, während der Detektiv den Bahnsteig erreicht, nimmt der Fahrgäst langsam die Hand aus der Rocktasche.

Wenn der Irre, hartnäckig auf die Tür blickend, während die Wände Hin und her schaukeln, das Wort „langsam“ langsam ausspricht.

Wenn die Pistolenkugel, den Lauf verlassend, den in der Bildmitte Stehenden Clint Eastwood einmal an den Rand des Bildes schleudern würde.

Wenn die Bewohner des Hochhauses, vom Lärm des Fahrstuhls verschreckt, Einer nach dem anderen an das offene Fenster treten würden.

Wenn Petr Kropotkin, mitten vor den Stromschnellen, erfährt, daß Der Kapitän im Delirium kopfüber von Bord gegangen ist.

Wenn der Kehlkopf, hoch in die Luft geworfen, sich plötzlich Zusammenzieht und auf die gewöhnliche Grammatik berufen will.

Wenn der Regenmacher, das saure Metall in der einen und das Einhorn, blind vor Sonne, in der anderen Hand, einfach stehenbleibt.

Wenn der andalusische Hund, die verlorene Syntax im Auge, unvermittelt, in der Mitte des Bildes, das Messer anerkennt.

Wenn die Moorleiche, müde des Wartens, den Mund öffnet und Sich, nach Luft schnappend, langsam aufwärts kaut.

Wenn die Zeit, buchstäbengenau wie ihr wißt, das kleine Leben Beutelt, gleich in der Nähe des Lebens.

Wenn dann der Indianer, das Beil im Kopf, mit allerletzter Kraft Plötzlich mitten im Scheinwerferlicht vor der offenen Garage auftaucht.

la vida es sueño
das Leben ein Traum

Natürlich waren wir
nur noch zwei, drei Schritte
vor den Pforten des Paradieses
hätten uns um
ein Haar Zu Tode gesiegt wäre
das Tor der Verheißung nicht
vorher ins Schloß gefallen
da fehlte nicht viel —
dies alles ist nur der
Beweis für etwas anderes
locker öffnet sich die
geballte Hand und schlägt
ins Geschäft. Die
Gesichter ähneln dem
kolossalen Antlitz das sich
allmorgendlich auf uns
hinunterbeugt
die Schritte rückwärts
gelingen. Aus den Herzen
sprießt so etwas wie Glück
Ihr Herren gebt acht!
unter Euch sitzt niemand
webt einen langen Faden
schwarz wie die Nacht
(und schwarz wie die Nacht)
die Verfassungsschutzmänner
sind gehalten blind zuzusehen
will sagen *dies alles ist*
der Beweis für etwas anderes
der Traum genügt für
dieses Leben / *für dieses*
Leben oder für zwei genügt
ihr Herrn der Traum

Sie können in jedem Dorfe alles kaufen,
sagt Strauß über Chile,
bis auf Kaviar.

Das stimmt.
Die Läden sind voll, die Importzölle niedrig.
Täglich tauchen unbekannte Waren auf.
Strauß beobachtet genau
und beleuchtet treffend
die wirtschaftliche Lage des Landes.

Welche Fragen haben Herrn Strauß bewegt,
bevor er das Statement abgab?
Sieht er ein Dorf, so fragt er nicht,
was da angebaut wird,
sondern: was gibt's da zu kaufen?
Riecht er eine Ware, so fragt er nicht,
was gebraucht wird,
sondern: kann man sie überall absetzen?
Trifft er Menschen, so setzt er voraus,
daß sie kaufen wollen.

Strauß sagt nicht,
wieviele Arbeit haben,
was Bohnen und Brot kosten,
wie die Löhne liegen.
Er sagt nicht:
jeder zweite Chilene,
oder fünfzig Prozent der Bevölkerung,
oder fünf Millionen Leute
leben unter der Armutslinie im Elend.
Er sagt nichts über den halben Liter Milch,
den die Kinder zur Zeit Allendes gegen die Folgen der Unterernährung
täglich bekamen,
ohne zu kaufen.

Über die Freiheit sagt Strauß,
daß sie darin besteht
in jedem Dorf
alles
kaufen zu können
bis auf Kaviar.

Lies diese Zeilen noch einmal unter der Frage
wo du den kleinen Strauß in dir findest.
Er hält sich gut versteckt.
Beachte drei alte Regeln:

Das Richtige ist teilbar in Stückchen,
das Wahre unteilbar.
Die Lüge ist darum so mächtig,
weil sie immer noch kleine Agenten
in unsrern Häusern und Herzen hält.
Das Richtige braucht dich nicht,
die Wahrheit braucht uns.

Sieh zu

dass du nie über Milch schweigst
mithilfe von Kaviar.

Bis 1831 hatten in Deutschland in erster Linie die Karlsbader Beschlüsse und die aufständischen Bewegungen im Gefolge der französischen Julirevolution zu zahllosen Verfolgungen Oppositioneller der verschiedensten Richtungen geführt. Zwei Ereignisse der Jahre 1832 und 1833 verstärkten die Unterdrückungsmaßnahmen: das Hambacher Fest und der Frankfurter Wachensturm vom 3. und 4. April 1833, der nach der politischen Einschätzung Metternichs ausschlaggebend war für die Errichtung einer Spitzelorganisation von europäischen Ausmaßen.

„Das Frankfurter Attentat kann Deutschland retten, wenn man sich beeilt, das Ereignis auszunutzen.“ So staatstragend äußerte sich Heinrich von Treitschke. Metternich schrieb am 20. April 1833 einen Brief an den Wiener Polizeiobерkommissär Karl-Gustav Noé, in dem er seiner Sorge um die Erhaltung von Ruhe und Ordnung in Europa Ausdruck gab und die Konsequenzen zog:

„Jene verruchte Verbrüderung, welche seit einem halben Jahrzehnt an dem Umsturz der bestehenden Ordnung und aller Throne unablässig arbeitet, hat im Jahre 1830 in Frankreich einen bedeutenden Sieg errungen, welcher ihr keineswegs genügt: ihr Plan geht weiter, er umfaßt die Welt . . . Gegen Österreich wenden sich die Blicke aller Regierungen, welche Rettung suchen. Um in einem so schweren Kampfe zu siegen, ist eine große materielle Kraft allerdings ein unentbehrliches Erfordernis. Nicht minder wesentlich ist es jedoch, die Anschläge und die Mittel eines im verborgenen wirkenden Feindes genau zu kennen. — Jede Machination der Pariser Propaganda ist für Österreich von hohem Interesse. Insofern aber Ränke Italien, Deutschland, Ungarn und Polen zum Gegenstand haben, wird die Erforschung und Vereitelung solcher Komplotten für uns eine wahre Selbsterhaltungspflicht . . . Da die deutschen Regierungen, besonders aber die südwestlichen, an der Aufdeckung so hochgefährlicher Umtriebe gleiches Interesse haben, so glaube ich, die Errichtung einer Zentral-Polizei in Mainz vorschlagen zu müssen, als ein Mittel, die hie und da einzeln vorkommenden, auf die Verschwörung in Deutschland Bezug habenden Daten zu konzentrieren.“

Am 9. Mai 1833 wurde das Mainzer Büro eröffnet, zum Aufbau der Spitzelorganisation „Mainzer-Central-Polizei“. Zur Untersuchung des Wachensturms wurde im Juni 1833 eine Bundes-Zentralbehörde eingerichtet. Sie brachte es in ihrer Arbeit bis 1842 auf 2140 Verdächtige, die in zwei von der Kommission erstellten Listen aktenkundig wurden.

Und es wurde recherchiert. Tagtäglich gingen Nachrichten ein, wer sich mit wem assoziierte, wer um welche Zeit an welchem Ort eingetroffen war, wer einen Toast auf die Freiheit ausbrachte, wer was auf welchem Fest vor welchen Leuten gesagt hatte.

Bericht:

Leipzig, 15. Nov. 1841

Gestern war das Fest für Jean Paul. Diese Versammlung bestand nur aus 40 Männern. Dr. Burkhardt las Börnes Grabrede auf Jean Paul vor. Blum brachte einen Toast auf Börne mit Bezug auf sein „großes, der Freiheit gewidmetes Leben“ usw. Ein Dr. Jungnitz zeigte, daß Paul nie vor Großen gekrochen, brachte den Toast auf die freie Presse. Trinks hielt eine Rede, worin er wünschte, daß die Literatur sich Jean Paul in bezug auf seine Reinheit und Moral zum Muster nehmen möge und wobei er auf Goethes späteren Knechts Sinn hindeutete. Crämer las aus der Broschüre über die Errichtung des Jean-Paul-Monuments einen Toast auf den König von Bayern vor und fragte dann: „Will jemand diesem Toast zustimmen?“ Alles war still, da sagte Crämer: „Ich auch nicht.“ Was ein großes Gelächter hervorbrachte. Darauf hatte es Crämer abgesehen. „Preßfreiheit“, „Freiheit“, „Einheit“, ohne diese drei gehen hier keine Gesellschaften auseinander, bei denen Literaten sind.

Frankfurt, 30. September 1841

Pfarrer Dr. Dieffenbach steht mit vielen jungen Literaten in Verbindung und namentlich auch mit Heinrich König und Dingelstedt in Fulda. Dieffenbach geht mit der Idee um, hier einen Verein von jungen Literaten und Gelehrten zu gründen, worin Tages- und soziale Fragen zur Abhandlung kommen ... Es ist auffallend, wie sehr die Dichter sich nun in ihren Produktionen politischen Gefühlen ... hingeben. Die „Gedichte eines Lebendigen“ von Herwegh haben wahrhaft Sensation gemacht, und auch der 2. Teil der „Unpolitischen Lieder“ von Hoffmann von Fallersleben hat eine günstige Aufnahme gefunden.

Die Spitzel saßen überall, in den Polizeistellen — „deren Existenz aller Augen entrückt sein muß“ (Metternich) — wie in den Universitäten. Metternichs Intention war, den Gegenkräften, wie den Handwerkern, Professoren und Literaten, mit einer allwissenden Zentral-Gewalt zu begegnen.

„Das größte und demnach das dringendste Übel ist heute die Presse“. Nach dieser Devise wurde gehandelt. Metternich wollte nicht nur wissen, was geschrieben, sondern auch, was gedacht wurde.

Mainz, August 1841

Gedichte eines Lebendigen. Mit einer Dediktion an den Verstorbenen.

Der Lebendige, der diese durch und durch politischen Gedichte in die Welt geschickt hat, ist kein anderer als der junge Dichter Georg Herwegh, der, so lange die „Deutsche Volksbühne“ bestand, zu ihren tätigsten Mitarbeitern, namentlich an dem kritisch-literarischen Teil des Blattes gehörte ... Bei seinem längeren Aufenthalt in der Schweiz (ob er noch dort lebt, wissen wir nicht) konnte Herwegh freilich mancherlei Erfahrungen über das Beglückungssystem des Republikanismus machen, demnach aber scheint er einen Republikaner für einen Halbgott zu halten.

Für Metternich war es wichtig, wie Gutzkow und Herwegh, Freiligrath und David Friedrich Strauß sich im vertrauten Gespräch und in brieflicher Kommunikation gaben

Frankfurt, 4. Oktober 1841.

Dr. Gutzkow gibt in seinem Brief, den er vor einiger Zeit an den hiesigen Schauspieler Baison geschrieben, zu erkennen, daß er in Kürze Hamburg verlassen wolle und nach einem Umherschweifen nach Frankfurt zum längeren Aufenthalt kommen werde. Gutzkow ist mit seinem Aufenthalt in Hamburg sehr unzufrieden, seine journalistische Tätigkeit behagt ihm auch nicht mehr, und im Innern zerrissen sehnt er sich nach einer ruhigen Stellung.

Schon im August 1834 war die Verschwörung der von Georg Büchner gegründeten Gesellschaft der Menschenrechte in Gießen aufgedeckt worden. Die berühmte Flugschrift Büchners und Friedrich Weidigs „Der Hessische Landbote“ mit seinem revolutionären Aufruf „Friede den Hütten! Krieg den Palästen“ machte die Runde in Hessen. Der „Ideenschmuggel“ (Gutzkow) ließ sich nicht unterbinden. Immer wieder tauchten Flugschriften, Traktate und verbotene Literatur auf. Die Literatur war in ihren mannigfaltigen Formen eine schlagkräftige Waffe geworden.

Mainz, 10. Dezember 1841

Seit ungefähr einem Jahr ist abermals eine politisch-literarische Macht entstanden, die zwar mit unscheinbaren Waffen ficht, aber umso tiefere Wunden den bestehenden Staatsverhältnissen schlägt, je weniger schmerzlich dieselben für den ersten Augenblick empfunden werden.

Diese Waffe ist das satirisch-politische Lied, welchem durch Witz, Ironie, derber Anschauungsweise und Humor für alle Klassen des Volkes ein unwiderstehlicher Reiz und damit ein Einfluß auf den Zeitgeist verliehen wird, der durch äußere Gewaltmittel kaum zu unterdrücken ist.

Der große Aufwand, mit dem über die Zensur eine Unterdrückung der literarisch sich artikulierenden Opposition versucht wurde, beweist, für wie gefährlich diese Literatur von den Regierenden gehalten wurde.

Man versuchte, Literatur von staatlicher Seite zu lenken, wie beispielsweise durch 300 Taler Jahrespension für Freiligrath, mit der Finanzierung des „Rheinischen Beobachters“ oder Metternichs Vorschlag zu einer heimlichen Finanzierung von Freiligraths „Musenalmanach“.

Eine gängige Praxis der Überwachung war die Brieföffnung an den Poststellen.

1837 schrieb Annette von Droste-Hülshoff an Sophie von Haxthausen: „Ich wünschte sehnlich, jetzt bei Dir zu sein, aber schreiben geht nicht, die Spionage hat einen Grad erreicht, worüber ich als Märchen lachen würde, wenn nicht bereits die auffallendsten Beispiele vorgekommen wären.“

Nach der Abberufung von Noé, der am 9. Mai 1833 als 1. Leiter des Büros in Mainz eingesetzt worden war, übernahm am 23. Oktober 1841 der neuernannte

Polizeiunterkommissär Engelshofen bis 1848 das Mainzer Büro. Die tätigsten „Beiträger“ der Jahre 1840—1848 waren Ebner, Singer, Fischer und Schaefer. Über Ebner z. B. gelangten Originalbriefe von Freiligrath nach Mainz, von Marx nach Wien, und zwar lange, nachdem das Mainzer Büro schon aufgelöst war.

Nach der Beurteilung Hermann Oberkummers war das Mainzer Informationsbüro „das vollkommenste Institut, ... das jemals auf diesem Gebiete ... geschaffen wurde, ... Jahrzehnte hindurch über Vorgänge und geheime Umtreibe — man kann ruhig sagen — in ganz Europa unterrichtete, so konnte Metternich jene Politik führen, die ihn zum größten Staatsmann der Monarchie machte.“ Bemerkung am Rande: Oberkummer hat seine Ausführungen in den zwanziger Jahren geschrieben.

Im März 1848 wurde die Mainzer Zentrale aufgelöst, Engelshofen erhielt die Anweisung, die Akten zu vernichten. Sie wurden aber nach Wien transportiert und blieben deshalb erhalten.

Das ist nun 140 Jahre her. Vielleicht erscheint in 140 Jahren eine Kürbiskern-Nummer unter dem Motto: Spitzelberichte über Böll, Chotjewitz, Engelmünn, Drewitz, Kroetz u. a. aus den 70er Jahren des 20. Jahrhundert. Schade, daß ich das nicht mehr miterleben kann.

Quellen:

Hans Adler (Hrsg.), Literarische Geheimberichte, Köln 1977.
Karl Glossy, Literarische Geheimberichte aus dem Vormärz. In: Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft, Bd. 21—23, Hildesheim 1975.
Julius Marx, Die österreichische Zensur im Vormärz, Wien 1959.

Am 19. 10. 1878 hatte es Bismarck geschafft. Der Reichstag verabschiedete das „Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie“. Damit begann ein zwölfjähriger Kampf der jungen deutschen Arbeiterbewegung unter illegalen Bedingungen. Die Sozialistische Arbeiterpartei Deutschlands (SAPD) hatte sich erst drei Jahre zuvor auf dem Gothaer Kongreß konstituiert; sie war entstanden im Kampf gegen den „mit parlamentarischen Formen verbrämten, mit feudalem Beisatz vermischten und zugleich schon von der Bourgeoisie geprägten, bürokratisch gezimmerten, polizeilichgehüteten Militärdespotismus“¹ des Bismarckschen Reiches und seiner Schergen, Spitzel und Provokatoren.

Am Ende der zwölf Jahre, zwanzig Jahre nach der Reichsgründung, fielen Bismarck und das Sozialistengesetz. Die revolutionäre Sozialdemokratie war zur stärksten Partei des Deutschen Reiches geworden.

Untrennbar verbunden mit diesem Sieg sind die Namen der geistigen und politischen Führer der Arbeiterbewegung jener Jahre: Karl Marx (bis zu seinem Tode 1883) und Friedrich Engels von London aus, August Bebel und Wilhelm Liebknecht in Deutschland und Julius Motteler, ihr wohl bedeutendster Kampfgefährte in dieser Zeit. In der Geschichtsschreibung der letzten Jahrzehnte oftmals vernachlässigt, hat er gerade während des Sozialistengesetzes eine große Rolle gespielt.

Als die deutsche Arbeiterbewegung Julius Motteler 1907 in Leipzig zu Grabe trug, würdigte Paul Singer, zusammen mit Bebel Vorsitzender der Sozialdemokratie, seine Leistung mit den Worten: „In jener Zeit, die ihm den Namen einbrachte, unter dem er für alle Zeiten im Herzen des deutschen Proletariats fortleben wird: der rote Postmeister, zur Zeit des Sozialistengesetzes, da leistete er wahrhaft Großes. Die Vereine, die Presse wurden damals in Deutschland von Bismarck unterdrückt; der Kampf mußte vom Ausland aus geführt werden. Und wer Motteler damals sah, als er am *Sozialdemokrat* in Zürich tätig war, wer weiß, mit welch unendlicher Geschicklichkeit, Unermüdlichkeit er die Verbreitung des Blattes über die Grenze hinweg besorgte, der vergißt niemals, was wir diesem Manne zu verdanken haben.“

Es waren die großen Momente der Partei in jenen Jahren. Damals galt es nicht nur, sich trotz Sozialistengesetz aufrecht zu halten, sondern auch den Lockspitzeln der Polizei aus dem Wege zu gehen, die allenthalben schnüffelten, Provokationen anzettelten, um Vorwände zur völligen Vernichtung der Sozialdemokratie zu geben. Und wenn diese schwere Zeit dennoch überwunden wurde, so ist das mit das unvergängliche Verdienst unseres toten roten Postmeisters ... Sei gegrüßt, Unsterblicher!“²

Am Abend des gleichen Tages würdigte August Bebel seinen ältesten Freund und Kampfgefährten in seiner Gedenkrede im Leipziger Volkshaus als „einen Mann von beispiellosem Idealismus und größter Begeisterungsfähigkeit“, dessen „Andenken unauslöschlich in die Herzen der deutschen Proletarier eingegraben ist“.³

Clara Zetkin telegraphierte: „Am Kommen leider verhindert, gedenkt mit euch jetzt und immerdar in Dankbarkeit des unvergesslichen Kämpfers, Ratgebers und Freundes, der mir ein erster Führer zur praktischen Arbeit gewesen.“⁴ In ihrem Buch „Zur Geschichte der proletarischen Frauenbewegung Deutschlands“ hat sie Motteler ein bleibendes Denkmal gesetzt: „Was Motteler für den ersten, schweren Aufbau und Ausbau der sozialdemokratischen Partei, was er für die Anfänge der proletarischen Frauenbewegung geleistet, würde hinreichen, um seinem Namen die Unvergessenheit zu sichern. Es tritt jedoch zurück hinter seinem illegalen Werk in den Jahren des Sozialstengesetzes ... Es erfolgte 1879 die Gründung des *Sozialdemokraten* in Zürich, und Motteler wurde mit der Expedition und Geschäftsführung betraut. „Damit hatten wir den richtigen Mann für den richtigen Posten gefunden“, urteilte Bebel. Und so war es. Als „Roter Feldpostmeister“ hat Motteler Wertvollstes, Unvergessliches geleistet. Dank seiner Geschäftsführung konnte Eduard Bernsteins hervorragende Leistung als Redakteur — Friedrich Engels stand hinter ihm — in Deutschland voll zur Geltung kommen.“⁵

Franz Mehring, Chefredakteur der „Leipziger Volkszeitung“, deren Geschäftsführer Motteler von 1901 bis zu seinem Tode war, würdigte ihn in einem Nachruf mit den Worten: „Mit ihm sinkt wieder ein großes Stück der deutschen Arbeiterbewegung ins Grab. Julius Motteler zählte zu den ganz Alten in der Partei, zu denen, die schon politisch tätig waren, ehe es eine deutsche Arbeiterbewegung gab; er gehörte zu den Paten dieser Bewegung, die völlig mit ihr verwachsen waren ...“

Der Posten, den er elf Jahre durch als Leiter erst des Zürcher und dann des Londoner Geschäfts (des *Sozialdemokrat*, d. V.) verwaltete, war ein Ehren- und Vertrauens-, aber auch ein Sorgenposten im höchsten Sinne des Worts. Was Motteler in dieser Stellung geleistet hat, ist ohne Beispiel ein Vorbild in der Geschichte verfolgter Parteien. Sicherlich hätte er es nicht leisten können ohne die hochgesteigerte Entwicklung der modernen Verkehrsmittel und namentlich nicht ohne ein ganzes Heer gleich geschickter und zuverlässiger Helfer, unter denen namentlich die Genossen Belli und Schläuter hervorragten. Allein der Feldherr dieses ruhmreichen Feldzugs ist Motteler gewesen; er hat unermüdlich die Spitzelbande mitsamt ihrem Hauptmann Puttkamer aufs Haupt geschlagen. Niemals erklang sein Lob lauter, als wenn Ehren-Puttkamer, wieder und wieder in schimpfliche Flucht geworfen, über die „infernalische Geschicklichkeit“ der roten Feldpost jammerte.“⁶

Und so hatte die Jagd auf die Sozialdemokratie begonnen:

Das Attentat eines Deklassierten, des arbeitslosen Klempners Hödel auf Kaiser Wilhelm I. am 11. Mai 1878 löste eine heftige antisozialistische Propagandawelle der Regierung aus. Die Sozialistische Arbeiterpartei wird als Urheber bzw. Mitschuldiger des Attentats verleumdet. Überall im Lande protestieren die Sozialdemokratien gegen diese Unterstellung.

Erst nach dem Attentat des vermutlich geistesgestörten Nobiling am 2. Juni 1878 wird die Lage für die Sozialistische Arbeiterpartei äußerst ernst. Die lancierten Falschmeldungen des Wolff'schen Telegrafenbüros, mit denen Bismarck die Auflösung des Reichstags und Neuwahlen vorbereitet, um einen gefügigen Reichs-

tag zustande zu bekommen, tun ihre Wirkung. Obwohl Nobiling ein Gegner der Sozialdemokratie ist, erreicht die antisozialistische Hetze weitere Höhepunkte. Erneut kommt es in zahlreichen Städten des Reiches zu Protestkundgebungen der SAPD gegen die antisozialistischen Verleumdungen und Unterstellungen der Reichsregierung.

Auf zwei großen öffentlichen Versammlungen am 4. und am 5. Juni spricht der Reichstagsabgeordnete Motteler in Stuttgart gegen die Diffamierung der Partei und bekundet in ihrem Namen „tiefste Abscheu“ vor dem Attentat. Aufgrund seiner Rede am 4. Juni wird Julius Motteler wegen „Kaiserbeleidigung“ unter Anklage gestellt.⁷ Er wird beschuldigt, gesagt zu haben: „... ich wünsche, daß der unglückliche Nobiling am Leben erhalten bleibe und meinetwegen auch der Kaiser“.⁸

Am 11. Juni beschließt der Bundesrat auf Betreiben Bismarcks die Auflösung des Deutschen Reichstags und Neuwahlen zum 30. Juli. So soll eine reaktionäre Reichstagsmehrheit zusammengebracht werden, die sowohl der geplanten Zoll- und Steuerpolitik Bismarcks zur Stärkung des preußisch-deutschen Militarismus, als auch dem Ausnahmegesetz gegen die Sozialdemokratie zustimmt, denn vor allem der Kampf der SAPD steht dem reaktionären Kurs der Reichsregierung entgegen.

Knapp zwei Monate danach wird Julius Motteler, dessen Mandat bei diesen „Attentatswahlen“ verloren geht, am 29. September in Stuttgart wegen der am 4. Juni angeblich begangenen „Kaiserbeleidigung“ verhaftet und in das Esslinger Criminal eingeliefert. Vor dem Schwurgericht seiner Vaterstadt Esslingen finden dann Anfang Oktober mehrere Prozesse gegen die seit dem Nobiling-Attentat unter Anklage gestellten Sozialdemokraten statt, auch gegen Motteler. Er mußte jedoch freigesprochen werden.⁹

Motteler hat sich nach seinem Freispruch in Nymphenburg bei München niedergelassen, „wo seine vielseitige Kraft für das Zeitungsunternehmen der dortigen Genossen gebraucht“ wird.¹⁰ „Indes ließ die sehr brutale Handhabung des mittlerweile verkündeten Ausnahmegesetzes bald jedes Mühen fruchtlos bleiben. Es ist ein hartes Jahr, das Julius Motteler vom Herbst 1878 bis zum Herbst 1879 in München verlebt.“¹¹

In dieser besonders schweren Zeit veröffentlicht er — unter dem Pseudonym Ihmis — zahlreiche Gedichte, u. a. im *Lämplein* von W. Hasenclever. Seine schriftstellerische Neigung kommt später auch im *Sozialdemokrat* (z. B. „Der letzte Schlag, Neujahrsgruß 1880“ und einige propagandistische Arbeiten), nach dem Sozialstengesetz im *Wahren Jacob* und in der *Schwäbischen Tagwacht* in manchen angriffs- und spottlustigen Versen, häufig nach der Art Heinrich Heines, zum Ausdruck.¹²

Im Jahr 1879 wenden sich Karl Marx und Friedrich Engels in einem „Zirkularbrief“ an Bebel, Liebknecht, Bracke und andere Führer der SAPD. Darin entwickeln sie Prinzipien der revolutionären Strategie und Taktik gegen opportunistische Kräfte und zugleich den Plan zur Gründung eines illegalen Zentralorgans der Partei. Bebel, Liebknecht und ihre Kampfgefährten setzen diese Anregungen in die Tat um.

Am 28. September 1879 erscheint in Zürich die erste Probenummer des illegalen Zentralorgans *Der Sozialdemokrat*. Seit Beginn des Sozialistengesetzes knapp ein Jahr zuvor hatte Bismarck 127 periodische und 278 nichtperiodische Druckschriften sowie alle Literatur mit arbeiterfreundlichem Inhalt verbieten lassen. *Der Sozialdemokrat* füllt diese empfindliche Lücke. Seine Herausgabe ist ein Erfolg der marxistischen Kräfte in der Partei, die sich nicht haben unterkriegen lassen und den Kampf gegen den polizeistaatlichen Terror verschärft fortsetzen.¹³

Der Sozialdemokrat verbindet nicht nur unsichtbar die lokalen und provinziellen Organisationen miteinander, sondern erzieht auch allwöchentlich die Parteimitglieder und Arbeiterleser politisch-ideologisch, vermittelt den Erfahrungsaustausch und leitet Abwehr und Angriff gegen die Reaktion. *Der Sozialdemokrat* ist damit die Schlüsselposition innerhalb der Gesamtpartei. Das machte Bebel den leitenden Mitarbeitern des Parteiorgans schon im Herbst 1879 mit aller Eindringlichkeit klar: „Ich bitte Euch dringend, begreift, daß Ihr an der verantwortungsvollsten Stelle steht, welche die Partei gegenwärtig hat, und daß alles von Eurer Umsicht, Vorsicht und gründlichen Erwägung abhängt.“¹⁴ Der inzwischen 41jährige Motteler ist sich, als er am 20. November 1879 nach Zürich kommt, wohl bewußt, daß er eine äußerst verantwortungsvolle Funktion der Partei übernimmt: *Der Sozialdemokrat* hat als kollektiver Organisator der Partei die doppelte Aufgabe, „die Zersprengten zu sammeln und sie wiederum instandzusetzen, den Kampf zur Zurückeroberung der vollen Öffentlichkeit für unsere Lehren und Forderungen aufzunehmen“.¹⁵ Die „geschäftliche Organisation in Zürich“ hat den Zweck eines Baugerüsts, mit dessen Hilfe der „Neubau einer Kampforganisation in Deutschland ermöglicht und gefördert werden soll“¹⁶, „und das Parteiorgan den Erfordernissen des Kampfes entsprechend rasch und sicher den Bestellern in Deutschland“ zugeführt wird.¹⁷

Aus dem illegalen Transit des *Sozialdemokrat* und seinem Vertrieb in Deutschland erwächst notwendigerweise ein Abwehrsystem gegen Agenten und Spitzel der deutschen Polizei, die versuchen, die „Rote Feldpost“ zu desorganisieren oder gar lahmzulegen. So entsteht der „Sicherheitsdienst“. Der „Rote Feldpostmeister“ wird zugleich der Chef der revolutionären Gegen-Polizei.

Julius Motteler gehört durchaus in die Reihe der bedeutenden Organisatoren des revolutionären Abwehrdienstes gegen Agenten, Spione, Diversanten und Saboteure der Reaktion. Die Vereinigung der obersten Leitung der „Roten Feldpost“ und des „Roten Sicherheitsdienstes“ liegt vor allem deshalb nahe, weil Julius Motteler über ein umfangreiches Netz von Vertrauensmännern innerhalb und außerhalb Deutschlands verfügt.¹⁸ Wird er auf verdächtige Personen aufmerksam gemacht, die sich der Partei annähern wollen, lässt er diese durch seine Vertrauensleute gründlich überprüfen und überwachen. Ist ein Verdächtiger als Polizeispitzel entlarvt, so wird im *Sozialdemokrat* vor ihm gewarnt. Diese Spitzelwarnungen erscheinen im letzten Drittel der achtziger Jahre zumeist mit der Unterschrift „Die eiserne Maske“. Überall in Deutschland und in vielen Hauptstädten Europas hatte die „eiserne Maske“ ihre Vertrauensleute. Sie wurde zum Schrecken aller Feinde.¹⁹

In diesem Abwehrkampf hat es Julius Motteler auch mit anarchistischen Provokateuren zu tun, die die Geschäfte der Reaktion besorgen. Wer seine Briefe, Anweisungen und Gedächtnisprotokolle liest, erfährt, daß er die Anarchisten grimmig verachtet. Motteler sieht, daß sie den Mutterboden für abstoßendes Sektierertum und polizeiliche Lockspitzelei bilden.²⁰

Ein besonderer Fall war die Auseinandersetzung mit dem früheren Kampfgefährten Johann Most, der in den 70er Jahren den Wahlkreis Chemnitz im Reichstag vertrat, nach Beginn des Sozialistengesetzes aber auf halbanarchistische Positionen abglitt. Bebel wünschte, daß die politische und menschliche Abrechnung der Partei mit Most vor einem möglichst großen Forum geschah. Sie fand im Mai 1880 vor einem internationalen Gremium von etwa 250 Sozialisten in Zürich statt. Zugegen waren etwa 170 Deutsche, ferner Russen, Polen und Franzosen. Most kann für seine Parteiverleumdungen keine Beweise bringen.

Von Motteler, der neben Vollmar und Bernstein die sozialdemokratischen Anklagen gegen Most erhebt, ist die Aufzeichnung seines Schlußworts überliefert: „... daß der heute so wortkarge und teilweise versöhnungsbereite Most uns jedenfalls über die heutigen Vorgänge in Zürich in der nächsten *Freiheit* mit neuen Verleumdungen antworten werde. Hier der überführte, eitle, ehrgeizige Streber nach Unsterblichkeit und Weltruhm, minder besorgt um seinen ehlichen Namen von einst, als darum, seinem unbändigen Ehrgeiz und seiner persönlichen Eitelkeit zu frönen. Hier heute der geknickte und in London der tintenverspritzende Jupiter auf dem Redaktionsthronessel, von dem aus er in acht Tagen in der *Freiheit* berichten werde, daß er die Zürcher Bande, elend in die Pfanne gehauen und als Schufte entlarvt habe. Darüber werde die Weltgeschichte allerdings auch berichten und resümierend beifügen können, auf die etwaige Frage nach dem Vater dieser ‚Freiheitstaten‘: ‚Hans hieß die Kanaille‘.“²¹ So wie es Motteler voraussagt, verhält sich in den Wochen darauf Most und seine *Freiheit*. Wie sehr schon damals die Zusammenarbeit zwischen Polizei und anarchistischen Gruppen floriert, geht aus der Debatte über das Expatriierungsgesetz im Reichstag hervor, das von der Regierung am 14. Januar 1888 vorgelegt wird. Mit Hilfe dieses Gesetzes soll der Vertrieb des *Sozialdemokrat* unterbunden werden, indem die Mitarbeiter der „Roten Feldpost“ als Reichsfeinde und Vaterlandsverräter verleumdet und für sie die mittelalterliche Reichsacht wiedereingeführt werden soll.

Bei der Debatte über die Vorlage im Reichstag bezeichnet Puttkamer die Verbreitung des *Sozialdemokrat* als den heillostenen Frevel, der sich überhaupt denken lasse, und als „eines der gefährlichsten Attentate auf die Sicherheit und den inneren Frieden des Deutschen Reichs“.²²

Die Gesetzesvorlage mußte allerdings begraben werden, als Paul Singer aufgrund amtlicher Urkunden nachwies, daß die berüchtigte anarchistische *Freiheit* mit preußischem Polizeigeld in der Schweiz gedruckt wurde.²³

Die Berliner politische Polizei stand ununterbrochen vor der für sie schließlich doch unlösbar Aufgabe, der deutschen Sozialdemokratie die Konspirationen und Putschversuche nachzuweisen zu müssen, die von der Regierung als Argumente für die Verlängerung des Ausnahmegesetzes und des Belagerungszustan-

des immer wieder neu gebraucht werden. Diese Aufgabe war deshalb unlösbar, weil die deutschen Sozialdemokraten sich nicht provozieren ließen und diszipliniert allen Versuchen, sie ins anarchistische Fahrwasser zu locken, widerstanden. Die Berliner politische Polizei ging daher dazu über, die so dringend benötigten Putsche und Konspirationen der deutschen Sozialdemokratie entweder anzudichten oder sie selbst zu inszenieren.²⁴

Die zahlreichen Lockspitzeleien, die Polizeibeamte auftragsgemäß ausführten, indem sie Arbeitern Dynamit anboten und sie zu Verbrechen anzustacheln suchten, riefen schließlich die öffentliche Empörung gegen den Polizeiminister von Puttkamer und die Regierung hervor.²⁵

Die Auseinandersetzung mit Anarchisten, Halbanarchisten und Polizeispitzeln setzt sich auf dem Wydener Parteikongress 1880 fort. Most und Hasselmann werden wegen anarchistischer Umrüte aus der Partei ausgeschlossen. Die organisatorische Vorbereitung dieses ersten illegalen Parteitages liegt in den Händen von Julius Motteler. Mehring bezeichnet den Kongress als Musterung der Partei. Es gilt mit den Zersetzung- und Spaltungerscheinungen innerhalb der Partei fertig zu werden und die notwendigsten organisatorischen und taktischen Prinzipien festzulegen, damit die Partei ihren anfänglich ungeordneten Rückzug beenden und zum erneuten Vormarsch übergehen kann.²⁶ Der Wydener Kongress ist ein großer Schritt nach vorn auf dem Weg zu einer marxistischen Kampfpartei.

In der äußerst schwierigen neuen Situation der Illegalität (1878/79), die einen Wendepunkt im Klassenkampf darstellt, treten die zur Anpassung an den Kapitalismus neigenden Kräfte zum erstenmal in der Geschichte der organisierten deutschen Arbeiterbewegung als fraktionelle Gruppierung auf. Sie versuchen, die Partei von ihrem revolutionären Weg abzubringen, sie vom illegalen Kampf abzuhalten und in eine kleinbürgerliche Reformpartei zu verwandeln. Dadurch, so hoffen sie, würde Bismarck zur Aufhebung des Sozialistengesetzes bewogen werden können. Wortführer dieser Richtung sind zunächst Eduard Bernstein, Karl Höchberg und Carl August Schramm, das sogenannte „Zürcher Dreigestirn“, das im August, vor Erscheinen der ersten Nummer des *Sozialdemokrat*, im „Jahrbuch für Sozialpolitik“ eine parteifeindliche Plattform veröffentlicht hatte.

Wenn sich Eduard Bernstein in verblüffend kurzer Zeit von der Position Karl Höchbergs löst und zu marxistischen Auffassungen zurückfindet, ist das gewiß in erster Linie auf den Einfluß von Engels zurückzuführen. Bei einer gemeinsamen Besprechung mit Marx und Engels in London, wohin Bernstein zusammen mit August Bebel reist, erkennt er die Kritik der „Londoner Alten“ voll an. Und Engels hält weiterhin engen, vor allem brieflichen Kontakt mit ihm. Dieser Einfluß und die Einwirkung der in Deutschland unter den schwierigsten Bedingungen kämpfenden Arbeiter „und so hervorragender Revolutionäre wie August Bebel, Wilhelm Liebknecht, Julius Motteler auf ihn, erklären, warum Bernstein als Redakteur des *Sozialdemokrat* dem revolutionären Flügel der Partei angehörte“.²⁷

Gemeinsam setzen sie durch, daß der *Sozialdemokrat* nicht ein Anhängsel der Reichstagsfraktion wird, die überwiegend von den Reformisten geprägt ist,

sondern ein Organ der Gesamtpartei: berechtigt und verpflichtet, die Kritik der Parteibasis und ebenso die redaktionseigene Kritik an der Reichstagsfraktion zu veröffentlichen.

1885 geht es um die Dampfersubventionsfrage. Unter dem Vorwand, Arbeitsplätze zu sichern, legt die Bismarcksche Regierung einen Gesetzentwurf vor, der die Subvention der Dampferlinien-Gesellschaften vorsieht. Das ist verschleierte Kolonialpolitik und dient dem Expansionsstreben.

Innerhalb der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion wendet sich August Bebel am entschiedensten gegen die Billigung der verlangten Subventionen. Über die internen Auseinandersetzungen berichtet er seinen Vertrauensleuten in Zürich, Julius Motteler und Hermann Schlüter: Drei Tage lang habe die Fraktion „sehr heftig debattiert“. Es habe sich herausgestellt, daß etwa 16 für und 5 gegen die Regierungsvorlage zu stimmen bereit waren. Bebel instruiert den *Sozialdemokrat* über Julius Motteler, wie er gegen diese Position der Mehrheit der Reichstagsfraktion auftreten soll.²⁸

Der *Sozialdemokrat* veröffentlicht in der Folge eine Reihe Korrespondenzen aus Deutschland, die eindeutig die Haltung der Fraktionsmehrheit in der Dampfersubventionsvorlage verurteilen. Dabei wird zuweilen faktisch mit der Ausstoßung aus der Partei gedroht. Die rechte Fraktionsmehrheit ist empört. Der Konflikt treibt auf die Spitze, als Julius Motteler dem *Sozialdemokrat* bei der Versendung Exemplare eines gedruckten Aufrufs der Zürcher Mitgliedschaft der Partei beilegt, der die Genossen überall auffordert, gegen die Haltung der Fraktionsmehrheit Stellung zu nehmen. Daraufhin beschließt die Fraktion am 20. März 1885 eine Erklärung, die die im *Sozialdemokrat* geübte Kritik für „unzulässig“ erklärt.

Als bei Eduard Bernstein eine Tendenz merkbar wird, dem Druck doch zu weichen und die Stellung aufzugeben — er hat zunächst mit aller Entschiedenheit und Konsequenz gegen die Mehrheit der Reichstagsfraktion Stellung genommen — schreibt Bebel an Julius Motteler, mit dem er viel engeren brieflichen Kontakt pflegt als mit Bernstein: „Das letztere läßt Ihr auf alle Fälle bleiben. Ihr haltet aus und weicht und wankt nicht, Ihr steht im Dienste der Partei.“²⁹

Im November 1885 folgt ein scharfer Angriff des *Sozialdemokrat*, unter der Überschrift „Sind wir noch Sozialdemokraten?“. In dem Artikel wird verlangt, an der „guten sozialistischen Sitte festzuhalten, über den Fragen des Tages nie unsere weitere sozialistische Erkenntnis zu vergessen“. Die Fraktionsmehrheit tobt noch mehr. Vierck droht mit der Niederlegung seines Mandats. Auer und Grillenberger, obwohl nur indirekt betroffen, beklagen sich bei Julius Motteler über die „Rücksichtslosigkeit“ und die „Unduldsamkeit“ der Redaktion des *Sozialdemokrat* und versuchen, in völliger Verkennung der Lage, ihn als Bundesgenossen zu gewinnen.³⁰

Aber Bebel gibt denjenigen Recht, die den Streit um die Dampfersubventionsvorlage auf den prinzipiellen Gegensatz zwischen Lassalleschen und Marxschen Auffassungen in der Partei zurückzuführen.³¹

Wie hoch August Bebel die Tätigkeit des *Sozialdemokrat* und Julius Mottelers gerade in diesen Auseinandersetzungen einschätzt und überhaupt ihre Wirksam-

keit für die gesamte politische Entwicklung und Stärkung der Partei beurteilt, geht daraus hervor, daß er an Julius Motteler schreibt: „Ich habe manchmal einen tiefen Ekel vor der ganzen Parlamentsschwatzerei. Ich empfinde fast nach jeder Rede eine Art Katzenjammer, weil ich mir sagen muß, daß dort auf den Brettern, die die Welt bedeuten und von vielen sehr ernsthaft genommen werden, die Geschicke nicht entschieden werden. ... Eure Arbeit ist wirksamer und notwendiger.“³²

In dem Kampf, die Ideen von Karl Marx in der deutschen Sozialdemokratie durchzusetzen, erringen die revolutionären Kräfte in der Partei zwei Jahre später einen wesentlichen Erfolg. Die Erkenntnis, daß Bismarck und sein Ausnahmegeretz nur besiegt und dem militärischen Antisozialismus der herrschenden Klassen die Stirn geboten werden kann, wenn die klassenfremden anpasserischen Einflüsse in der Partei überwunden werden, setzt sich auf dem illegalen Parteitag in St. Gallen im Jahre 1887 eindeutig durch.

Die Delegierten beschließen einmütig, ein neues Parteiprogramm auszuarbeiten, das von allen unwissenschaftlichen, besonders den lassalleanischen Auffassungen gereinigt und ausschließlich marxistisch sein soll. Das bedeutet den Sieg der marxistischen Kräfte in der deutschen Sozialdemokratie; der *Sozialdemokrat* und Julius Motteler sind maßgeblich daran beteiligt.³³

Am Abend des 20. Februar 1890, zwei Jahre nach der Ausweisung der Leitung des *Sozialdemokrat* aus der Schweiz, treffen sich Bernstein, Fischer, Kautsky und (wie Engels am 17. 2. schreibt, „hoffentlich auch Julius“) Motteler in Engels' Wohnung. Sie erwarten die von Bebel zugesagten Telegramme mit den Ergebnissen der Reichstagswahl.³⁴ Die Begeisterung in dieser Runde ist groß: erstmals erhält die Sozialdemokratie von allen Parteien die meisten Stimmen (1 427 298) und 35 Abgeordnete. Dieses Wahlergebnis läutet das Ende der Ära Bismarck und des Sozialistengesetzes ein.

Am 27. September 1890, nachdem das Sozialistengesetz gefallen ist, erscheint der letzte *Sozialdemokrat*, funktioniert zum letztenmal die „Rote Feldpost“. Sie hat so viele Beispiele wirkungsvoller Konspiration überliefert, daß noch die Antifaschisten während der braunen Nacht in Deutschland aus den Erfahrungen Nutzen ziehen konnten. Auch Lenin knüpfte bei der Herausgabe der „Iskra“ an diese Erfahrungen an und hat sich wiederholt auf das Beispiel des *Sozialdemokrat* berufen.³⁵

In dem Artikel „Eine dringende Frage“, geschrieben für die „Rabotschaja Gasa“, die auf dem ersten Parteitag der SDAPR 1898 als das offizielle Parteiorgan anerkannt worden war, schreibt er:

„In der Epoche des Ausnahmegeretzes gegen die Sozialisten (von 1878–1890) arbeitete die deutsche politische Polizei nicht schlechter, ja wahrscheinlich sogar besser als die russische, und dennoch vermochten es die deutschen Arbeiter dank ihrer Organisiertheit und Diszipliniertheit zu erreichen, daß die wöchentlich erscheinende illegale Zeitung regelmäßig aus dem Ausland hereingebracht und allen Abonnenten ins Haus geliefert wurde, so daß sogar Minister nicht umhin konnten, die sozialdemokratische Post (die „Rote Feldpost“) zu bewundern. Von einem solchen Erfolg können wir natürlich nicht träumen, aber wir können, wenn wir alle unsere Anstrengungen darauf richten, durchaus erreichen, daß die

Zeitung unserer Partei mindestens zwölfmal jährlich erscheint und regelmäßig allen für den Sozialismus zugänglichen Arbeiterkreisen in allen Hauptzentren der Bewegung zugestellt wird.“³⁶

Die letzte Nummer des *Sozialdemokrat* enthält einen Beitrag von Friedrich Engels. Darin heißt es:

„Der *Sozialdemokrat* war die Flagge der deutschen Partei; nach 12jährigem Kampf ist die Partei siegreich. Das Sozialistengesetz ist gefallen, Bismarck ist gestürzt. Das mächtige deutsche Reich hat alle seine Machtmittel gegen uns in Bewegung gesetzt; die Partei hat ihrer gespottet, bis endlich das deutsche Reich seine Flagge hat streichen müssen vor der unseren.“

Und Motteler nimmt in der gleichen Nummer mit einem Gedicht Abschied von all den vielen Helfern und Mitarbeitern der Zeitung. Darin schildert er, wie das Blatt in Form und Inhalt entstand und zur Versendung vorbereitet wird, wie es hinausging und von Tausenden ungenannter Hände unter tausenderlei Gefahren ans Ziel gebracht wurde:

Den Ungekannten Gruß und Andenken

Die Feder ruht, es wandert zu den Formen
Vom Winkelhaken das gereihte Blei,
schon tritt gepanzert in des Rahmens Normen
scharf der Gedanke auf und tadelfrei. —
Er lebt, und prüfend streift das müde Auge
der leiblichen und geist'gen Vaterschaft
Den ersten Abzug, ob er klar und tauge,
Wert sei der eingesetzten Lebenskraft. —
Gut! — Vorwärts dann gebaut, geklopft die Mater,
Gepreßt, getrocknet, dann zum Plattenguß
Heran, beim bleigetränkten Feuerkrater!
Fertig zum Druck! — Zur Presse, und dann Schluß. —
Schluß? — Nein, erst krallt vom rollenden Zylinder
Hinweg der Greifer seine Legion
Streitbar gerüsteter Rebellenkinder,
Dann, wohlgeordnet stürmen sie davon. —
Weit ist der Weg, launisch sind Sonn' und Winde,
Drum jedes Fähnlein führt sein Doppelkleid,
Taufschein und Schutzbrief hat als Angebinde
Sorgsam die rote Feldpost angereiht. —
Vorbei das Planen, Prüfen, Ordnen, Zimmern;
Voraus — vom Ausguck flattert das Signal,
Gleichwie ein stillgeschäftig Sternenflimmern,
Hin übers Meer und fort zu Berg und Tal. —

Und tausend Treu-erfüllte Herzen pressen
Verjüngt das Blut zum arbeitsmüden Hirn,
Not und Gefahr begeist'ungsvoll vergessen,

Und — daß kein Kranz je schmückt die schlichte Stirn. —
Wohlan, was auch die besten unsrer Meister
Zur Lehr und Wehr dem Volke ausgedacht,
Was die vertriebenen stillen Arbeitsgeister
An fremdem Port gerüstet und vollbracht —
Ihr wart's, Ihr selbstlos mut'gen Ungenannten,
Die unser Sturmzeug durch die Grenzen trugt,
Ihr, die daheim, bedroht von Büttelbanden,
Straß auf, Straß ab mit ihm die Schlachten schlugt. —
Euch g't der Gruß, der letzte — freudenhelle!
Trag ihn der Sturm, der heut die Welt durchbraust,
Zu den „Verlorenen“ in die Kerkerzelle,
Zum Friedhof, wo die Unseren eingeklaust.
Und nun, geschieden sei's mit froher Weise,
Das Posthorn her undblast in Reih' und Glied:
Der roten Feldpost Glück zur letzten Reise
Und ihren Reitern dieses Abschiedslied —

J(ulius) M(otteler)

Anmerkungen

- 1 Karl Marx, *Kritik des Gothaer Programmentwurfs*, in Marx/Engels Werke, Band 19, S. 29.
 - 2 „Leipziger Volkszeitung“, 3. 10. 1907.
 - 3 Ebenda.
 - 4 Ebenda.
 - 5 Clara Zetkin, *Zur Geschichte der proletarischen Frauenbewegung Deutschlands*, Dietz Verlag Berlin 1958, S. 193 f.
 - 6 „Leipziger Volkszeitung“, 30. 9. 1907.
 - 7 W. Schmierer, *Von der Arbeiterbildung zur Arbeiterpolitik*, Verlag für Literatur und Zeitgeschehen, Hannover 1970, S. 243.
 - 8 Vgl. Hauptstaatsarchiv Stuttgart, E. 150—2042, Fol. 569.
 - 9 W. Schmierer, *Von der Arbeiterbildung* . . . S. 252.
 - 10 E. Bernstein, „Julius Motteler“, „Leipziger Volkszeitung“, 3. 10. 1907.
 - 11 Ebenda.
 - 12 Vgl. Motteler — Nachlaß im Internationalen Institut für Sozialgeschichte (IISG), Amsterdam, XIV., Mappe 3, Briefwechsel mit Dietz. Nach Lexikon Sozialistischer Deutscher Literatur, Leipzig 1964, „Motteler, Julius“.
 - 13 E. Bernstein, *Sozialdemokratische Lehrjahre*, Der Brückenkreis GmbH, Berlin 1928, S. 91.
 - 14 Brief von Bebel an Derossi vom 23. 9. 1879, IISG, in Engelberg, *Revolutionäre Politik und Rote Feldpost 1878—1890*, Akademie-Verlag Berlin 1959, S. 151.
 - 15 Mottelers Bericht, ebenda, S. 258.
 - 16 Ebenda.
 - 17 Ebenda, besonders die Seiten 178—203.
 - 18 Ebenda, S. 205/206.
 - 19 D. Fricke, *Die deutsche Arbeiterbewegung 1869—1914*, Dietz Verlag Berlin 1976, S. 140.
 - 20 Vgl. E. Engelberg, Julius Motteler, Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung, Heft 2/1973, S. 311.
 - 21 „Vom vereineten Congress zu Rorschach 1880 und H. Mosts Citation nach Zürich.“ Gedächtnisprotokoll Mottelers, Motteler-Nachlaß, IISG. Vgl. Engelberg, *Revolutionäre Politik* . . ., S. 39, und D. Fricke, Bismarcks Präsidenten, Rütten & Loening, Berlin 1962, S. 95 ff. Ferner E. Bernstein, *Sozialdemokratische Lehrjahre*, S. 104—107.
 - 22 Vgl. Fricke, *Bismarcks Präsidenten*, S. 246.
 - 23 Vgl. W. Schröder, *Geschichte der sozialdemokratischen Parteiorganisation in Deutschland*, Verlag Kaden & Comp., Dresden 1912, S. 38.
 - 24 Vgl. hierzu die von Julius Motteler verfaßte Denkschrift „Zu den Hans Blum'schen „Lügen“ . . .“, in: IISG Amsterdam, Motteler-Nachlaß XVI, Mappe 2, Kopierbuch S. 160 ff., nach Fricke, *Bismarcks Präsidenten*, S. 48.
 - 25 Vgl. W. Schröder, *Geschichte* . . ., S. 38.
 - 26 Vgl. F. Mehring, *Geschichte der deutschen Sozialdemokratie*, II. Teil, Dietz Verlag Berlin 1960, S. 419.
 - 27 Vgl. *Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung*, Band 1, S. 365.
 - 28 Vgl. Bebel an Motteler Ende Dez. 1884, IISG, und H. Gemkow, *Dokumente des Kampfes der deutschen Sozialdemokratie gegen Bismarcks Kolonialpolitik* . . ., in: *Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung*, Heft 2, 1959.
 - 29 Bebel an Motteler am 27. 5. 1885, IISG, in: E. Engelberg, *Revolutionäre Politik* . . ., S. 162.

- ⁵⁰ Vgl. „Sozialdemokrat“ vom 5. 11. 1885. Ignaz Auer an Motteler am 7. 10. 1885. Grillenberger an Motteler am 26. 11. 1885, IISG, in: Engelberg, Revolutionäre Politik . . ., S. 113/114.
⁵¹ Vgl. Bebel an Motteler am 21. 12. 1884, IISG, in: ebenda, S. 116. Ebenso Bebel an Motteler am 7. 11. 1884, ebenda, S. 164.
⁵² Bebel an Motteler am 13. 6. 1886, ebenda, S. 100.
⁵³ Vgl. Friedrich Engels, Biographie, Verlag Marxistische Blätter, Frankfurt/M. 1970, S. 498/99.
⁵⁴ Vgl. Engels an Bebel am 17. 2. 1890, in: Marx/Engels Werke, Band 37, S. 356.
⁵⁵ Vgl. H. Bartel, Marx und Engels im Kampf um ein revolutionäres deutsches Parteiorgan 1879—1890, Dietz Verlag Berlin 1961, S. 167.
⁵⁶ W. I. Lenin, Werke, Band 4, S. 218.

Der Autor des Artikels, Friedrich Pospiech, ist Verfasser des Buches: „Julius Motteler, der Rote Feldpostmeister, Kampfgefährte von Bebel, W. Liebknecht (360 Seiten mit über 50 Bildern und Dokumenten). Herausgeber: Marxistische Arbeiterbildung Esslingen, c/o Informationszentrum „Hans Rueß“, Sirnauer Straße 18, 7300 Esslingen, Preis 7,80 DM.

Tag der Naturf. Reise.	Vor- und Zuname des Reisenden und seiner Begleitung oder Bedienung.	Stand oder Gewerbe.	Wohnort des Reisenden.	Wo der Pass des Reisenden ausgestellt ist.	Wie lange er sich hier aufzuhalten gedacht.	Ort der Abreise oder des Umzugs.
Le jour de l'arrivée.	Les noms de l'étranger et des personnes, qui sont arrivées avec lui.	Son emploi ou sa qualité.	Le domicile de l'étranger.	Le droit du passe-port délivré.	Combien de temps veut-il séjourner ici?	L'endroit et le jour du départ ou du changement de logement.
2	J. A. Meyer	Metzger			3 5	8. 5
22	Dr. E. Körber	Kapten Alsbach			1893 Halle	2393
1	L. Seidler	App. Cola			3 5	6th 73
1	M. Marzinius	Antis Löts.			2 5	Grünen 249
1	J. Heinemann	App. Hirsch			2 5	Hannover 1
4	Dr. Nobels	Fr. Kroll			1893 Hannover	
22	Auguste Dr. Dr. Prinzessin Maria				3 5	Alzey 20

Ausschnitt aus der Hotelliste des Hotels „Hochstein“ in Leipzig am Bayerischen Bahnhof mit der am 22. 9. 1874 eingetragenen Ankunft von Marx und Motteler. (Original: Stadtarchiv Leipzig)

Marx und Motteler Ein Dokument

Auch im Jahresbericht des Arbeiterbildungsvereins Dresden für 1877 wird Julius Motteler als Redner "in den Sonnabendsversammlungen wie bei den Stiftungsfesten des Vereins" genannt (4).

Ein besonderes Ereignis in Mottelers Leben ist zweifellos das Zusammentreffen mit Karl Marx am 22./23.9.1874 in Leipzig. Die Polizeimeldeliste des Hotels "Hochstein" am Bayerischen Bahnhof (5) weist als eintreffende Gäste am 22.9.1874 Karl Marx mit Tochter Eleanor, von Karlsbad kommend, und zwei Zeilen weiter Julius Motteler, aus Zwickau kommend, aus.

Es ist offensichtlich, daß Julius Motteler als neuer Leiter der Volksstaat-Druckerei und Reichstagsabgeordneter an den Besprechungen, die Karl Marx am 22. und 23. September bei Wilhelm Liebknecht abhält, teilnimmt.

Karl Marx, der am 24. September nach Dresden weiterreist, wo er eine Versammlung im "Chemnitzer Hof" hält, hinterläßt auf Julius Motteler einen unauslöschlichen Eindruck. Davon zeugt die Liebe und Verehrung, die er zeitlebens für Karl Marx hegt und die nach dessen Tod in der liebevollen Pflege seines Grabs auf dem Highgate-Friedhof während des Londoner Exils Julius Mottelers zum Ausdruck kommt. Von dieser ersten Begegnung an hält er auch zu Marxens Tochter Eleanor. In dieser Periode seiner Tätigkeit als kaufmännischer Leiter der Volksstaat-Druckerei gibt es eine sehr gute Zusammenarbeit zwischen ihm und Wilhelm Liebknecht (6).

Ein besonders enger und freundschaftlicher Kontakt entwickelt sich zwischen Julius Motteler und Johann Philipp Becker, dem Präsidenten der Sektionsgruppe deutscher Sprache der Internationalen Arbeiterassoziation.

An die Stelle der früheren Zusammenarbeit wegen der Spinn- und Webgenossenschaft Crimmitschau und den

4) Vgl. Archivalische Forschungen ..., Ebenda, S. 700

5) Wiedergabe des Originals in dieser Arbeit

6) Vgl. Briefwechsel W. Liebknechts mit Wilhelm Blos, Wilhelm Bracke, Carl Hirsch und August Geib in den Jahren 1875 bis Anfang 1876. In: 'Wilhelm Liebknecht, Briefwechsel mit deutschen Sozialdemokraten, Band 1, S. 650/51, 658-661, 666/67

Wilhelm Elfes Briefe an Adenauer

Zusammengestellt von Ludwig de Pellegrini

Wilhelm Elfes, am 5.6.1884 in Krefeld geboren, war der Sohn eines Seidenwebers; im Waisenhaus erzogen, erlernte er das Schlosser- und Schmiedehandwerk. 1904 schloß er sich der Katholischen Arbeiterbewegung und der Christlichen Gewerkschaft an. Ab 1909 Sekretär der Katholischen Arbeitervereine und Bezirksvorsitzender der Zentrumspartei in Krefeld. Von 1919 bis 1933 Mitglied des Rheinischen Provinziallandtages, Mitglied des Reichsvorstandes der Zentrumspartei, ab 1922 Mitglied des Preussischen Staatsrates. 1923 führend in der Abwehr gegen die Separatisten, 1927 bis 1933 Polizeipräsident in Krefeld, von den Nazis entlassen. 1933 bis 1944 im Godesberger Hermes-Widerstandskreis gegen die Naziherrschaft, zu dem auch Konrad Adenauer zeitweise Kontakt hält, Juli 1944 Verhaftung wegen Tätigkeit im Widerstand. Aufgrund der Warnung durch einen ehemaligen Polizeibeamten aus Krefeld entgeht Elfes dem sicheren Tode. 1945 Oberbürgermeister von Mönchengladbach; 1947 bis 1950 Abgeordneter der von ihm mitbegründeten CDU im Landtag von Nordrhein-Westfalen. 1949 Mitbegründer der „Gesellschaft zur Wiedervereinigung Deutschlands“; 1951 „Hauptausschuß für Volksbefragung gegen die Remilitarisierung“ und „Arbeitskreis für Deutsche Verständigung“, 1952 zusammen mit Altreichskanzler Dr. Joseph Wirth Erweiterung des Arbeitskreises zur „Deutschen Sammlung“. Elfes wird Mitglied des Weltfriedensrates. 1953 gemeinsam mit Joseph Wirth Vorsitzender im „Bund der Deutschen für Einheit, Frieden und Freiheit“. 1960 aktive Beteiligung bei der Gründung der Deutschen Friedens-Union. 1964 Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Universität Leipzig. Gestorben am 22.11.1969.

Waren zwischen Wilhelm Elfes und Konrad Adenauer als dem Vorsitzenden der CDU schon Kontroversen wegen der Erbardschen Marktwirtschaftspolitik aufgetreten, so trieben die von Adenauer als Bundeskanzler „bestimmten Richtlinien der Politik“ Elfes vollends aus dem Lager seiner ehemaligen Freunde. Elfes trat im Jahr 1950, vor allem wegen der Remilitarisierungspolitik Adenauers, aus der CDU aus.

Elfes' politisches Anliegen wird aus einem Brief ersichtlich, den er am 8. Juli 1951 an Konrad Adenauer schrieb:

Sehr geehrter Herr Dr. Adenauer!

Dieses Schreiben richtet sich nicht an den Bundeskanzler, sondern an den Menschen Adenauer. Der Bundeskanzler ist mir fremd, dem Menschen jedoch fühle ich mich lange freundschaftlich verbunden. Aus dieser Erinnerung schreibe ich. Was ich indes dem Menschen zu sagen habe, geht auch den Politiker an. Wenn man dem Pressebericht der Associated Press (AP) glauben darf, dann haben Sie, Herr Dr. Adenauer, vor 14 Tagen in Reichenhall gesagt: Wer die Neutralisierung Deutschlands bei gleichzeitiger Demilitarisierung fordere, der sei „entweder ein Dummkopf allerersten Ranges oder ein Verräter“.

Gewiß kann man für die Wiederaufrüstung Deutschlands sein, wenn man der Überzeugung ist, dadurch dem eigenen Land und dem Frieden der Welt zu dienen. Ihnen muß aber auch bekannt sein, daß ein großer Teil der Deutschen — mir scheint sogar: die überwiegende Mehrheit des Volkes — einer lauten offiziellen Propaganda zum Trotz ganz entgegengesetzter Meinung ist. Diese Frauen und Männer widerstreben einer Wiederaufrüstung, weil sie darin eine Vertiefung der Spaltung Deutschlands und die Vorbereitung eines Krieges sehen, der noch weit unheilvoller für ihr Vaterland sein würde, als der letzte Krieg es bereits gewesen ist. Sollen das nun alles Dummköpfe und Verräte sein?

Man sagt, Sie seien Militarist. Ich möchte das nicht gelten lassen. Jedenfalls haben Sie mir in vertraulichen Gesprächen während der Nazizeit Ihre Mißachtung des deutschen Militärs so oft und überzeugend dargetan, daß ich nicht gut annehmen kann, auch dieser „Saulus“ sei nun ein „Paulus“ geworden (wenngleich ich mich über nichts mehr wundere). Wenn ich Sie aber recht verstehe, dann glauben Sie, in der weltweiten Auseinandersetzung zwischen dem hochkapitalistischen Amerika und dem kommunistischen Rußland könne das arme Westdeutschland nicht neutral sein; es müsse auf Seiten Amerikas stehen und im Gefolge Amerikas und mit seiner Hilfe eine Armee aufstellen und ausrüsten, und Sie hoffen wohl, Rußland auf diese Weise zur Nachgiebigkeit zu zwingen.

Zugegeben: im Osten steht eine Macht, die uns wesensfremd, rätselhaft unberechenbar und darum allein schon gefährlich erscheint, uns, den Europäern — und, bei Gott, ich wünschte sie mir anders. Wir hatten uns ja auch eine andere Haltung nach Kriegsende von ihr versprochen. In der Politik aber wiegen Wünsche weniger als Fakten. Und nun ist es doch wohl ein Faktum, das man nicht übersehen kann, daß Rußland nicht nur viel Härte und Hartnäckigkeit, sondern auch sehr viel politische Klugheit und Beweglichkeit bewiesen hat und immer wieder beweist ...

Was würden Sie denn tun an Stalins Stelle? Bedenken wir Rußlands Weite, die Notwendigkeit und große Möglichkeit seiner inneren Kolonisation, und seinen unentwickelten Reichtum an Menschen und Bodenschätzen. Amerika, durch seine Mitwirkung bei den beiden Weltkriegen das reichste Volk der Erde, mit seinem hohen Zivilisationsstand, dessen Wirtschaftskapazität (Industrieanlage und gewinnsuchendes Kapital) den Bedarf des Landes weit übertrifft, wird bekanntlich durch seine neue Rüstungsproduktion vor einer ernsten Wirtschaftskrise bewahrt. Rußland dagegen, dem die beiden Kriege nur schwere Opfer auferlegt haben, kann noch auf lange Zeit hinaus sein ganzes Vermögen auf den Ausbau seines Verkehrs- und Wirtschaftswesens (Verbrauchs- und Konsumgütererzeugung) und auf die Entwicklung einer zeitgemäßen Zivilisation des Landes verwenden. Und da sollte Stalin wirklich nichts besseres zu tun wissen, als sich und dem russischen Volk einen Krieg aufzuhalsen, bei dem er alles aufs Spiel setzen müßte?

Stalin kann rechnen. Er weiß, daß er Europa vielleicht überrennen könnte mit seinen Heeren. Frankreich und Italien sind militärisch nicht von Gewicht. England wird sich schonen und Amerika hat seine Kriegsmaschine noch nicht be-

reit. Warum hat Stalin nicht längst schon losgeschlagen? (Sprechen Sie ihm die sportliche Fairneß zu, zu warten, bis auch der Gegner kampfbereit ist?) Abgesehen davon, daß ihm das Industriegebiet heute nur noch als Schrotthaufen in die Hand fiele (vom amerikanischen und englischen Militär zuvor „in die Luft gejagt“), weiß Stalin ganz genau, daß den deutschen Heeren 14/18 und 39/45 die riesige Ausweitung der Fronten und der besetzten Gebiete zum Verhängnis wurde; er weiß vor allem, daß er Amerika, das Rußland materiell und technisch überlegen ist, nicht bezwingen kann, so daß er schließlich unterliegen müßte. Stalin wird zu rechnen wissen und seine Soldaten zuhause halten — ohne daß man ihn erst durch einen gigantischen Rüstungsaufwand einzuschüchtern brauchte.

Er wäre auch zu teuer! Arbeitskraft und Material für die Aufrüstung müssen der Zivilbevölkerung entzogen werden. „Kanonen statt Butter!“, Warenverknappung, Preissteigerung, Zwangswirtschaft wären natürliche Folge. Das merken wir ja jetzt schon überall ...

Er wäre auch viel zu gefährlich! „In allem bedenkt das Ende!“ Gewiß kennen Sie dies Wort philosophischer Weisheit. Das Ende der Aufrüstung wird Krieg sein. So sicher, wie irgend etwas sicher ist. Abgesehen davon, daß unsere Aufrüstung dem Osten das Argument für einen Verteidigungskrieg böte, trägt sie die Kriegsgefahr in sich! Bomber und Kanonen, die da stehen, werden rostig und unmodern. Sie wollen gebraucht werden. Es liegt eine teuflische Automatik in diesen Dingen. Müßige Heere sind eine Gefahr, deutete selbst Bismarck schon an: Offiziere suchen Beschäftigung. Ihre „Beschäftigung“ aber ist Krieg. Vielleicht denken Sie, Herr Dr. Adenauer, „dies sollte er Stalin sagen“. Ganz recht! Stalin jedoch ist Ihnen erreichbar, aber nicht mir. Darum spreche ich zu Ihnen. Denn wenn auf beiden Seiten müßige Heere stehen, dann ist der Reiz und die Reizbarkeit mehr als verdoppelt, und ihre „Beschäftigung“ wird bald folgen. Es kommt dann nur noch auf das Alibi an, und das wurde immer noch leicht gefunden. Denken wir an 1914! Hernach haben sich die Staatsmänner damit herauszureden versucht, daß „man in den Krieg hineingeschliddert“ sei. Welch erbärmliche Ausrede angesichts der Furchtbarkeit des Krieges! Ein Krieg aber ist nicht nur furchtbar, er ist auch sinnlos. Sinnloser Mord. Zumal angesichts der modernen Waffen. Welcher Krieg der Neuzeit hätte denn das Problem gelöst, um dessentwillen er begonnen wurde?

Gewiß, Herr Dr. Adenauer, Sie wollen keinen Krieg, und es liegt mir fern, Ihnen solche Absichten zu unterstellen; in der Politik aber kommt es nicht darauf an, was einer tut, und wer rüstet, der gibt dem Krieg eine Chance, der begünstigt ihn und führt ihn schließlich herbei. Die Geschichte ist mein Zeuge.

Hitler verbrauchte von 1934 bis 1939 90 Milliarden Mark für die Aufrüstung Deutschlands. Dann glaubte er sich stark genug, der Welt den Krieg zu machen. Neunzig Milliarden Mark in fünf Jahren!

Wenn Hitler statt der Kriegsmaschine *Heimstätten* errichtet hätte, dann würde sein Andenken gesegnet sein. Aber er hat nicht nur diese Heimstätten nicht errichtet, er hat die vorhandenen noch zerstören lassen, so daß die Heimstättennot — die wesentliche Ursache unserer sozialen und sittlichen Ehe- und Familiennot! — einfach zum Himmel schreit. Wenn nun der Westen, der sich

so gerne und so laut auf seine sittliche und kulturelle Sendung beruft, nur einen Teil seiner gemeinsamen, gigantischen militärischen Anstrengungen ernsthaft darauf richten würde, die allgemeine Not und Angst der Menschen in sozialen Wohlstand und in soziale Sicherheit zu verwandeln, dann würde er der menschlichen Gesittung und damit dem inneren und äußeren Frieden der Völker und auch der Erhaltung des Abendlandes einen entscheidenden Dienst leisten, während Aufrüstung und Krieg, die in einem Atemzug genannt werden müssen, nur der Barbarei und der Vollendung der Barbarei dienen können.

Die kriegsgeschwängerte Ost-West-Spannung ist zwar keineswegs beschränkt auf Amerika und Rußland; sie besteht aber doch wesentlich zwischen diesen Antipoden. Darum sollte alle Sorge darauf gerichtet sein, zwischen Amerika und Rußland, zwischen Amerikanismus und Bolschewismus, noch einen dritten, einen abendländischen Lebensbereich zu erhalten, dem auch Deutschland angehören muß — nicht ein „wiedererwachtes“, zu Nazismus und Militarismus „wiedererwachtes“ Halbdeutschland, sondern ein wiedergeeintes und geläutertes, weder von Rußland noch von Amerika als politisches Anhängsel Aufgaben, die ihm durch seine zentrale Lage in Europa zugewiesen sind.

Ich grüße Sie
Elfes

Dazu Adenauer am 12. Juli 1951, 4 Tage später:

Sehr geehrter Herr Elfes!

Ihr Brief überrascht mich und schmerzt mich. Sein Inhalt ist so unverständlich, daß es keinen Zweck hat, Ihnen mündlich darauf zu antworten. Ich bedauere aufrichtig diese Entfremdung. Mit vorzüglicher Hochachtung Ihr Adenauer

Wilhelm Elfes antwortet am 15.7.1951:

Daß mein Schreiben Sie schmerzte, bedauere ich sehr. In der Wiederaufrüstung der Welt — und jetzt ganz besonders in der ungestümen Aufrüstung der westlichen Welt — sehe ich ein grauenvolles Verhängnis heraufziehen. Darum widerspreche ich, wo immer und wie immer sich mir eine Gelegenheit bietet. Ich widerspreche, weil mein Gewissen mich drängt. Erwünscht oder unerwünscht. Meine besten Wünsche und Grüße

Ihr Elfes

Nach dem „Kongress für deutsche Verständigung“, der am 30. März 1952 in Mönchengladbach stattfand, an dem 1000 Delegierte anwesend waren und der eine Delegation beauftragte, das Anliegen dieses Kongresses den amtlichen Stellen der Bundesrepublik und der Deutschen Demokratischen Republik mündlich vorzutragen, schrieb Wilhelm Elfes am 21.5.52 einen letzten persönlichen Brief an Adenauer:

Sehr geehrter Herr Bundeskanzler!

Wir hatten den Auftrag, den Parlamentsvorsitzenden und den Regierungschefs der Bundesrepublik und der DDR die Willenserklärung unseres Kongresses persönlich zu überbringen. Zuerst wollten wir in Bonn und dann in Berlin

vorstellig werden. Unsere Anfragen in Berlin wurden sofort beantwortet. Der Herr Bundespräsident dagegen hat nach langem Zögern abgelehnt, uns zu empfangen, und Sie, Herr Bundeskanzler, haben uns, Ihren Bundesbürgern — trotz Erinnerungsschreiben — bisher überhaupt nicht geantwortet. Darum müssen wir nun versuchen, uns schriftlich unseres Auftrags zu entledigen. Die Zeit drängt, wie Sie wissen, und wir können nicht länger warten.

Nehmen Sie also bitte die beiden Broschüren entgegen, die wir diesem Schreiben beifügen. Die eine Broschüre berichtet über Verlauf und Beschuß unseres M. Gladbacher Kongresses am 30. März, und die andere berichtet über das Auftreten unserer Kongressdelegation am 24. April in Berlin. Beide Broschüren zeigen Ihnen auf den ersten Blick, daß wir Ihrer außenpolitischen Konzeption widersprechen — widersprechen im Namen breitester Volkskreise! Die Bewegung, die wir vertreten, erstreckt sich über alle Schichten unseres Volkes und gewinnt täglich an Umfang und Qualität.

Mögen Sie persönlich immerhin des Glaubens sein, Herr Bundeskanzler, die Wiederaufrüstung Westdeutschlands auf amerikanischen Wunsch und die Einbeziehung der Bundesrepublik in die westliche Militärkoalition unter amerikanischer Führung käme dem Wohlstand Deutschlands, der Sicherheit Europas und dem Frieden der Welt zugute — Ihre Politik wird nichtsdestoweniger allgemein als ein sehr gefährliches Vabanquespiel empfunden, so daß Deutschland und seine Nachbarn in hohem Maße beunruhigt sind. Ganz gleich, was das von Ihnen vorbereitete Vertragswerk — dessen schwerwiegender Inhalt dem deutschen Volke bisher vorenthalten wurde — im einzelnen auch bringen mag: es zwingt unserer Jugend erneut die Waffe in die Hand, die sie nicht mehr tragen will, es belebt in unserem Lande aufs neue den militaristischen Geist, der unser Verhängnis war, und der um der deutschen Demokratie willen nicht wieder aufkommen darf, es bürdet der Bundesrepublik eine Last auf, die ihre soziale Leistungsfähigkeit zerbricht, es verwehrt Deutschland die staatliche Souveränität, auf die kein achtbares Volk verzichten kann, und es treibt die Ost-West-Spannung auf die Spitze, worauf allein das profitlüsterne Rüstungskapital zu spekulieren weiß. So kann kein sozialer Wohlstand, so kann keine europäische Sicherheit, so kann kein wahrer Friede entstehen! So kann die Gesittung der Menschheit nicht gefördert werden!

Sehen Sie denn nicht, Herr Bundeskanzler, daß Ihre Politik die Spaltung Deutschlands vollendet, indem sie Westdeutschland endgültig an Amerika und Ostdeutschland endgültig an Rußland kettet? Sehen Sie denn nicht, Herr Bundeskanzler, daß die widernatürliche Grenze zwischen West- und Ostdeutschland so erst recht zu der gefahrvollsten Zündstelle eines neuen Weltbrandes wird? Nach dem Zeugnis der Geschichte hat die Politik des Wettrüstens stets zum Krieg geführt. Könnte das jetzt etwa anders sein? Könnte sie jetzt sogar der „Rettung“ Europas dienen? Ist denn Europa nicht gerade unter der Last der Rüstungen und der Kriege erschöpft zusammengebrochen? Die Sieger wie die Besiegten? Der Weg, der mit dem Generalvertrag beschriften wird, erscheint uns, wir müssen es recht deutlich sagen, Herr Bundeskanzler: als der sicherste Weg zu einer neuen Katastrophe, als der sicherste Weg zum Untergang Europas!

Die Welt hat sich zu unsren Lebzeiten sehr verändert. Die Schwerpunkte der wirtschaftlichen und politischen Macht liegen heute außerhalb Europas. Was aber Deutschland vordem in seiner Stärke war, das scheint es schicksalhaft auch heute noch in seiner Schwäche zu sein: ein Eckstein des Krieges oder des Friedens der Welt. Denn mitten durch unser Land läuft die leid- und gefahrvolle Zonengrenze der beiden großen und machtvollen politischen Gegner unserer Zeit. Wenn es der Unvernunft gelingt, die Gegensätze dieser Mächte auf unserm Boden zu vertiefen, dann erscheint ein neuer Weltkrieg unvermeidbar. Wenn es aber der Vernunft gelingt, diese Gegensätze auf deutschem Boden zu überbrücken, dann erscheint ebenso gewiß der Friede gesichert. Auf deutschem Boden also entscheidet sich, Herr Bundeskanzler, ob die Menschheit in naher Zukunft erneut der entsetzlichen Barbarei der modernen Kriegstechnik ausgeliefert oder allmählich den Segnungen eines gesicherten Friedens entgegengeführt wird. Daraus ergibt sich ganz logisch die missionarische Aufgabe, aber auch die schwere Verantwortung der deutschen Politik — die von Christen und Sozialisten inspiriert sein muß, keinesfalls aber von Militärs inspiriert sein darf. Auf keinen Fall darf Deutschland jetzt Partei werden, Herr Bundeskanzler, weder in der Front des Ostens noch in der Front des Westens. Deutschland als Militärpartei bedeutet Krieg! Also muß Deutschland seine Neutralität erstreben und nach allen Seiten zu sichern suchen — nicht aus Bequemlichkeit, nicht aus Eigensucht, sondern im wohlverstandenen Interesse aller Völker. Die erste Voraussetzung für die Neutralität Deutschlands ist die Wiederherstellung seiner nationalen und staatlichen Einheit auf der Grundlage freier und demokratischer Wahlen in ganz Deutschland unter der gemeinsamen Kontrolle der vier Besatzungsmächte. Die zweite Voraussetzung für die deutsche Neutralität ist ein Friedensvertrag, der die Souveränität und die Integrität Deutschlands durch die verbindliche Unterschrift aller Vertragspartner verbürgt. Hier werden Sie gewiß einwenden wollen, Herr Bundeskanzler, daß Sie ebenfalls die Einheit Deutschlands wünschen, daß Sie aber vor der Hand keine Möglichkeit sehen, sie zu verwirklichen. Sonderbar — die Forderung der Wiedervereinigung Deutschlands las man in jüngster Zeit doch in allen Noten des Ostens und des Westens, und sie klang auch aus Ihren persönlichen Reden. Wir nehmen diese Worte ernst und sind der Meinung, daß Deutschland der Verwirklichung seiner Einheit schon sehr nahe wäre, wenn Sie, Herr Bundeskanzler, auch nur einen Teil der großen Mühe, die Sie im Verlaufe der letzten Jahre mit soviel Zähigkeit und Nachsicht auf Ihre Vereinbarungen mit den Regierungen in Washington, London und Paris verwandt haben, einer Verständigung mit der Regierung in Ostberlin gewidmet hätten. Der augenblickliche Zustand Deutschlands ist ja so peinlich und so gefährlich, daß ein verantwortlicher deutscher Politiker keine Gelegenheit versäumen, keinen Versuch und keine Mühe scheuen dürfte, ihn zu überwinden. Auf Grund persönlicher Wahrnehmungen sind wir der festen Überzeugung, daß eine Verständigung mit der ostdeutschen Regierung sehr wohl möglich war — und auch noch möglich wäre, obgleich sich die Situation in den letzten Tagen Dank Ihrer Politik zusehends verschlechtert hat. Stellen Sie sich aber einmal vor, Herr Bundeskanzler, die Regierungen West- und Ostdeutschlands hätten gemeinsam

einen Vorschlag für die Durchführung gesamtdeutscher Wahlen vorgelegt — hätte die internationale Welt und hätten insbesondere die Regierungen der vier Besatzungsmächte sich dem Gewicht eines solchen gemeinsamen deutschen Vorschlags wohl entziehen können? Unmöglich! Darum bleibt es ein unverzeihliches Versäumnis Ihrer Politik, daß Sie auf keines der bisherigen Verhandlungsangebote der Regierung der DDR eingegangen sind, sondern jeden Annäherungsversuch von vorneherein frostig abgewiesen haben.

Was werden Sie nun tun —? Werden Sie unterschreiben, um dann dem Bundestag die Ratifizierung der Verträge aufzudrängen —? Gegen den klar erkennbaren politischen Willen des deutschen Volkes?! Unter Mißachtung des Geistes der Demokratie?! Der einzige Weg, den ein deutscher Demokrat jetzt noch mit Anstand gehen kann, ist die Befragung der Wahlberechtigten! Gehen Sie diesen Weg, Herr Bundeskanzler! Unterschreiben Sie jetzt nicht. Geben Sie dem deutschen Volke zuvor Gelegenheit, selbst zu entscheiden — dem Volke, dem nach dem Grundgesetz der Bundesrepublik die Entscheidung alleine zusteht und das die Folgen einer jeden Politik zu tragen hat.

In vorzüglicher Hochachtung!
Elfes

Das Gespräch führten Ingeborg Nödinger und Dieter Nix im Januar 1978

Frage: Manche Historiker versuchen, die Entstehung der Bundesrepublik und die Schaffung der Bonner Verfassung quasi in eine „Stunde Null“ zu verlegen. Dagegen spricht die Tatsache, daß bereits unter der Herrschaft der Faschisten Kräfte existierten, die dezidierte Vorstellungen über eine nach Zerschlagung des Faschismus zu schaffende Gesellschaftsordnung entwickelten. In welchem geschichtlichen Zusammenhang muß das Grundgesetz gesehen werden und welche Bedeutung muß ihm bei den zu erwartenden künftigen Klassenauseinandersetzungen in der BRD beigemessen werden?

Das Grundgesetz ist keineswegs das unmittelbare Produkt der demokratischen Traditionen, wie sie im Widerstandskampf gegen den Hitlerfaschismus entstanden sind. Damals entstanden Bündnisverhältnisse zwischen den Gruppierungen des proletarischen Widerstands und anderen Gruppierungen, die gemeinsame Zielvorstellungen in der Richtung schafften, daß die künftige Verfassung Deutschlands demokratisch sein, aber auch wesentliche Veränderungen der Produktionsverhältnisse in demokratischer Weise einleiten müsse. Bekanntlich gab es gegen diese Zielvorstellungen, wie sie z. B. noch in der Hessischen und in der Bremer Landesverfassung unmittelbaren Niederschlag gefunden haben, ganz abgesehen von den fünf Landesverfassungen der sowjetischen Besatzungszone, Widerstand unter den Besatzungsmächten, die selbst eine kapitalistische Produktionsweise hatten und sie aufrechterhalten wollten. Die Vereinigten Staaten wandten sich gegen diese Tendenzen. So entstand das Problem der Spaltung Deutschlands. Nach der Londoner Konferenz wurde deshalb der Weg zum Parlamentarischen Rat geöffnet. Die Amerikaner verlangten zunächst, und in der Londoner Konferenz stimmten die Franzosen und Engländer dem zu, daß ein separater und nicht nur provisorischer westdeutscher Staat entstehen solle, der den Zwang zur Transformation in eine sozialistische Produktionsweise nicht mehr bieten dürfe. Auf der Grundlage dieser veränderten Lage entstand im Parlamentarischen Rat das Grundgesetz. Es wahrte demokratische Strukturen in wesentlichen Problemen und macht Konzessionen an konservative Strukturen in anderen Fragen. Aber das Grundgesetz weigert sich noch, die Spaltung Deutschlands unmittelbar festzuschreiben, und es will die demokratische Veränderung in Richtung einer sozialistischen Produktionsweise wenigstens noch als entfernte Möglichkeit offenhalten. Auf Grund dieser Tatsache bleibt das Grundgesetz in seinem Normenbestand auch in der gegenwärtigen Lage eine gewichtige Hilfe im Kampf gegen die Restauration, auch wenn es sich in seiner realen Anbindung bereits weit vom Ausgangspunkt weg entfernt hat.

Frage: Im Kampf gegen die Notstandsgesetze in den 60er Jahren spielte die Gegenüberstellung von Verfassungstext und Verfassungswirklichkeit eine gro-

Wolfgang Abendroth: Einheitsfront für das Grundgesetz

ße Rolle. Heute wird diese Kluft immer größer. Gilt aber nicht abweichende Wirklichkeit im Sinne des Grundgesetzes als „verfassungswidrig“?

In den sechziger Jahren haben wir gerade im Kampf gegen die Notstandsgesetze eine starke Belebung demokratischer Verhaltensformen der Massen in der BRD erlebt, die in die Parteistrukturen hineinwirkten, und damit eine partielle Wiederherstellung des demokratischen Grunddenkens, wie es dem Grundgesetz zugrundelag, wenn auch der Kampf gegen die Notstandsgesetze nur teilweise zum Erfolg geführt hat. Immerhin wurde durch diesen Kampf etwas bewirkt: Die Notstandsgesetze, wie sie damals durch die Grundgesetzveränderung angenommen wurden, haben nicht den vollen Ertrag für die Reaktion gebracht, wie es ursprünglich der Innenminister Schröder im Adenauer-Kabinett und dann die Große Koalition haben wollten. Deren Ziele mußten zum großen Teil relativiert werden. Diese Einsprengungen in das ursprüngliche Grundgesetz durch die Notstandsgesetze regeln nur ganz konkrete Probleme in konkreten Situationen. Sie lassen im übrigen den Kernbestand der Normen des Grundgesetzes unberührt. Insofern bleibt also das Grundgesetz trotz dieser Veränderungen in seinem Text gleichwohl Hilfsmittel zur Verteidigung der Demokratie.

Der Normenbestand ist noch immer eines der wichtigsten Schutzmittel für jede demokratische Bewegung. Der Widerspruch der Verfassungswirklichkeit zu diesem Normenbestand ist so wie damals ein vorhandener Tatbestand, von dem wir in unserem Kampf ausgehen können. Nach dem Willen dieser Normen soll das Grundgesetz diese durchsetzen, auch gegen eine widersprechende Realität, und hier haben wir einzutreten, wie einst im Kampf gegen die Notstandsgesetze, genauso wie bei einer der wichtigsten Grundgesetzverschiebungen vorher, bei der Einsprengung der Remilitarisierung in das Grundgesetz. In beiden Fällen hat der Kampf gegen die Textveränderungen des Grundgesetzes bewirkt, daß manche reaktionären Bestrebungen abgewehrt werden und sich demokratische Bestrebungen manifestieren konnten, die am ursprünglichen und auch am veränderten Text des Grundgesetzes ansetzten, um eine widersprechende Verfassungswirklichkeit außer Kraft zu setzen. In beiden Fällen konnte sich die demokratische Bewegung darauf berufen, daß das Grundgesetz selbst eindeutig die Normen über die Realität setzt, daß also die demokratische Bewegung, indem sie kämpft, sich nicht gegen die Normen, sondern gegen eine normenwidrige Realität wehrt.

Frage: Das Grundgesetz kann also als Waffe im Kampf gegen Kräfte wie Albrecht und Strauß gesehen werden, die die Normen des Grundgesetzes zur Diskussion stellen wollen, um sie schrittweise abzubauen. Der Anlaß zur Veränderung des Grundgesetzes, weil es nicht mehr zeitgemäß sei, bietet sich für diese Kräfte in den sogenannten Anti-Terrorismus-Kampagnen.

Es geht hier keineswegs nur um Albrecht und Strauß, denn sie sind ja nur der extreme Kristallisierungspunkt der Bestrebungen einer Klasse, nämlich der Monopolbourgeoisie, die von diesen demokratischen Normen weg will. Die Ter-

roristengruppen könnten genauso wirksam durch die existenten Rechtsnormen im Zaum gehalten werden wie durch eine spezifische, auf sie gemünzte Sondergesetzgebung. Das Grundgesetz selbst will derartige Sondergesetzgebungen nicht. Es hat sich von Anfang an als die gesamten Rechtsordnung übergeordnete Rechtsordnung empfunden. Zur Zeit, als das Grundgesetz entstand, ist der Terrorismus der Rechten noch in aller Erinnerung, und gleichwohl hat das Grundgesetz z. B. ausdrücklich auf die Todesstrafe, also auf extreme Mittel zur Bekämpfung von Terror verzichtet. Infolgedessen sind die Vorstöße von Strauß und anderen, die Vorstöße der Reaktion, gegen den Kernbestand des Grundgesetzes gerichtet, wie er durch Artikel 79, Abs. 3, gegen jede Veränderung in legaler Weise geschützt sein sollte. Man sollte hier nicht vergessen, daß auch die sozialliberale Koalition, man denke an das Konkaktsperregesetz, bei solchen Ausnahmegenesetzen mitwirkt. Umso verdienstlicher ist es — wiederum ein Ausläufer der demokratischen Verteidigungsbewegung für das Grundgesetz —, daß vier sozialdemokratische Abgeordnete den Mut gefunden haben, hierzu Nein zu sagen im Bundestag.

Frage: Die Bestimmung des Grundgesetzes zur obersten Rechtsordnung — ist dies nicht auch eine Konsequenz aus der Erfahrung mit der Weimarer Verfassung?

Ohne jeden Zweifel. Es gehört zu den Grunderkenntnissen aller demokratischen Widerstandskräfte gegen den Faschismus, nicht nur der der Arbeiterbewegung, daß die Weimarer Verfassung auch daran gescheitert war, daß es nicht gelungen war, der Weimarer Verfassung zum Sieg über immanente Tendenzen der Staatsgewalt zu verhelfen, die sich über die Normen der Verfassung hinwegsetzen und die unter Ausnutzung des Artikels 48 über Notverordnungen die parlamentarische Demokratie beiseite schieben wollten. Daraus hatte der Parlamentarische Rat noch die Konsequenz gezogen, daß er die starke Bewertung des Normensystems des Grundgesetzes gegenüber jedem anderen Normensystem auch verfassungsrechtlich festgeschrieben hat, was es heute noch ermöglicht, jede Gesetzesnorm an den Normen des Grundgesetzes zu messen, z. B. durch Verfassungsbeschwerde an das Bundesverfassungsgericht.

Frage: Wird aber nicht diese Absicht der Väter des Grundgesetzes dadurch mißbraucht, daß gegen die Instanz der Gesetzgebung aus politischen Obstruktionegründen das Bundesverfassungsgericht eingeschaltet wird, um beispielsweise eine wirksame demokratische Reform des § 218 zu verhindern oder um die gesetzliche Mitbestimmungsregelung zu behindern?

Das ohne Zweifel. Es war von vornherein fraglich, und ich habe damals bei der Interpretation des Grundgesetzes immer darauf hingewiesen, ob dieser Weg der Sicherung der Verfassungsnormen gegen Normverschiebungen durch einfaches Gesetzesrecht der richtige Weg war. Aber die Grundtendenz wird damit klar. Wir dürfen eines nicht vergessen: Die Rechtsprechung des Bundesverfassungsgerichts war in der ersten Periode seiner Existenz häufig demokrati-

scher als das Verhalten der parlamentarischen Mehrheit und der exekutiven Gewalt. Ich erinnere hier nur an einen Fall, an die Rückwirkung von Parteiverboten in strafrechtlicher Hinsicht, 90 a, Abs. 3, Strafgesetzbuch, im ersten Strafrechtsänderungsgesetz, das 1951 vom Bundestag beschlossen wurde. Das Bundesverfassungsgericht hat hier mit vollem Recht gesagt, das widerspreche dem Grundgesetz. In der Zusammensetzung des ersten Bundesverfassungsgerichts war noch ein kleiner Rest antinazistischer Traditionen vorhanden, und es war nur deshalb ein einziger ernsthaft nazistisch belasteter Richter in das Bundesverfassungsgericht hineingelangt, weil niemand um den Tatbestand wußte. In der gleichen Zeit waren die übrigen Gerichte, auch die obersten Bundesgerichte, sehr stark durchsetzt von Richtern, die ihre Karriere im 3. Reich gemacht hatten. Die Generation der Bundesverfassungsrichter, die wir heute haben, sind Richter, die durch diesen faschistisch belasteten Richterapparat juristisch erzogen worden sind. Sie sind selbst nicht mehr durch ihre Tätigkeit im Faschismus unmittelbar belastet, weil sie dafür vielleicht zu jung waren; sie tragen aber Traditionen, auf diese Weise vermittelt, weiter. Infolgedessen ist heute das Bundesverfassungsgericht sehr reaktionär zusammengesetzt und kann in dieser Besetzung nicht mehr zum Schutze des Grundgesetzes, sondern objektiv nur noch als Angriff auf das Grundgesetz funktionieren.

Es ist zutreffend, daß das Bundesverfassungsgericht sich heute, etwa in der Hochschultentscheidung, etwa in der §-218-Entscheidung, jüngst in der Entscheidung über die einstweilige Anordnung zur Frage des Artikels 4, Abs. 3, also zur Frage der gewissensbedingten Verweigerung der Wehrtätigkeit, ein eigenes Gesetzgebungsrecht anmaßt, das ihm in keiner Weise zusteht. Solche Entscheidungen sind auch in der alten Zusammensetzung gelegentlich vorgekommen, heute aber sind sie zur Regel geworden. Wir müssen immer wieder deutlich machen, daß diese Rechtssprechung des Bundesverfassungsgerichts dem Grundgesetz widerspricht und gerade den Grundgehalt der Verfassung verändert, indem sie das Gesetzgebungsrecht dem gewählten Parlament entzieht und durch Fehlinterpretationen in die Hände des Bundesverfassungsgerichts hineinmanipuliert.

Frage: Hat diese Veränderung der Rolle des Bundesverfassungsgerichtes begonnen mit dem Prozeß gegen die KPD?

Ja und nein. Es gab auch vorher solche Entscheidungen, Annäherungen an solche Zustände. Im KPD-Prozeß hat das Bundesverfassungsgericht sich immer noch Skrupel gemacht. In Wirklichkeit war ja die KPD-Entscheidung eine durch die Regierung herbeigeführte Tätigkeit des Bundesverfassungsgerichts, die damals am Höhepunkt des kalten Krieges abgedeckt war von einem Großteil der öffentlichen Meinung und von der gesamten unteren Justiz nach dem ersten Strafrechtsänderungsgesetz von 1951. Gleichwohl hat das Bundesverfassungsgericht diesen Prozeß jahrelang vor sich hergeschoben, weil es Bedenken hatte. Es hat dann — im Richterstand leicht modifiziert — Konzessionen gemacht, Konzessionen an den Regierungswillen; es war der objektiven Interpretation der Tatbestände nicht gewachsen. Das war nicht zu verwundern,

wenn man an das antikommunistische Klima dieser Zeit zurückdenkt und an die Zuspitzung des Kalten Krieges. Aber es wollte sich noch keineswegs in vollem Maße die Gesetzgebungsgewalt anmaßen, wobei es dies im KPD-Prozeß gleichwohl in einer Frage unmittelbar erkennbar getan hat, nämlich in der Frage der Aberkennung der Mandate der KPD-Abgeordneten, die in keiner Weise unmittelbar durch das Grundgesetz gerechtfertigt war.

Frage: Es wird von den Herrschenden versucht, das Grundgesetz als Waffe gegen sogenannte „Systemveränderer“, zum Erhalt der bestehenden kapitalistischen Wirtschaftsordnung anzuwenden. Das Bekenntnis zum Grundgesetz soll inzwischen auf ein Bekenntnis zur kapitalistischen Produktionsweise hinauslaufen, obwohl das Grundgesetz die Wirtschaftsordnung, wie wir sie jetzt haben, nicht als einzige mögliche fixiert.

Das Grundgesetz will, das zeigen Artikel 14 und 15, sich keineswegs mit der kapitalistischen Wirtschaftsordnung identifizieren. Um die Tragweite dieser beiden Artikel zu bestimmen, müssen wir wieder zurückdenken an die damalige Lage. Die Verfassungen der deutschen Länder, die vorher entstanden waren, hatten Normen enthalten, die die Überführung mindestens der größten Produktionsmittel in Gesellschaftseigentum möglich machen sollten oder geradezu als erforderlich erscheinen ließen. Als nun der Parlamentarische Rat das Grundgesetz beschloß und dessen Annahme nur durch einen Kompromiß möglich war zwischen der damaligen Sozialdemokratischen Partei, die in solchen Fragen bekanntlich anders dachte als die heutige, den Christlichen Demokraten und den Freien Demokraten, ging man zwar von dieser Tendenz weg, dem Verfassungsrecht die unmittelbare Pflicht zur Vergesellschaftung von Produktionsmitteln einzuverleiben. Aber immerhin hat das Grundgesetz das Recht auf Transformation der bestehenden kapitalistischen Gesellschaft in eine sozialistische bewußt festgehalten. Deshalb wird in Art. 15 die Sozialisierung aller wesentlichen Produktionsmittel ermöglicht. Deshalb wird in Art. 14 der Schutz des Eigentums gegenüber dem früher üblichen Eigentumsschutz abgemildert. Es steht nämlich ausdrücklich in Art. 14, Abs. 1, daß der Begriff des Eigentums jeweils durch den Gesetzgeber festgeschrieben wird, also keineswegs als naturrechtlich vorgegeben erscheinen darf. Und das heißt, daß der Gesetzgeber auch sagen könnte, der Begriff des Eigentums gilt nur für Konsumgesetz-Textes vornehmen zu müssen. Somit hat das Grundgesetz jede Identifikation mit der „Marktwirtschaft“ sorgfältig vermieden. Diese Tatsache ist damals übrigens auch noch generell der Staatsrechtslehre klar. Noch zwei Jahre nach Inkrafttreten des Grundgesetzes hat auf einer Staatsrechtslehrtagung ein Staatsrechtslehrer, ein durchaus auch durch das Dritte Reich belasteter, über dieses Problem referiert und dabei deutlich erkennen lassen, daß nach seiner Ansicht selbstverständlich die Umgestaltung der Wirtschaftsordnung und der Gesellschaftsordnung in sozialistischer Richtung auf der Grundlage des Grundgesetzes jederzeit möglich sei. Als der spätere Präsident des Bundesarbeitsgerichts, Nipperdey, als erster deutscher Staats-

rechtslehrer 1952 das Gegenteil behauptete und erklärte, daß die „soziale Marktwirtschaft“ durch das Grundgesetz geboten sei, findet er noch den Widerstand eines großen Teils der Staatsrechtslehrer, keineswegs nur den der Arbeiterbewegung, weil sie einigermaßen objektiv interpretieren wollten. Diese Tatsache wird erst recht dadurch deutlich, daß die Landesverfassung von Nordrhein-Westfalen, die erst nach Entstehen des Grundgesetzes verabschiedet wurde, in Artikel 27 das Gebot zur Vergesellschaftung derjenigen Produktionsmittel, die monopolkapitalistisch verwertet werden, enthält. Und damit sind es keineswegs nur die sozialistischen Parteien, die dieses Gebot formuliert haben, denn im Verfassunggebenden Landtag von Nordrhein-Westfalen hatten die katholischen Parteien, CDU und Zentrum, damals die Mehrheit. Auch das Zentrum, der linke Flügel der CDU stimmten für diesen Artikel 27.

Es ist also ganz einfach falsch, wenn heute behauptet wird, das Grundgesetz gebiete die kapitalistische Wirtschaftsverfassung, und es ist vollkommen unsinnig, wenn von der Industrie, vom BDI wie vom Arbeitgeberverband in einer Verfassungsbeschwerde zur Zeit das Mitbestimmungsrecht als verfassungswidrig hingestellt wird, weil Art. 14 den absoluten Schutz des Eigentums gewähre. Wohlgemerkt, das ist die objektive Rechtslage. Es ist eine andere Frage, was nun in einer Entscheidung vom Bundesverfassungsgericht ausgesagt würde, nur könnte auch eine derartige Fehlentscheidung des Bundesverfassungsgerichtes den ursprünglichen Normeninhalt nicht verändern.

Die Identifikation der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung und Wirtschaftsordnung mit dem Grundgesetz und seinem Kernnormenbestand, wie sie immer wieder von den Behörden versucht wird, beispielsweise in den Berufsverbotsverfahren, ist eine eindeutige Verletzung des Grundgesetzes.

Frage: Ist nicht eine wesentliche Erfahrung aus der Geschichte des Grundgesetzes, daß der Schutz der Verfassung nicht ausschließlich einer juristischen Instanz überlassen werden darf, sondern daß die Verfassung nur durch den Kampf einer demokratischen Bewegung für Sicherung und Erweiterung der demokratischen Prinzipien und Grundrechte geschützt werden kann?

Es war sicherlich eine Illusion des Parlamentarischen Rates, davon auszugehen, daß ein möglichst durchdachter und systematisierter Rechtsschutz durch ein Gericht wie das Bundesverfassungsgericht ausreichen würde, das Grundgesetz und damit die Demokratie zu schützen. Aber diese Vorstellung hatte eine bestimmte Berechtigung, weil 1949 bereits feststand, daß in fast allen Ländern der westlichen Besatzungszone der alte Justizapparat wieder funktionierte und man auch im Justizgebäude dem ein Gegengewicht entgegensetzen wollte, nämlich mit dem Bundesverfassungsgericht und seinen Kompetenzen. Ein Teil der Väter des Grundgesetzes hatte dabei wirklich den Hintergedanken, daß eine solche Systematik ausreiche, um das Grundgesetz und demokratische Normenbestände zu schützen. Diese Illusion hatten die demokratischen Kräfte des antifaschistischen Widerstands nicht, und deshalb tauchten solche Gedankengänge z. B. in den sehr viel früher entstandenen Landesverfassungen der sowjetischen Besatzungszone gar nicht erst auf. Die marxistischen Kritiker

einst der Weimarer Verfassung und dann des Faschismus wußten sehr genau darum, daß auch Verfassungsnormen nur durch eine sehr konkrete Gewichtsverteilung zwischen den Klassenkräften geschützt werden können, nicht aber durch abstrakte Institutionen. Genau das gleiche Problem, das sich bereits einmal an der Weimarer Verfassung zeigte, erweist sich dann unvermeidlich abermals am Grundgesetz. Die Konsequenz daraus heißt aber nicht, daß man etwa auf die Benutzung juristischer Apparate ganz verzichten soll. Man kann sie als Hilfsmittel verwenden, wenn ein entsprechendes Machtgewicht der Klassenkräfte vorhanden ist, die demokratische Rechte schützen wollen und können. Dann kann auch ein rechtsinstitutioneller Schutz demokratisch funktionieren und demokratisch eingesetzt werden.

Es handelt sich hier um ein außerordentlich kompliziertes Problem, ganz einfach deshalb, weil der Justizapparat früher im Deutschen Reich und dann in der Bundesrepublik seine eigene Tradition hat als eine ausgesprochen anti-demokratische, obrigkeitstaatliche Institution. Eben wegen dieser Traditionen hatte sich der Justizapparat in der Weimarer Republik als Helfer bei der Bedrohung der Weimarer Verfassung und nicht als Helfer zum Schutz der Verfassung erwiesen. Daraus hatten 1945 die demokratischen Kräfte in den meisten Gebieten Deutschlands durchaus ihre Konsequenzen gezogen. Nur war im Jahre 1949 ein großer Teil dieser Konsequenzen bereits vergessen. Die Entwicklung in Westdeutschland bestätigt nur die generelle rechtssoziologische Überlegung, die die demokratischen Kräfte des antifaschistischen Widerstands und der Periode zwischen 1945 und der Spaltung Deutschlands vollzogen, und sie widerlegt Illusionen, daß man durch abstrakt institutionellen Schutz allein die Demokratie bewahren könne: So haben wir in der BRD in der Periode nach der Studentenbewegung und der Anti-Notstandsbewegung eine höhere Zahl wirklich demokratischer erstinstanzlicher Urteile sowohl in der ordentlichen Gerichtsbarkeit wie in der Arbeitsgerichtsbarkeit und der Sozialgerichtsbarkeit, als wir sie jemals im kapitalistischen Deutschland gehabt haben. Nur, diese demokratischen erstinstanzlichen Urteile verschwinden dann bereits in den Berufungsinstanzen wieder, ganz gewiß in den Revisionsinstanzen und erst recht, so wie die Dinge heute liegen, wenn sie bis zum Bundesverfassungsgericht vorgeprellt werden.

Weshalb haben wir diese erstinstanzlichen demokratischen Urteile? Ganz einfach deshalb, weil der demokratische Anprall der Anti-Notstandsbewegung und der Studentenbewegung die Denkapparate eines großen Teils jüngerer Richter in Gang gebracht hatte. Sie folgen also dem Druck der tatsächlichen Verschiebung des Kräfteverhältnisses zwischen den Klassen, entwickeln sich nicht automatisch. Demokratische Juristen, die Richter wurden, konnten in dieser kurzen Periode also ihre eigenen Traditionen, ihre eigenen rechtlichen Auffassungen entwickeln. Bei einem starken neuen Vorstoß demokratischer Verteidigungsbewegungen für das Grundgesetz könnte sich diese Tendenz erhalten und auch nach oben durchsetzen. Fehlt es an einer solchen demokratischen Volksbewegung, dann wird auch diese Gruppe demokratischer Richter, wie sie zum Teil etwa in der Vereinigung demokratischer Juristen organisiert ist, wieder zurückfallen oder aus dem Rechtsleben verdrängt.

Frage: Gerade in Berufsverbotsfällen hatten wir bis in die jüngste Vergangenheit einige dieser erstinstanzlichen demokratischen Urteile zu verzeichnen.

Es ist kein Wunder, daß beispielsweise im Fall Gingold das Verwaltungsgericht erster Instanz erkannte, hier soll eine Antifaschistin gemäßregelt werden, und das können wir uns nicht leisten, das widerspricht dem Denken der Hessischen Verfassung und des Grundgesetzes. Die Hessische Verfassung ist bekanntlich von einer Koalition von KPD, SPD und Christdemokraten geschaffen worden, so daß es besonders lächerlich ist, in Hessen zu behaupten, daß man als Kommunist automatisch Verfassungsgegner sei.

Dieses Urteil erster Instanz wird aber in der zweiten Instanz durch ein extrem verfassungswidriges Urteil bereits beseitigt, ganz einfach, weil die ältere Richterschicht in der Tradition der deutschen herrschenden Klasse immer verblieben war und die jüngere Richterschicht, die durch die demokratische Volksbewegung beeinflußt war, natürlich noch nicht in die höheren Instanzen eingetreten konnte. Es gibt also keine abstrakt juristischen Amtsmethoden für eine demokratische Rechtsordnung. Man muß immer sehen, daß demokratisches juristisches Denken Funktion des allgemeinen demokratischen Denkens ist, und daß das juristische Denken im Ergebnis immer durch die wirklichen Verschiebungen in den Kräfteverhältnissen zwischen den Klassen modifiziert wird. Diese Überlegung sagt nicht, daß es nicht gleichzeitig objektive Grenzen der Rechtsinterpretation gäbe. Das Grundgesetz und auch die Landesverfassungen sind verfassungsrechtliche Systeme, die, wie die Formulierung ihrer Normen erkennen läßt, demokratisch interpretiert werden wollen. Jede nicht-demokratische Interpretation des Grundgesetzes ist also juristisch, objektiv genommen, einfach falsch. Es ist z. B. juristisch falsch, wenn sich in der Hochschulentscheidung die Mehrheit des betreffenden Senats beim Bundesverfassungsgericht ein Gesetzgebungsrecht anmaßt. Es ist juristisch ganz einfach falsch, wenn etwa in der §-218-Entscheidung — die opponierende Minderheit der Verfassungsrichter hat darauf zu Recht hingewiesen — das Bundesverfassungsgericht sich ein Gesetzgebungsrecht gegen den Willen des Grundgesetzes anmaßt. In der Praxis kann man diese Grundgesetznormen nur dadurch erhalten, daß man demokratisch kämpft, nicht dadurch, daß man sich schlicht auf Entscheidungen der Verfassungsgerichte verläßt.

Dieser groteske Widerspruch zeigt sich erst recht in fast jedem Berufsverbotsverfahren. Die Behörden, übrigens keineswegs erst seit dem berühmten Beschuß der Ministerpräsidenten vom 28. Januar 1972, haben sich stets darauf berufen wollen, wer z. B. für eine sozialistische Gesellschaftsordnung eintrete, sei bereits ein Verfassungsfeind. Bekanntlich hat im Adenauer-Erlaß von 1950 die Regierung schon einmal dasselbe praktiziert und versucht mit der Fehlinterpretation der Rechtsordnung — es handelt sich auch hier um einen Berufsverbotserlaß, der die Einstellung von Beamten dann verbot, wenn sie bestimmten sozialistischen Verbänden angehörten oder z. B. der Vereinigung der Verfolgten des Nazi-Regimes usw. Dieser Adenauer-Erlaß wurde dann durch den Anprall der demokratischen Studenten- und Anti-Notstandsbewegung in der Praxis ganz einfach weggespült. Das, was heute als Berufsverbotsbestimmungen

gen in Erscheinung tritt, will nur die Lage, wie sie Adenauer damals geschaffen hatte, wieder herstellen, aber stets mit der Behauptung: wer gegen die Bündnispolitik der BRD auftrete, sei eben deshalb ein Verfassungsfeind, oder: wer dafür eintrete, daß man etwa von Art. 14 und 15 Grundgesetz in Richtung auf konsequente Demokratisierung, auf eine sozialistische Gesellschaftsordnung Gebrauch machen wolle, sei eben, weil er die Verfassung benutzen wolle, ein Verfassungsfeind.

Diese Behauptung der Behörden in Berufsverbots- oder Einstellungsverfahren, die bereits im Ministerpräsidentenbeschuß verwendet wurde, wird dann jenseits dadurch vergröbert, daß den Demokraten und Sozialisten, die für eine andere Gesellschaftsordnung eintreten, entgegengehalten wird, sie seien nicht nur Gegner des Grundgesetzes, sondern sogar des Kerngehaltes des Grundgesetzes, der freiheitlich-demokratischen Grundordnung. Dabei wird dieser Begriff, im Grundgesetz z. B. in Artikel 18 enthalten, in dem Sinne gebraucht, daß man darunter den Kerngehalt der Normen des Grundgesetzes versteht, der durch Art. 1 und 20 umschrieben ist, wie das übrigens auch in Art. 79 Abs. 3, ausdrücklich formuliert ist. Diese Behauptung hat dann jeweils gar nichts mit der Realität zu tun, die Verwendung dieser Thesen ist gleichzeitig grobe Verletzung des Grundgesetzes. Das Grundgesetz hat nämlich in Art. 21 und 18 sehr genau formuliert, wo und in welcher Weise Ausnahmebestimmungen, sei es gegen politische Parteien, sei es gegen Individuen, getroffen werden können. Nach Art. 21 kann über die Verfassungsfeindlichkeit einer politischen Partei nur das Bundesverfassungsgericht entscheiden. Nach Art. 18 kann über individuelle Grundrechte, also auch über das Grundrecht der Verwendung im Öffentlichen Dienst, nach Art. 33, nur das Bundesverfassungsgericht im einzelnen Fall entscheiden. Indem also Behörden versuchen, den Begriff des Verfassungsfeindes auf eigene Initiative ohne konkrete Entscheidung des Bundesverfassungsgerichtes zu verwenden, verstößen sie bereits in grober Weise gegen den Willen des Grundgesetzes. Die Verfassung schützt in einem derartigen Fall derjenige, der gegen solche Verfassungsverletzungen kämpft, keineswegs die Behörde oder die Regierung und keineswegs das Gericht, das solche Verfassungsentfremdung mitmacht. Das Bundesverfassungsgericht hat sich in einer Berufsverbotsentscheidung aus der Schlinge ziehen wollen, indem zwischen dem Begriff der verfassungswidrigen und dem Begriff der verfassungsfeindlichen Organisation unterschieden wird. Gerade diese Entscheidung verletzt in bezug auf politische Parteien ganz eindeutig Art. 21 des Grundgesetzes in großem Maße. Wer gegen diese Judikatur ankämpft, wer gegen diese Politik der Behörden kämpft, schützt das Grundgesetz gegen eine Zerstörung durch den Staatsapparat.

Frage: Wie steht es in diesem Zusammenhang um die individuellen Grundrechte?

Wenn ich eine Partei nicht deswegen disqualifizieren kann, weil sie andere politische Auffassungen hat als die Regierung, sondern erst disqualifizieren kann, wenn ihr verfassungswidriges Verhalten in concreto in einem Prozeß

vor dem Bundesverfassungsgericht vorgehalten wurde und erwiesen ist, dann darf ich selbstverständlich auch das Einzelmitglied einer solchen Organisation nicht anders behandeln. Hier handelt es sich um eines der grotesksten Probleme. Jedes rechtsstaatliche Denken hat das Ziel, individuelle Rechte gegen Mißbrauch öffentlicher Gewalt durch Behörden abzusichern. Jedes Denken in Menschenrechten und Grundrechten hat nur dann Sinn, wenn man den individuellen Gesinnungsbereich abschirmt gegen behördlichen Eingriff. Eben deshalb ist es überaus problematisch, wenn etwa bei der Anwendung des Art. 4, Abs. 3, Grundgesetz, also beim Problem der Wehrdienstverweigerung, besondere Institutionen zur Überwachung des Gewissens geschaffen werden. Denn das Gewissen soll ja gerade durch das Grundrechtssystem geschützt sein. Nicht anders ist es selbstverständlich mit der Einstellung in den Öffentlichen Dienst. Wer in den Öffentlichen Dienst eintritt, muß sich ganz selbstverständlich zum Grundgesetz und zu seiner jeweiligen Landesverfassung bekennen und bereit sein, sie zu vertreten. In welcher Weise er aber sich bekennet und die Grundsätze der Verfassung versteht und vertreten will, ist seinem Denken überlassen, nicht dem Denken einer überwachenden Behörde. Indem man Behörden ermächtigt, Gewissen in dieser Weise zu überwachen und willkürlich zu bewerten, gibt man jedes rechtsstaatliche Denken und jedes Denken in Grund- und Menschenrechten auf. Wer das nicht erkennt, hat im Grunde die Entwicklung des Rechts seit der Französischen Revolution nicht begriffen und die Grundidee der bürgerlichen Demokratie nicht verstanden.

Frage: Die reaktionären Kräfte in unserem Land sind sich in dem Abbau der demokratischen Grundrechte ziemlich einig. Dagegen steht die relative Schwäche infolge der Zersplitterung der demokratischen Kräfte auf der anderen Seite, denen es keineswegs um eine Rückkehr in die Zeit der Erstellung des Grundgesetzes geht, sondern um die Sicherung einer demokratischen Zukunft. Welche Impulse lassen sich aus dem Grundgesetz gewinnen, um die Einigung, den Zusammenschluß dieser Kräfte voranzutreiben?

Man kann aus geschichtlichen Situationen nur lernen. Daß man nicht zurückkehren kann zu einer Lage wie 1949, in der das Problem der Spaltung Deutschlands zwar vorläufig, aber noch nicht endgültig entschieden ist, liegt auf der Hand. Das finden wir auch im Grundgesetz-Text. Das finden wir auch in der damaligen Volksratsverfassung der DDR.

Zwischen 1949 und der gegenwärtigen Lage liegen fast drei Jahrzehnte. Verfassungsnormen sind immer auf die Zukunft gerichtet. Indem ich als Verfassunggebende Versammlung eine Verfassung beschließe, weiß ich, daß diese Verfassung zwar aus konkreten, jetzt gegebenen Machtverhältnissen geboren ist, daß sie aber noch gar nicht realisiert sein kann, daß man sie realisieren muß. Verfassungsnormen, wie alle Normen, verselbständigen sich in einem gewissen Maße gegenüber der historischen Grundlage, auf der sie entstanden sind. Und sie sollen sich auch verselbständigen, denn eben deshalb setze ich sie als Norm. Ich kann also durchaus, solange diese Verfassungsnormen als Normen noch bestehen, für diese Normen und ihre Realisierung eintreten, ohne zur alten histo-

rischen Situation zurückkehren zu wollen, die sich inzwischen längst verschoben hat.

Wir haben jetzt die beiden nebeneinander stehenden deutschen Staaten, von denen sich der eine monopolkapitalistisch, der andere sozialistisch entwickelt hat. Infolgedessen können durch eine solche Entwicklung zwar bestimmte Teile einer Verfassung ganz einfach antiquiert sein, weil sie keiner möglichen Zukunft mehr verbunden sind. Rechtsnormen können durch den geschichtlichen Prozeß total beiseite geschoben werden. Die demokratischen Grundnormen des Grundgesetzes sind aber durch diesen historischen Prozeß noch keineswegs beseitigt, sondern als Normensystem, wenn auch ohne Realisierung in der Gegenwart, noch vorhanden, und sie sind ein Minimalprogramm, auf das sich alle demokratischen Kräfte vereinigen können und vereinigen müssen. Ähnlich wie einst auf dem Weg von der Weimarer Verfassung zum Notverordnungsregime Brünings und dann zur totalen faschistischen Diktatur Hitlers ein demokratisches System beseitigt wurde, an dem gleichwohl große Bevölkerungsteile interessiert blieben, so daß sie für die Wiederherstellung der Demokratie kämpften, so ähnlich verhält es sich auch im gegenwärtigen Prozeß. Dieses demokratische Minimalprogramm, das geltendes Recht ist, wenn auch nicht geltende Wirklichkeit, liegt im Interesse breiter Schichten des Volkes der westdeutschen Republik. Infolgedessen enthält es auch ein Zukunftsprogramm. Jede Norm ist Zukunftsprogramm, sonst wäre sie nicht Norm gegenüber der Realität. Es ist also keineswegs reaktionär, wenn man das Grundgesetz verteidigt, so wenig es bei Papens Staatsstreich gegen Preußen reaktionär gewesen wäre, die Weimarer Verfassung gegen den Staatsstreich zu schützen. Es liegt im Interesse demokratischer und friedlicher Entwicklung erstens der BRD und zweitens auch der anderen europäischen Länder, die demokratischen Rechte zu erhalten.

Wenn wir begreifen, daß der Schutz der Demokratie, und das heißt des Grundgesetzes ein mögliches Minimalprogramm für eine breite Opposition gegen den obrigkeitstaatlichen Transformationsprozeß in der BRD ist, dann enthält dieses Begreifen gleichzeitig eine Chance, alle an der Demokratie interessierten Teile unseres Volkes hier zu einigen. Man denke an die erste Oppositionsbewegung gegen die Wiederbewaffnung, an die zweite gegen die atomare Bewaffnung, an die dritte gegen die Notstandsgesetze und für die Demokratisierung der Universität, in allen drei Fällen haben diese Bewegungen Teilerfolge erzielen können, die dritte sogar erhebliche, denn das Klima der BRD hatte sich, trotz der Großen Koalition, in jeder Beziehung stark verändert. Der Lebensstandard der Arbeiterklasse stieg nach der Überwindung der Krise von 1966/67. Es gab eine ganze Welle demokratischer Reformansätze in den verschiedenen Bereichen, z. B. in der Universität, im gesamten Bildungswesen usw. Aber es blieb bei Teilerfolgen.

In allen diesen Fällen, in denen eine demokratische Volksbewegung keine größeren Erfolge erzielen kann, wird sich beim Wiedererstarken der Gegenseite zunächst die demokratische Bewegung in inneren Diskussionen verlieren und zunächst gespalten sein. Sie kann sich nur dann wieder erholen, wenn sie einen Vereinigungspunkt findet und damit einen neuen Ausgangspunkt des Kompfes.

Wir haben hier in der BRD gegenwärtig eine Situation der Stagnation nach dem Kriseneinbruch 1974/75 und verstärkte Gefahren obrigkeitstaatlicher Transformation, genau wie in der Weimarer Republik nach der Krise von 1929, ganz abgesehen von den materiellen Problemen. In der gegenwärtigen Lage angesichts der Massenarbeitslosigkeit, der Krise, in der notwendig die Bedrohung der sozialpolitischen Rechte der Arbeitnehmer wächst — man denke an das Rentenproblem —, in der notwendig die Bedrohung der materiellen Rechte auch derjenigen Arbeitnehmer, die in Arbeit stehen, wächst, wird gleichzeitig ebenso notwendig die Bedrohung demokratischer Rechtsnormen zunehmen. Und man kann gerade an diesem Problem der Bedrohung der demokratischen Rechtsnormen eine breite Volksbewegung entfalten wie einst bei dem Angriff auf das Grundgesetz durch die ursprünglichen Schröder-Vorstöße zur Notstandsverfassung. Die Aufgabe, die demokratische Volksbewegung zusammenzufassen, kann man, wie mir scheint, nur erfüllen, wenn man immer wieder klar macht: Wir brauchen eine breite Einheitsfront zur Verteidigung des Grundgesetzes gegen obrigkeitstaatliche Bedrohung, die keineswegs allein durch den Angriff der Regierungen erfolgt, sondern durch Kombination dieses Angriffs mit Verschiebungen der Verfassungsinterpretationen durch Gerichte, auch durch das Bundesverfassungsgericht.

Frage: Wie ist die Diskussion dieser Probleme innerhalb der Gewerkschaften einzuschätzen?

Diejenige soziale Klasse, die bei Bedrohung der Demokratie stets am meisten zu verlieren hat, ist die der abhängigen Arbeit. Die Gewerkschaften haben das, als sie sich einst in München 1949 im DGB zusammenschlossen, durchaus erkannt. Das Münchner Grundsatzprogramm der Gewerkschaften enthält nicht nur ein Bekenntnis zur demokratischen Rechtsordnung, sondern gleichzeitig das Bekenntnis dazu, daß man diese demokratische Rechtsordnung zur Transformation der Gesellschaft gebrauchen müsse. Wenn das Münchner Programm auch inaktiviert wurde, weil sich die Machtverhältnisse der BRD bald zugunsten des Monopolkapitals verschoben, so daß Sozialisierungsprogramme, wie einst in München beschlossen, nicht mehr unmittelbar aktuell waren, hat sich doch an der Grundlage nichts geändert, daß außerhalb einer demokratischen Rechtsordnung Arbeitnehmerorganisationen nicht existieren können, sich nicht durchkämpfen können. In der innergewerkschaftlichen Diskussion ist diese Problematik zeitweilig in den Hintergrund getreten. Ich erinnere nur an die Auseinandersetzungen um die Notstandsgesetzgebung. Damals waren große Teile der Gewerkschaftsbewegung sich zwar durchaus über den Zusammenhang klar — man denke an die Stellungnahmen etwa der IG Metall gegen die Notstandsgesetzgebung —, aber andere Teile durchaus nicht mehr. Das ist nicht das erste Mal in der Geschichte, daß Gewerkschaftsorganisationen diesen Zusammenhang vergessen. Die deutsche Gewerkschaftsbewegung sollte sich auch heute der Vorgänge in der Weimarer Republik erinnern. Dadurch, daß sich in immer stärkerem Maße die Machtverhältnisse von der Weimarer Verfassung weg verschoben haben, so daß immer größere Teile der Weimarer

Verfassung praktisch keine Bedeutung mehr hatten und zuletzt die Notstandsdiktatur entstand, wurde damals nicht nur der materielle Rückzug der deutschen Arbeiterklasse erzwungen, sondern gleichzeitig die Vernichtung und Verdrängung der Gewerkschaftsbewegung unter der Papen-Diktatur und dann unter Hitler vorbereitet.

Die Gewerkschaften müssten also gewinnbar sein zum konsequenten Kampf um die Verteidigung des Grundgesetzes. Einzelne Gewerkschaften haben das durchaus verstanden. Ich erinnere nur an die Entschließung z. B. der IG Druck und Papier zur Berufsverbotsfrage. Nur genügt es nicht, daß einzelne Industriegewerkschaften in vollem Maße Farbe bekennen. Die Stellungnahmen des DGB zu dieser Frage sind nicht genügend durchdacht und bis heute noch ungenügend. Ich will keineswegs dem DGB den Vorwurf machen, daß er das Problem völlig übersehen habe, das hat er nicht. Aber er sollte in seinem eigenen Interesse aktiviert werden, zur vollen Konsequenz der Probleme hingedrängt werden. Man kann im Kampf um die Erhaltung der Demokratie in der BRD, d. h. im Kampf um die Verteidigung des Grundgesetzes gegen obrigkeitstaatliche Tendenzen nur dauerhafte Erfolge haben und wirklich siegen, wenn die Gewerkschaftsbewegung an diesem Kampf teilnimmt. Und andererseits kann die Gewerkschaftsbewegung ihre Bewegungsfähigkeit nur dann erhalten, wenn sie konsequent am Kampf um die Verteidigung der Demokratie teilnimmt. Das Interesse beider Gruppierungen, die hier in Frage kommen, also der intellektuell-demokratischen Opposition, die sozusagen abstrakt das Grundgesetz verteidigen will, und das Interesse der Arbeiterbewegung, ist also identisch, wenn man es analysiert und sich nicht damit begnügt, schlechte Realitäten im Bewußtsein der Massen zu fotografieren. Begnügt man sich aber damit, schlechte Realitäten zu fotografieren, etwa den jeweiligen Bewußtseinsstand, wie er durch die Presse und die öffentlichen Meinungsbildungsmittel erzeugt ist, dann rennt man notwendigerweise von Niederlage zu Niederlage.

Die IG Druck und Papier und die GEW haben zur Berufsverbotsfrage relativ konsequente Stellungnahmen ausgearbeitet und ebenso die Bundesjugendkonferenz des DGB. Es ist erforderlich, innerhalb der Gewerkschaftsbewegung, im Interesse dieser Gewerkschaftsbewegung, konsequente Stellungnahmen durchzusetzen und durchzukämpfen. Gelingt das und gelingt es, hier eine breite Einheitsfront zu schaffen, dann kann man das Klima der Bundesrepublik abermals so verändern, gerade auch in der gegenwärtigen wirtschaftlichen Stagnationsperiode, ähnlich wie dies Ende der sechziger Jahre durch die Anti-Notstandsbewegung gelungen war. Hätten wir die demokratische Bewegung Ende der sechziger Jahre nicht gehabt, dann wäre die Notstandsgesetzgebung à la Schröder durchgelaufen. Dann hätten wir schon heute keine Demokratie mehr und also auch keine gewerkschaftlichen Rechte. Dann hätte die deutsche Arbeiterklasse den erhöhten Lebensstandard in der nächsten Konjunkturwelle nicht erkämpfen, die sozialpolitischen Rechtserweiterungen nicht durchsetzen können. Im eigenen Interesse der Gewerkschaftsbewegung gilt es also, innergewerkschaftlich um die Einbeziehung der Gewerkschaften in eine Einheitsfront zur Verteidigung des Grundgesetzes täglich einzutreten. Hat man Erfolg in diesem Kampf, so kann die Stagnationsperiode, in der wir stecken, und die

nächste Krisenperiode zur Erweiterung der Demokratie genutzt werden. Gelingt es nicht, in dieser innergewerkschaftlichen Auseinandersetzung siegreich zu sein und eine breite Einheitsfront zur Verteidigung der Demokratie herzustellen, dann wird diese Stagnationsperiode und erst recht die nächste Krisenperiode, mit einer katastrophalen Veränderung der Lebensverhältnisse der Gewerkschaftsmitglieder gekoppelt werden und zu einem Generalangriff auf alle demokratischen Rechte führen. Man darf die Erfahrungen ab 1929 bis 1933 niemals vergessen.

Frage: Manche Arbeitskämpfe werden heute von Seiten der Unternehmer z. B. beim Arbeitskampf 1976 in der Druckindustrie mit Mitteln geführt, die sich eindeutig über die Hessische Verfassung hinwegsetzen, die die von den Unternehmern verhängte Aussperrung verbietet. Und man denke an den Angriff seitens der Unternehmer mittels des Bundesverfassungsgerichts gegen die Mitbestimmungsbestrebungen. Werden diese verstärkten Angriffe der Unternehmer zu einer ausreichenden Gegenaktion, der Erkenntnis von der Dringlichkeit einer Vereinigung der Gewerkschaftsbewegung mit der gesamten demokratischen Bewegung führen?

Ich kann nur sagen: hoffentlich. Meine Generation hat die Katastrophe ab 1929 am eigenen Leib erfahren. Die Spaltung der Arbeiterbewegung, die sich nicht zu einheitlichem Handeln fand, hat damals zum Ende der Demokratie geführt, es kam zum Faschismus. Heute ist zwar der Faschismus hierzulande keine unmittelbare Gefahr, es handelt sich vorläufig um obrigkeitstaatliche Veränderungen dessen, was die BRD als Rechtsordnung hat. Faschistische Gefahren könnten jedoch in einer nächsten Krise eine reale Bedrohung werden. Ein Angriff der Unternehmer, der Angriff des Monopolkapitals erst recht, wird sich niemals um demokratische Rechtsregeln scheren, sondern immer darauf abzielen, diese wegzuwischen. Die Gewerkschaften und Arbeitnehmer lernen aber nicht automatisch, sondern sie lernen immer nur dann, wenn man ihnen die Probleme richtig vor Augen führen kann. Ich sage also nicht abstrakt: Es ist zu erwarten, daß sich eine solche Einheitsfrontbewegung, wie wir sie benötigen, bildet. Sie bildet sich nur dann, wenn Kerne kritisch denkender Kräfte in dieser Richtung wirken und diese einheitlichen Kämpfe agitatorisch vorzubereiten und anzuleiten wissen. Von selbst kommt sie schon aus dem einfachen Grunde nicht, weil in der westdeutschen Arbeiterbewegung Klassenbewußtsein viel schwächer entwickelt ist als in anderen europäischen Ländern, aus konkreten historischen Gründen, die wir hier nicht zu untersuchen brauchen. Es ist deshalb durchaus möglich, daß Arbeitnehmer selbst dann, wenn ihre materiellen Rechte täglich eingeschränkt werden, resignieren. Sie werden dann lediglich resignieren, wenn sie nicht von den Gewerkschaften zu richtigem Verhalten angeleitet werden, und also müssen wir in den Gewerkschaften darum kämpfen, daß auch die gewerkschaftlichen Führungen wieder lernen, sie zu richtigem Verhalten anzuleiten, so wie es einst in der Notstandsgesetzgebung z. B. die IG Metall getan hat, und wie es heute in der Frage der Berufsverbote und in vielen anderen Fragen die IG Druck und Papier tut.

Wir werden innergewerkschaftliche Erfolge erzielen und erzielen müssen, wenn die Gewerkschaften insgesamt zum Erfolg kommen sollen, und die Gewerkschaften werden nur dann zum Erfolg kommen können, wenn sie eine breite Einheitsfront zur Verteidigung demokratischer Rechte schaffen, innerhalb wie außerhalb der Gewerkschaftsbewegung.

Diese Einheitsfront müßte auch neben den Arbeitnehmern andere Volkschichten an sich ziehen können. Die Arbeitnehmer sind zwar in der BRD diejenige soziale Klasse, die die ungeheure Majorität der Bevölkerung stellt, aber neben dieser Klasse stehen durchaus auch andere soziale Schichten, die in jeder Beziehung an der Erhaltung der Demokratie interessiert sein müssen und dafür gewonnen werden können. Dieser gemeinsame Kampf kann die Demokratie erhalten, aber nur ihr gemeinsamer Kampf und vor allem in der Gewerkschaftsbewegung um das richtige gewerkschaftliche Bewußtsein.

Frage: Damit sind ja auch die demokratischen Wissenschaftler, die Angehörigen intellektueller Berufe angesprochen? Sie haben eine große Verantwortung in der Entwicklung des Kampfes um eine demokratische Zukunft.

Bei der Verteidigung der Demokratie und des Grundgesetzes haben wir in einer Richtung heute eine viel günstigere Situation als etwa in den fünfziger Jahren oder in der Periode der Weimarer Republik. Wir haben seit der Studentenbewegung zum ersten Mal in der deutschen Geschichte seit der revolutionären Bewegung von 1848 eine breite Studenten- und Intellektuellenbewegung, die für die Verteidigung der Demokratie eintritt. Diese Bewegung ist entstanden und fand ihren ersten massenhaften Ausdruck in der Studentenbewegung etwa seit 1967. Aber sie hat sich auch fortgesetzt in einer ganzen Reihe der Intellektuellenberufe. In der Weimarer Republik gab es zwar eine Schicht demokratischer Schriftsteller, die keineswegs schwach war. In der Bundesrepublik gab es in der ersten Phase ihrer Existenz zwar auch demokratische Schriftsteller, ich denke an Böll, um nur einen Namen zu nennen. Aber wir hatten in der damaligen Zeit keine breite demokratische Intellektuellenbewegung. Wir haben sie seit 1967. Sie wurde zurückgeworfen in vielen der Resultate, die sie vorübergehend verzeichnet hat, aber sie konnte nicht vernichtet werden, und das Klima der bundesrepublikanischen Öffentlichkeit ist durch diese Bewegung erheblich verändert worden. Nehmen wir als Hinweis darauf zum Beispiel, daß der Bund demokratischer Wissenschaftler und die Vereinigung demokratischer Juristen als relativ starke Organisationen existieren. Nehmen wir etwa die Entwicklung der Schriftstellerorganisation, die sich in die IG Druck und Papier eingegliedert hat. Insofern bestehen in der Bundesrepublik heute noch Resultate der Bewegung vom Ende der sechziger Jahre fort, wie sie in gleicher Stärke in allen anderen monopolkapitalistischen Ländern nicht fortexistieren. Die amerikanische Studentenbewegung z. B. wurde zerschlagen und hinterließ kaum Resultate. Die bundesrepublikanische Studentenbewegung hat breite Resultate hinterlassen, man denke an den jüngsten bundesweiten Studentenstreik zur Verteidigung demokratischer Universitätsstrukturen gegen die Rahmengesetzgebung des Bundes und die entsprechende Ländergesetzgebung. Die-

se Bewegungen wissen generell darum, daß ihre Existenz mit der Verteidigung des Grundgesetzes notwendig verbunden ist. Und sie kennen den strategischen Zusammenhang, der sich daraus ergibt, daß, wenn es nicht gelingt, gemeinsam mit den großen Arbeitnehmerorganisationen das demokratische Rechtssystem des Grundgesetzes zu stützen, die Bundesrepublik in der nächsten Krise der totalen Transformation in eine obrigkeitliche Diktatur zutaumelt. Wir haben hier also eine reale Basis für ein breites Bündnis mit der Gewerkschaftsbewegung zur Verteidigung der Demokratie und wir haben einen realen Ausgangspunkt zur Durchdringung der Gewerkschaftsbewegung, auch soweit sie resigniert hat und in bloßer Handwerkelei sich erschöpft, mit demokratischen strategischen Überlegungen. Das wirkt z. T. unmittelbar, denn ein Teil dieser Intellektuellen ist in den Gewerkschaften organisiert, so der Schriftstellerverband in der IG Druck und Papier, andere Intellektuelle sind in der OTV, in der GEW und in der Gewerkschaft Kunst organisiert, so daß sich auch von hier aus Möglichkeiten unmittelbarer Zusammenarbeit ergeben.

Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland:

Artikel 1 (Menschenwürde und Menschenrechte): 1. Die Würde des Menschen ist unantastbar. Sie zu achten und zu schützen ist Verpflichtung aller staatlichen Gewalt. 2. Das deutsche Volk bekennen sich darum zu unverletzlichen und unveräußerlichen Menschenrechten als Grundlage jeder menschlichen Gemeinschaft, des Friedens und der Gerechtigkeit in der Welt. 3. Die nachfolgenden Grundrechte binden Gesetzgebung, vollziehende Gewalt und Rechtsprechung als unmittelbar geltendes Recht.

Artikel 4, 3: Niemand darf gegen sein Gewissen zum Kriegsdienst mit der Waffe gezwungen werden. Das Nähere regelt ein Bundesgesetz.

Artikel 14 (Garantie des Eigentums): 1. Das Eigentum und das Erbredit werden gewährleistet. Inhalt und Schranken werden durch die Gesetze bestimmt.

2. Eigentum verpflichtet. Sein Gebrauch soll zugleich zum Wohle der Allgemeinheit dienen. 3. Eine Enteignung ist nur zum Wohle der Allgemeinheit zulässig. Sie darf nur durch Gesetz oder auf Grund eines Gesetzes erfolgen, das Art und Ausmaß der Entschädigung regelt. Die Entschädigung ist unter geredeter Abwägung der Interessen der Allgemeinheit und der Beteiligten zu bestimmen. Wegen der Höhe der Entschädigung steht im Streitfalle der Rechtsweg vor den ordentlichen Gerichten offen.

Artikel 15 (Sozialisierung): Grund und Boden, Naturschätze und Produktionsmittel können zum Zwecke der Vergesellschaftung durch ein Gesetz, das Art und Ausmaß der Entschädigung regelt, in Gemeineigentum oder in andere Formen der Gemeinwirtschaft überführt werden. Für die Entschädigung gilt Art. 14 Abs. 3 . . . entsprechend.

Artikel 18 (Verwirkung von Grundrechten): Wer die Freiheit der Meinungsäußerung, insbesondere die Pressefreiheit (Art. 5,1), die Lehrfreiheit (Art. 5,3), die Versammlungsfreiheit (Art. 8), die Vereinigungsfreiheit (Art. 9), das Brief-, Post- und Fernmeldegeheimnis (Art. 10), das Eigentum (Art. 14) oder das Asylrecht (Art. 16,2) zum Kampf gegen die freiheitliche demokratische Grundordnung mißbraucht, verwirkt diese Grundrechte. Die Verwirkung und ihr Ausmaß werden durch das Bundesverfassungsgericht ausgesprochen.

Artikel 20 (Demokratischer Rechtsstaat): 1. Die Bundesrepublik Deutschland ist ein demokratischer und sozialer Bundesstaat.

2. Alle Staatsgewalt geht vom Volke aus. Sie wird vom Volke in Wahlen und Abstimmungen und durch besondere Organe der Gesetzgebung, der vollziehenden Gewalt und der Rechtsprechung ausgeübt.

3. Die Gesetzgebung ist an die verfassungsmäßige Ordnung, die vollziehende Gewalt und die Rechtsprechung sind an Gesetz und Recht gebunden.

Artikel 21 (Politische Parteien): 1. Die Parteien wirken bei der politischen Willensbildung mit. Ihre Gründung ist frei. Ihre innere Ordnung muß demokratischen Grundsätzen entsprechen. Sie müssen über die Herkunft ihrer Mittel öffentliche Rechenschaft geben.

2. Parteien, die nach ihren Zielen oder nach dem Verhalten ihrer Anhänger darauf ausgehen, die freiheitliche demokratische Grundordnung zu beeinträchtigen oder zu beseitigen oder den Bestand der Bundesrepublik Deutschland zu gefährden, sind verfassungswidrig. Über die Frage der Verfassungswidrigkeit entscheidet das Bundesverfassungsgericht.

Artikel 33 (Staatsbürgerliche Gleichstellung, Öffentlicher Dienst): 1. Jeder Deutsche hat in jedem Lande die gleichen staatsbürgerlichen Rechte und Pflichten.

2. Jeder Deutsche hat nach seiner Eignung, Befähigung und fachlichen Leistung Zugang zu jedem öffentlichen Amt.

3. Der Genuß bürgerlicher und staatsbürgerlicher Rechte, die Zulassung zu öffentlichen Ämtern sowie die im öffentlichen Dienste erworbenen Rechte sind unabhängig von dem religiösen Bekenntnis. Niemand darf aus seiner Zugehörigkeit oder Nichtzugehörigkeit zu einem Bekenntnis oder einer Weltanschauung ein Nachteil erwachsen.

4. Die Ausübung hoheitsrechtlicher Befugnisse ist als ständige Aufgabe in der Regel Angehörigen des öffentlichen Dienstes zu übertragen, die in einem öffentlich-rechtlichen Dienst- und Treueverhältnis stehen.

5. Das Recht des öffentlichen Dienstes ist unter Berücksichtigung der hergebrachten Grundsätze des Berufsbeamtenstums zu regeln.

Das Gespräch für den kürbiskern führte Elvira Högemann-Ledwohn

E. Högemann-L.: Schon im vergangenen Jahr hat sich gezeigt, daß die hiesigen Medien entschlossen sind, des zehnjährigen Jubiläums der Studentenbewegung einigermaßen ausführlich zu gedenken. Ein nostalgisches Thema vorwiegend: Erinnerung an malerische Jungrevolutionäre, die inzwischen verbürgerlicht sind. Wir wollen nun nicht so tun, als könnten wir sozusagen aus dem Handgelenk eine endgültige und die Fülle von Einzelentwicklungen berücksichtigende Gesamteinschätzung dessen vorlegen, was sich in den 60er Jahren an den Universitäten der BRD entwickelte — aber wir können damit beginnen, unsere eigene Erfahrung zu befragen.

Ihr beide habt im SDS gearbeitet, ich auch. Eberhard war in den frühen 60er Jahren Bundesvorsitzender des SDS. Wie seht ihr dieses Jubiläum?

W. v. Heiseler: Ich habe den Eindruck, daß die bürgerliche Presse, wahrscheinlich nicht zufällig, auf den Endpunkt einer Entwicklung fixiert ist. Nach meiner Kenntnis ist der Punkt, an dem das Klima an den Hochschulen der BRD umschlug, viel früher zu datieren als 1968. Wenn man allerdings den Punkt bestimmen will, an dem sich die zentralen politisch-strategischen Differenzen als so tief erwiesen, daß es in den alten Bahnen keinen Schritt weiter gab, dann war das etwa 1967/68.

E. Dähne: Die Jahre 1967/68 markieren den Endpunkt einer Entwicklung, die sehr früh mit der schrittweisen Loslösung des SDS von der SPD begonnen hatte. Ein sehr entscheidendes Datum scheint mir der Unvereinbarkeitsbeschuß zu sein, der Ende 1961 ausgesprochen wurde: wer Mitglied im SDS war, durfte nicht gleichzeitig Mitglied der SPD sein. Wobei dieser Unvereinbarkeitsbeschuß selbst auch wieder bestimmte Entwicklungen im SDS zur Voraussetzung hatte. Anfang der 60er Jahre hat — wenn auch auf wesentlich niedrigerem Niveau als heute — eine Fülle von Aktionen stattgefunden, die öffentlichkeitswirksam waren und die unter einem Druck standen, den man sich heute, wo der staatliche Druck allerorten wieder stark zunimmt, dennoch nicht mehr richtig vorstellen kann.

Ich habe aus dem zentralen Informationsdienst des SDS einige Fakten zusammengetragen — nur aus einer einzelnen Nummer, die in der zweiten Jahreshälfte 1961 erschien: In München wird eine Ausstellung des SDS „Ungesühnte Nazijustiz“ behindert, die Plakate werden eingezogen. Gegen den Hauptinitiator, das damalige Bundesvorstandsmitglied Manfred Vosz, wird ein Strafverfahren eingeleitet mit der Begründung, auf den ausgehängten Plakaten (auf denen Naziurteile dokumentiert wurden) seien nazistische Symbole propagiert worden. In Freiburg wird ein Vertriebsverbot für auswärtige Studentenzeitungen an der Universität ausgesprochen, hauptsächlich gerichtet gegen das damalige „konkret“, die engagierteste und einflußreichste linke Studentenzeitung

Eberhard Dähne / Wanja v. Heiseler: ... ein theoretischer Grund lag nicht vor

jener Zeit. Die Frankfurter Studentenzeitung „diskus“ wird offiziell als kommunistisch unterwandert bezeichnet. Im hessischen Landtag findet eine Debatte über den „diskus“ statt: ihm wird vorgeworfen, er habe den Rechtsanspruch auf die deutschen Ostgebiete verhöhnt. Im bayerischen Landtag wird von CSU und BHE das Verbot eines europäischen Jugendtreffens beantragt, bei dem sich ehemalige KZ-Häftlinge und europäische Jugendverbände in Dachau treffen wollten. Die Veranstalter werden als Kommunisten oder mit dem Kommunismus Sympathisierende dargestellt. In Berlin zerschlägt die Polizei eine Demonstration von 200 Studenten gegen das Franco-Regime. 30 Studenten werden verkehrsfern in den Grunewald transportiert und dort ausgesetzt. Drei Kölner SDS-Studenten werden während einer Demonstration gegen die Ermordung Lumumbas festgenommen, erkennungsdienstlich behandelt, widerrechtlich eine Nacht lang eingesperrt und zu einer Geldstrafe von 100 DM verurteilt.

E. Högemann-L.: Eine davon war ich.

E. Dähne: Und weiter: Im Dezember 1961 wird in Hamburg eine Demonstration gegen den französischen Kolonialkrieg in Algerien verboten. Etwas in der gleichen Zeit formuliert Kai-Uwe von Hassel, damals noch Ministerpräsident von Schleswig-Holstein, einen Angriff auf die Studentenfarrer und gegen die Evangelische Studentengemeinde — wörtlich: es sei „ein bedenklicher Zustand, wenn unsere jungen Akademiker möglicherweise auf dem Wege über evangelische Studentenfarrer zum Objekt kommunistischer Unterwanderung werden“. Dies alles nur als Erinnerung, in welchem Klima fortschrittliche Studenten unterschiedlicher politischer Richtung Anfang der 60er Jahre gearbeitet haben.

E. Högemann-L.: Wenn ich das so gesammelt höre, kommt es mir ganz enorm vor. Denn was ich in Erinnerung habe, ist doch ein ziemlich kleiner Verein, noch dazu in sich uneinheitlich und hinreichend deprimiert, daß beispielsweise bei mir schon ein bekannter Kommunist als Vater genügte, daß ich um ein Haar erst gar nicht in den SDS aufgenommen worden wäre. Vieles kam mir merkwürdig vor: ich hab eine Menge Dinge, die mit dem politischen Handeln zu tun hatten, von der Erfahrung der Familie her anders, auch einfacher gesehen als die Kommilitonen, die von der „reinen Theorie“ her zum SDS kamen. Daß man sich mit dem Marxismus auseinandersetzt, wenn man sich Sozialist nennt, hielt ich für ganz normal — warum das aber mit einem so elitären Selbstbewußtsein und einem Anspruch geschah, der dann nur — wenn überhaupt — noch eine höchst abstrakte Verbindung zur Arbeiterbewegung zuließ, war mir nicht verständlich.

E. Dähne: Ich würde sagen, daß das nur zum Teil richtig ist. Man muß sehen, in welcher Isolation sich Sozialisten Ende der 50er, Anfang der 60er Jahre in der Bundesrepublik tatsächlich befanden. Die KPD war verboten, die Repressionsmaßnahmen so scharf, daß kaum irgendwelche großen Auftritte möglich waren. Es gab kaum sozialistische Literatur. Selbst an solche Schriftsteller wie Marx und Engels, man findet das heute regelrecht lächerlich, konnte man in der Bundesrepublik nicht herankommen. Wenn man größere Partien davon beim Dietz-Verlag in der DDR bestellte, wurden die zwar abgeschickt, dann aber regelmäßig beschlagnahmt. Ich bin auch einmal als Besteller einer solchen Sen-

dung vorgeladen worden; man hat mir ein Exemplar ausgehändigt, alle anderen wurden als „Propagandaliteratur“ eingezogen. Vor allem nach der Trennung von der SPD standen sozialistische Studenten ziemlich einsam auf der Straße. Einerseits waren sie noch Antikommunisten, hatten sich mit der Realität des Sozialismus in der DDR und in der Sowjetunion kaum befaßt und konnten damit zunächst auch wenig anfangen, gleichzeitig waren sie aber in ihrer Mehrheit der Überzeugung, daß die SPD mit Sozialismus, auch mit irgendwelchen reformistischen Varianten, nichts mehr zu tun hatte. Sie machten sich nun daran, einen dritten Weg zu suchen, das alte Bemühen: es muß doch irgendwie ein Modell geben, eine Möglichkeit, wie man es anders machen kann als in den kapitalistischen Ländern und anders als in den sozialistischen Ländern. Und wie das immer so ist bei Intellektuellen, die setzen bei der Erarbeitung ihres theoretischen Standpunktes nicht an den realen Aktionen und den realen Auseinandersetzungen an — wobei man sehen muß: seit dem Ende der Kampagne gegen die Atombewaffnung vom Ende der 50er Jahre war da ein Loch entstanden. Der Ostermarsch hat 1960 begonnen. Es gab in dieser Zeit kaum größere Arbeitskämpfe. Der erste, wenn ich mich richtig erinnere, war der Metallarbeiterstreik mit Aussperrung 1963 in Baden-Württemberg.

Auch an den Universitäten herrschte diese Lähmung. Wenn jemand sich in einer Versammlung hinstellte und sagte: „die DDR“ — dann gab es sofort Protestschreie und ein Pfeifkonzert, weil man damals unter Studenten noch „die sogenannte DDR“ sagen mußte. Das sind alles Fakten, die man berücksichtigen muß, wenn man diese starke Innenwendung und theoretische Orientierung des SDS beurteilen will.

E. Högemann-L.: Es gab immerhin etliche Leute im SDS, die meinten, man müsse an den damals brennenden politischen Problemen ansetzen und für Veränderungen arbeiten. Der SDS hatte ja in der Öffentlichkeit in dieser Richtung von sich reden gemacht, ich bin auch deshalb eingetreten. Zwar weiß ich, daß so spektakuläre Dinge wie die Erklärung für die Oder-Neiße-Grenze auf das Wirken der mit dem damaligen „konkret“ verbundenen Leute zurückzuführen waren — und die wurden 1959/60, der SPD zu Gefallen, aus dem SDS ausgeschlossen — aber ich hab da trotzdem eine Hoffnung gesehen. Aus welchen Motiven seid denn ihr zum SDS gekommen? Mit welchen Vorstellungen?

E. Dähne: Ich bin 1954 aus der DDR gekommen und war sehr stark antikommunistisch. Das hat sich dann schon im ersten Jahr in der Bundesrepublik ganz wesentlich relativiert, weil ich da erst mitbekommen habe, was an der DDR alles gut war. In den restlichen Jahren der Oberschule hatte ich ein kritisches Verhältnis zu den Lehrinhalten, und in der landwirtschaftlichen Lehrzeit, die ich dann absolvierte, erlebte ich sehr viele Konflikte mit meinem Lehrherrn. Außerdem hatte ich mich in der Bewegung „Kampf dem Atomtod“ engagiert, und es war für mich ein schwerer Schlag, zu sehen, in welcher Weise die SPD diese Bewegung abbog und kaputtmachte. Damals bin ich in die Gewerkschaft eingetreten. Und es war für mich eigentlich ganz klar, wenn ich studiere, gehe ich in den SDS. Gleich nachdem ich mich an der Universität eingeschrieben hatte, habe ich geguckt, wo eine Adresse des SDS zu finden war. Die fand sich

nicht so leicht. In Kiel hatte der SDS um diese Zeit so 15/20 Mitglieder und trat praktisch kaum in Erscheinung. Auch beim AStA konnte einem niemand die Adresse des SDS sagen. Ich habe dann irgendwo einen Aushang des SDS mit der Adresse eines Verantwortlichen gefunden, an ihn geschrieben und bin dann aufgenommen worden. Als ich in den SDS eintrat, trug ich noch ein Berliner-Tor-Abzeichen am Rockaufschlag. Die Mehrzahl der Leute, die zur Gruppe Kiel gehörten, fanden das 1959 doch sehr merkwürdig und komisch, daß ich mich so einfach vor den Wagen der Springer-Propaganda spannen ließ.

W. v. Heiseler: Ich hatte viel weniger Erfahrungen solcher Art. Für mich war ein ganz wesentlicher Anstoß die theoretische Beschäftigung mit dem Marxismus, in einem Seminar über Marxismus und Philosophie zum Beispiel. Dann bekam ich auch persönliche Kontakte zu SDSlern in Göttingen und dann in Westberlin. Daß sich damals im SDS subjektivistische und elitäre Strömungen entwickelten, halte ich eigentlich nicht für ein Wunder. Aber wenn ich mich heute frage, wie der Verband es nach der Trennung von der SPD geschafft hat, nicht nur zu überleben, sondern auch zu Erfolgen zu kommen, sehe ich zwei Momente: erstens das Prinzip, daß jedes Mitglied an einem Arbeitskreis teilnehmen sollte. Das wurde zwar nur im großen und ganzen eingehalten. Aber allein, daß dieses Prinzip bestand, unterschied den SDS schon von anderen studentischen Organisationen. Die Isolation wurde sozusagen verarbeitet, indem man versuchte, sich theoretisch durchzubeißen. Und als zweites Element der Stabilisierung einer Studentenorganisation, die ihre Mutter — die SPD — verloren hatte, sehe ich die Hinwendung zur gewerkschaftlichen Bildungsarbeit. Natürlich war es nicht so, daß der SDS die gewerkschaftliche Bildungsarbeit in seine Hände nahm. Aber in allen SDS-Gruppen, die ich kannte, war es üblich, daß ein SDSler sich bemühte, da einzusteigen.

E. Dähne: Wenn man uns Bundesvorstandsmitglieder 1961, unmittelbar nach dem Unvereinbarkeitsbeschuß, fragte, wieviele Mitglieder der SDS habe, sagten wir — 938, 937 oder so etwas. Das stimmte überhaupt nicht. Wir wußten, daß es im Wirklichkeit nur noch wenige Hundert SDS-Mitglieder gab. Einige Hochschulgruppen arbeiteten unter schrecklichen Bedingungen; in Mainz oder Würzburg, an den ganz redten Universitäten, war der SDS faktisch illegal. Wenn der SDS dort ein Plakat rausgehängt hat, war das fünf Minuten später abgerissen. Hatte der SDS dann doch eine Veranstaltung an der Universität angekündigt, waren bestimmt 50 Korporierte da, die das Ding zusammenbrüllten. Große Gruppen gabs nur noch in Frankfurt und Berlin. Und ein paar Gruppen, die um die 50 Mitglieder hatten, die meisten anderen hatten so um die zwanzig Mitglieder, die dann nicht einmal alle aktiv waren.

Und dann war dieser kleine Verband in sich noch sehr uneinheitlich: die sozialdemokratische Orientierung, etwa in der Gruppe Freiburg, in die der Herr Ehmke immer noch stark hineinregierte, war noch nicht ganz verschwunden — dann waren da die Leute, die sich an der illegalen KPD orientierten, dann diejenigen, die nach dem dritten Weg suchten — Trotzkisten und ganz Unbefangene, die etwas ganz Neues zu finden hofften. In der Debatte tauchten immer neue Heilige auf, mal Korsch, mal der junge Lukács etc. Wenn man außerdem berücksichtigte, daß damals schlagartig jede finanzielle Unterstützung aufhörte,

kann man die schwierige Situation des Verbandes vielleicht ermessen. Entgegen mancher Annahmen hatten wir Anfang der 60er Jahre keine nennenswerte Unterstützung von den Gewerkschaften — einzig, daß ein paar linke Gewerkschafter ab und zu den SDSlern, die zum Betteln vorbeikamen, 100 oder 200 Mark aus ihrer Privatschatulle in die Hand drückten.

Allerdings deutete sich eine neue politische Dimension in dieser Zeit schon an, eine Umorientierung nach dem Bau der Berliner Mauer, an der Hochschule geknüpft an Namen wie Krappmann und Dr. Steer, die aus dem politischen Katholizismus kamen — beides ordinierte Pfarrer, Mitglieder des RCDS. Sie stellten die Frage, ob man die DDR nicht doch als existent anerkennen sollte und ob es irgendetwas nutzt, außer der außenpolitischen Isolierung der Bundesrepublik, wenn man die Oder-Neiße-Grenze nicht anerkennt. Das blieb nicht ohne Rückwirkung auf den SDS, hat seinen politischen Spielraum erweitert. Wichtig war auch die Hochschuldenkschrift des SDS, die sein Ansehen unter den Studenten ganz wesentlich erhöhte. Es fiel in unsere Amtszeit, die 1960 fertiggestellte Schrift an den Hochschulen zu propagieren.

„Studium ist gesellschaftlich nützliche Arbeit“ — diese Grundidee hatte noch etliche Jahre positive Wirkung. Die Rechten hatten für die Hochschule gar kein Konzept — bloß, daß alles bleibt, wie es ist — auch auf der Linken und bei den Sozialdemokraten gab es keines. Der SDS legte mit dieser Denkschrift ein sehr taugliches und geschlossenes Konzept vor.

So wurde der SDS langsam wieder bündnisfähig: Ende 1961, Anfang 1962, mit liberalen Studenten, bestimmten Gruppen der Gegengründung SHB, der Evangelischen Studentengemeinde. Objektiv waren diese Prozesse durch die neuen politischen Daten nach dem 13. August 1961 begünstigt. Zunächst spürte das nur ein kleiner Teil der Studenten, aber die Gruppe derer wuchs, die sich sagten, in der alten Weise der Adenauerpolitik kann es nicht mehr weitergehen.

E. Högemann-L.: Was hat sich der Bundesvorstand damals denken können, was aus dem SDS wird und wo man mit dem Verband hinwill?

E. Dähne: Ich erinnere mich an eine Formulierung, sie klingt resignativ, ist es aber nicht unbedingt: wenn es in zehn Jahren in der Bundesrepublik überhaupt noch Leute gibt, die die Namen Marx und Engels kennen, haben wir schon etwas Wesentliches erreicht. Wir hatten uns vorgenommen, einen minimalen Kontakt zwischen den Gruppen aufrechtzuerhalten — das waren diese Bildungs- und Theoriediskussionen innerhalb des SDS. Neben der Propagierung der Hochschuldenkschrift sollte der SDS stärker in der Hochschulpolitik auftreten, in der damals RCDS und die Korporationen dominierten. Langsam begannen auch die antiimperialistischen Aktionen des SDS, im Zusammenhang mit den Ereignissen im Kongo, dem Algerienkrieg und dem Vietnamkrieg — wenn auch nicht in dem Umfang wie am Ende der 60er Jahre. Kuba hat uns beschäftigt und die Südafrikanische Union, auch die Auseinandersetzungen in Spanien, die sich damals gerade stark intensivierten. Für meine persönliche Entwicklung war sehr wichtig, daß der SDS 1961 seine Position gegenüber den Ostermarschen veränderte. Während er sich beim ersten Ostermarsch noch nicht offiziell beteiligte, beschloß die Delegiertenkonferenz, auf der ich gewählt wurde, die Teilnahme an den Ostermarschen. Wir haben dann intensiv an Vor-

bereitung und Durchführung des Ostermarsches 1962 und aller folgenden mitgewirkt, so gut wir das konnten. Damit tat sich ein neues Feld auf, wo die Isolierung des SDS durchbrochen wurde und man mit anderen Linken zusammenkam auch mit Kommunisten. Und lernte andere Sozialdemokraten kennen als man aus der Auseinandersetzung mit der SPD gewohnt war, aus den Falken und der Naturfreundejugend.

E. Högemann-L.: Was ich gut finde an dieser Phase des SDS: daß die Organisation fähig war zu lernen. Das hat ihn meines Erachtens befähigt, die Isolation zu durchbrechen, und hat nicht zur gegenseitigen Paralysierung der unterschiedlichen Gruppierungen geführt, deren Gegensätze immer deutlicher heraustraten. Wobei — nach meinem Eindruck — der Einfluß der Kommunisten sehr überschätzt worden ist. Sie dienten meist als Buhmann, mit dem man gegen unliebsame Tendenzen vorging.

In der Münchner Gruppe hatten sich die unterschiedlichen Ansätze eine Weile ganz produktiv miteinander vertragen: daß sich die Grundsätze der Praxis auch in der theoretischen Debatte bewähren müssen, hat z. B. Leute, die sonst nur wilden Aktivismus gemacht hätten, in einer ganz vernünftigen Weise erzogen.

Noch heute interessiert mich am damaligen SDS, wie eigentlich sein Bild von der Arbeiterpartei gewesen ist. Du sagst, man lernte Naturfreunde u. ä. kennen, aber Kommunisten wurden — auch im SDS — noch lange von der herrschenden Stimmung abgelehnt. Es gab auch ein unglaubliches Mißtrauen, wenn jemand aus dieser Ecke etwas zu tun vorschlug. Diese Angst, man würde im nächsten Moment von einem ganz großen moskowitischen Drachen verschlungen — das spricht natürlich schon von einer bestimmten Ansicht von der Arbeiterpartei. Aber es müssen ja auch Vorstellungen von ihr im Zusammenhang mit dem dritten Weg bestanden haben. Welche Erwartungen waren in dieser Richtung etwa bei einem SDSler vorhanden, der die Arbeiterbewegung nicht kannte und sich ihr langsam und in aller theoretischen Vorsicht näherte?

E. Dähne: Viel diskutiert und einflußreich waren syndikalistische Ansätze, die meinten, man könne ganz ohne Partei auskommen. Sehr lange spielt das jugoslawische Modell eine Rolle, nicht nur gesellschaftspolitisch, sondern auch mit nebulösen Vorstellungen von den Organisationsformen der Partei. Verschiedene Gruppen — ich habe lange auch dazugehört — dachten daran, eine neue Partei zu gründen. Mit dieser Partei war es wie mit den verschiedenen Sozialismus-Modellen: Sie sollte anders sein als die SDP, sollte aber auch ganz anders sein als die Kommunistische Partei, bzw. das, was man dafür hielt. Denn Kenntnisse über die Arbeit von Kommunisten und über die kommunistische Parteiorganisation waren so gut wie überhaupt nicht vorhanden. Allerdings rückten im Zusammenhang mit solchen Auseinandersetzungen — wieder etwas Positives an der theoretischen Arbeit — Texte wie „Was tun?“ und überhaupt Lenins Schriften über die Partei stärker in das Interesse wenigstens mancher Leute im SDS.

W. v. Heiseler: Bei mir lief das anders: meine Erfahrungen sagten, daß alle Formen von Halb-, Viertel-, Dreiviertel- oder Fünfachtel-Marxismus akzeptiert oder toleriert werden konnten, nur nicht der Marxismus selber, damit war man

sozusagen außerhalb der Diskussion. Sogar im kleinen SDS war das noch lange so. Und wenn man sich mit der kommunistischen Arbeiterbewegung identifizierte, war man auch außerhalb. Nun ging ich zunächst theoretisch an die Dinge heran — mit dem Ergebnis, daß es offenbar keinen theoretischen Grund für diese Ablehnung gab. Damit sprach vieles dafür, sich prinzipiell für die marxistische Seite der Auseinandersetzung zu entscheiden. Ich war vielleicht dadurch offener, daß ich von einer direkt bürgerlichen Klassenhaltung herkam; Parteien waren für mich immer Parteien von Arbeitern einerseits, Bürgern andererseits — wie mir mein Großvater erklärt hatte. Man muß Stellung beziehen, das hatte ich gelernt, ich hatte noch zu lernen, wo.

E. Högemann-L.: Die Aktivität des SDS hat nicht unweentlich eine gewisse Politisierung an der Hochschule mitbewirkt, Tendenzen sichtbar werden lassen, die in der ganzen Gesellschaft erst später stärker herauskamen. Er war auch fähig, eine Zeitlang am allgemeinen Aufschwung der Aktivität zu partizipieren. Ich spreche von den Jahren 65 und später, als sich, was vorher angelegt war, solid verstärkte — der Kontakt zu den Gewerkschaften, die Bewegung gegen die Notstandsgesetze, die Ostermärsche und die antiimperialistischen Aktivitäten. Dann aber haben wir das Ergebnis, daß die Woge der Aktivität, teils vom SDS ausgehend, ihn auf dem Höhepunkt der Bewegung überfordert. Die Integrationskraft dieses etwas schwierigen Bündnisses, das der SDS damals darstellte, hat offenbar nicht mehr ausgereicht ...

W. v. Heiseler: Man müßte dazu die im SDS wirkenden Strömungen viel genauer untersuchen, als das in so einem Gespräch möglich ist. Für den Verlauf des Desintegrationsprozesses scheint mir wichtig, daß der Bundesvorstand gerade dann nicht mehr für den Zusammenhalt der Organisation kämpfte, als sich Gruppen von SDS-Mitgliedern, zunächst in Westberlin, außerhalb des SDS stellten, mit selbständigen antiautoritären Aktionen auftraten und als Teil ihrer Zielsetzung die Auflösung der organisatorischen Struktur des SDS propagierten. Alles endete zunächst mit väterlichen Ermahnungen von Seiten des Bundesvorstandes. Die Herausforderung, die im Auftreten der Antiautoritären lag, wurde nicht begriffen.

E. Dähne: Halten wir nur kurz fest, wo der SDS damals stand: im Vergleich zu 1961 hatte sich 1965 seine Mitgliederzahl verdreifacht, die Thesen, mit denen er an die Öffentlichkeit ging, fanden zunehmend Resonanz, seine Stellung an der Hochschule war auch gefestigt, weil er Mitte der 60er in fast allen Studentenparlamenten als politische Organisation, nicht bloß durch Einzelkandidaten, vertreten war. Das Selbstverständnis des SDS dieser Zeit läßt sich vielleicht am besten an einer formalen Sache, den Wahlen zum Bundesvorstand, ablesen: Vom Anfang der 60er Jahre bis etwa 66 war jede politische Gruppierung, die im Verband einiges Gewicht hatte, mit einem Sitz im Bundesvorstand vertreten. Die stärkste Fraktion, die durchaus in der Lage gewesen wäre, den gesamten Vorstand zu besetzen, schöpfe bei den Beiratswahlen ihr Potential nicht aus, wählte nur einen oder zwei Leute und ließ noch Plätze offen.

E. Högemann-L.: Sie hätten sich sonst wohl auch stark entfernt von dem, was sich in den Gruppen am Ort tat.

E. Dähne: Meinetwegen, aber es kennzeichnet doch ein gewisses Selbstverständnis, das sich unter dem gemeinsamen Dach herausgebildet hatte. Irgendwie waren alle Strömungen im SDS für den Sozialismus, wobei im einzelnen die verschiedensten Ansätze und Möglichkeiten offengelassen wurden. Ab Mitte der 60er Jahre kam eine neue Generation in den Verband, die von einem solchen Selbstverständnis nichts hielt und bei ganz anderen, antiautoritären Stimmungen ansetzte. Sie überlegte nicht, welche Konsequenzen für das Ansehen des SDS ihre provokatorischen Aktionen hatten. Sie haben sie auch nicht innerhalb des SDS vorher diskutiert, was dem Selbstverständnis von gestandenen SDSler entsprochen hätte.

E. Högemann-L.: Es war schwer, das, was sich im Entstehen der antiautoritären Fraktion und späteren Bewegung im SDS tat, wirklich ernst zu nehmen. Der Eindruck war: es sind halt verwirrte Bürgerskinder, die müssen sich mal ausleben, ein bißchen abreagieren. Sie hatten auch nicht den Anspruch, selber dahinter zu kommen, was sie politisch wollten, über die Befreiung der ihnen selbst problematischen eigenen Individualität hinaus. Man kann schon verstehen, daß die traditionellen SDSler da die Achseln gezuckt haben.

E. Dähne: Ein normaler Durchschnitts-SDSler hat einmal in der Woche an einem Grundarbeitskurs seiner Hochschulgruppe teilgenommen, hat eine Veranstaltung mit organisiert, Plakate geklebt, Flugblätter verteilt, und ist außerdem dem Grundprinzip gefolgt, das — glaube ich — Oskar Negt einmal formuliert hat: ein SDSler muß ein guter Student sein, weil nur der in den Seminaren bei den Kommilitonen Anklang findet. Und außerdem zerbrach sich so ein SDSler noch den Kopf über alle möglichen Weltprobleme. Bei all diesem Kopfzerbrechen und der ganz normalen anstrengenden Tagesarbeit ist uns leider entgangen, was sich da unter den Studenten inzwischen zusammengebraut und aufgestaut hatte. Und dennoch lag die antiautoritäre Empfindsamkeit ja nicht außerhalb aller Politik: sie brach aus, als sie mit handgreiflichen gesellschaftlichen Widersprüchen zusammentraf — der Wirtschaftskrise 1966/67, die für viele Studenten aus den Mittelschichten Einbußen bedeutete und die die ganze Propaganda von der Unerschütterlichkeit des Systems in Frage stellte; der außenpolitischen Isolierung der Bundesrepublik und der innenpolitischen, auch bildungspolitischen Sackgasse, in die die CDU-Politik geführt hatte. Schließlich die große Koalition von SPD und CDU, die nicht nur mit ihrer Notstandsgesetzgebung für den normalen liberal-demokratischen Studenten eine Ungeheuerlichkeit war, weil sie die in der Schule erworbene Vorstellung, Demokratie sei das Wechselspiel von Regierung und Opposition, radikal zerstörte.

E. Högemann-L.: Das wären ja nun Gründe für eine tiefgreifende Politisierung gewesen. Aber das ist gerade nicht passiert.

W. v. Heiseler: Es ist zum Teil passiert. Ein komplizierter Prozeß ist durch diese Anstöße in Gang gesetzt worden. Noch im Juni 67 konnte der SDS in Antwort auf die Erschießung von Benno Ohnesorg in überlegener Weise die Führung der Protestbewegung in die Hand nehmen. Es gab an der Hochschule keine andere Organisation, die das konnte — es war ganz selbstverständlich, daß er diese Rolle übernahm.

E. Dähne: In einer Beratung auf Bundesebene wurde damals ausgewertet, was an den einzelnen Universitäten geschehen war. Und es stellte sich heraus, daß der SDS an jeder Universität die Führung übernommen hatte. Ohne zentrale Anleitung waren praktisch die gleichen Ursachen für die Ermordung genannt und überall die gleichen Forderungen aufgestellt worden, bis hin zum Appell, gegen die Notstandsgesetze zu kämpfen. Bis zu diesem Zeitpunkt war der SDS — trotz aller inneren Widersprüche — ein handlungsfähiger Verband. Und gerade durch die Benno-Ohnesorg-Aktion wurden viele neue Leute in die Studentenbewegung einbezogen.

W. v. Heiseler: Ich glaube, solange der SDS und seine innere Struktur noch relativ intakt waren, gelang es ihm auch, die Führung der Protestbewegung in die Hand zu nehmen. Sobald Elemente von außerhalb in seine innere Verfassung eindrangen, hatte er die Führungsrolle sozusagen nur noch dem Plakat nach.

E. Dähne: Trotz des stetigen Wachstums des SDS in den Jahren davor waren die kleinen Kader nicht in der Lage, die antiautoritäre Woge zu verarbeiten, die jetzt in den Verband hineinschlug, die Studenten, die nur anpolitisirt waren, auch zu erziehen. Wenn die traditionellen SDSler zu so einem jungen Studenten, der in der Hauptsache ein allgemeines Unbehagen an den Zuständen spürte, sagten, jetzt müsse man eine Ursachenanalyse machen usw., sprach das niemanden an, während die Leute, die einfacher Rezepte anzubieten hatten, vieles sehr schlicht darstellten, zunächst auch viel größeren Anklang fanden. Eigentlich hat der Ablauf der Studentenbewegung gar nicht anders sein können — außer, es hätte damals eine starke legale Arbeiterpartei in der Bundesrepublik gegeben.

Die Wiedergewinnung legaler Positionen für die revolutionäre Arbeiterpartei stand immerhin schon auf der Tagesordnung und damit auch die Herausbildung einer mit ihr verbundenen marxistischen Studentenorganisation.

Der Auflösungsprozeß des SDS ist an den einzelnen Orten sehr unterschiedlich verlaufen, und dennoch haben wir als Ergebnis, daß aus dieser Bewegung unmittelbar personell der MSB Spartakus hervorgegangen ist. Und der war in kurzer Zeit so stark, nach der Mitgliederzahl und den Vertretungen in den Studentenparlamenten, wie es der SDS bis 1965 niemals gewesen ist.

E. Högemann-L.: Wenn das Jubiläum der Studentenbewegung als eine mehr modische und nostalgische Sache abgefeiert wird, wird vergessen oder übersehen, was der SDS als Ganzes dargestellt hat. Damit verschwinden auch die Traditionslinien aus dem Blickfeld, die zum Spartakus, zu einer gewerkschaftlich orientierten Studentenarbeit, zu den bedeutungsvollen hochschulpolitischen Aktivitäten des VDS hinführten.

W. v. Heiseler: Die meisten, die heute ein Jubiläum feiern, wollen feiern, daß damals etwas zu Ende ging.

E. Högemann-L.: Das trifft sicherlich auf etliche der damals Anpolitisierten zu, die in den Medien Positionen haben. Andere, wie Dutschke, wurden unter die Vorzeigelinien des Landes aufgenommen und dürfen mitreden, wenn L 76 eine Tagung zum Thema „Was ist heute links?“ macht, deren Resumée dann lautet: Versuchen wir wenigstens, daß alles beim alten bleibt. Und von einer Handvoll

Leuten, die — aus welchen Gründen immer — in die Anarcho-Szene abwanden, lebt heute die Reaktion bei der Professoren- und Schriftstellerhertz. Aber außerdem gibt es noch eine ganze Reihe heutiger Lehrer, Wissenschaftler, Juristen, Schriftsteller, die aus der Studentenbewegung kommen und auch in ihren Berufen engagiert an gesellschaftlichen Veränderungen arbeiten, dabei der Arbeiterklasse organisatorisch und politisch verbunden sind. Ich werde persönlich: ihr beide seid Wissenschaftler am Institut für Marxistische Studien und Forschungen, Eberhard nebenher Stadtverordneter der DKP in Marburg — etwas mehr als nichts hätten wir „zehn Jahre danach“ vielleicht doch vorzuweisen!

E. Dähne: Meine Entwicklung geht da noch über einige Etappen und Zwischenpositionen, sie hängt mit den Anstrengungen zur Gründung eigenständiger sozialistischer Organisationen außerhalb der Hochschule zusammen. Das Sozialistische Büro hat eine längere Geschichte, als es heute selbst darstellt. Ich habe zu den Gründern gehört. Ursprünglich war das eine gemeinsame organisatorische Plattform, auf der Kommunisten — die DKP gab es damals noch nicht — linke Sozialdemokraten, Sozialisten und aus der SPD Ausgeschlossene zusammenarbeiten sollten. In Marburg hatten wir eine Parallelorganisation — die Arbeitsgemeinschaft Sozialistische Opposition (ASO) — die dem SB angelassen war. Wir haben 1968 mit den kommunistischen Genossen zusammengearbeitet — das hatte für mich einige Bedeutung, weil ich bis dahin immer nur punktuell mit Kommunisten in Kontakt gekommen war. Jetzt wußte man von diesen Leuten, daß sie verbindlich für ihre Organisation sprechen und auftreten, das war ein ganz entscheidender Schritt. Die ASO hat sich 1968 an den Kommunalwahlen beteiligt, auch mit Kommunisten als Kandidaten, und hat in Marburg 3,7 Prozent der Stimmen bekommen, auf Anhieb eine ganze Menge. Heute haben wir über 10 Prozent und die DKP-Organisation hat sich wesentlich verstärkt. Es macht immer Spaß zu erzählen, daß einige Leute, die heute für die DKP im Stadtparlament sind oder wichtige Funktionen in der Marburger Partei haben, 1968 noch vor den Wahllokalen Aufrufe verteilten, daß man an diesem bürgerlichen Wahlschwindel nicht teilnehmen soll.

So um 1970 hatte ich keine wesentlichen Vorbehalte gegen Kommunisten mehr und war im Großen und Ganzen ins Reine gekommen mit der Problematik des realen Sozialismus, was sich in meiner persönlichen Entwicklung — und wohl nicht nur in meiner — als die große Klippe herausstellte. Ein realistisches Verhältnis zur DDR und zur Sowjetunion zu gewinnen und ohne innerliche Vorbehalte vom realen Sozialismus zu sprechen — das ist dann immer der letzte Sprung.

W. v. Heiseler: Was das anbetrifft, hatte ich einen Vorteil. Während des Studiums in Westberlin hatte ich gute Freunde gefunden, Genossen in der DDR, mit denen ich häufig diskutierte und die mir für vieles die Augen geöffnet haben. Für meine persönliche Entwicklung hat das viel bedeutet. Als ich von Westberlin wegging, sah ich bei diesem Problem einigermaßen klar.

E. Högemann-L.: Die antiautoritäre Woge hatte in München besonders irrationale Züge. Unter den Genossen lief damals ein Bonmot um: Lumpenbourgeoisie. Das war bös, traf aber verschiedene Schwabinger Varianten der antiautoritären Existenz ziemlich genau. In der Endphase des SDS hat diese Drohung blanken

Irrationalismus dazu geführt, daß die Gegenkräfte stärker zusammenhielten. Selbst die SDS-Maoisten haben an einem bestimmten Punkt gemerkt, daß sie zusammen mit den Antiautoritären nicht weitermachen können. Für viele Mitglieder der marxistischen Fraktion im SDS — die als solche auch auftrat — stand damals die Frage der eigenen Beziehung zur Arbeiterpartei viel weiter oben auf der Tagesordnung als die Lösung der Organisationsprobleme des SDS. Viele von uns waren im Gewerkschaftlichen Arbeitskreis der Studenten aktiv, an der Bildungsarbeit der Gewerkschaften beteiligt. Außerdem gab es in der Stadt ein fabelhaft funktionierendes Anti-Notstandskomitee, mit guten Kontakten zur Gewerkschaft, zu Leuten aus der Kulturszene, das auf die Universität ausstrahlte und z. B. auch die Ohnesorg-Demonstration mitprägte. An der Hochschule tat sich so viel, daß wir meinten, es sei immer noch Zeit, die studentischen Organisationsprobleme in Ordnung zu bringen. Aber was wir unmittelbar brauchten, war ein Standort als junge Intellektuelle in der Arbeiterpartei. Viele Diskussionen in diesem Jahr liefen darauf hin. Die verbotene KPD trat Anfang 1968 mit einem neuen Programmentwurf an die Öffentlichkeit. Wir haben darüber an der Universität eine Veranstaltung gemacht. Hier wirkten die Antiautoritären noch mit: da verboten war, aus dem Entwurf vorzulesen, haben sie natürlich anschließend den vollen Text rezitiert. Einer aus der Münchner Marxisten-Fraktion hat die Gründungserklärung der DKP mit unterschrieben. Von den Marxisten im Münchner SDS hat sich eine ziemlich große Zahl noch 1968 als Hochschulgruppe der DKP konstituiert. Der Spartakus bildete sich erst danach, und die Münchner Marxistische Aktionsgemeinschaft im SDS (magis) trat als Ganzes bei. Diese Übergänge in den verschiedenen Städten genauer zu zeigen, wäre noch ein Thema für sich.

E. Dähne: In Marburg war das ein bißchen anders, weil die Kerntruppe, die aus dem alten SDS kam, relativ groß war — was sicher mit dem Abendroth und dem Institut für Politische Wissenschaften zusammenhing. Es gab eine antiautoritäre Strömung in Marburg, aber im Vergleich zu anderen Städten war sie nie so stark in Erscheinung getreten und stellte keine Bedrohung für die Existenz des SDS dar. Auch die Maoisten haben keine bedeutende Rolle bei uns gespielt. Es hat in Marburg sehr lange gedauert, bis sich eine Gruppe vom Spartakus bildete; die Auflösung des SDS im Bundesgebiet ging dem voraus. Die Bildung neuer politischer Strukturen verlief in Marburg sehr viel reibungsloser als anderswo. Daran hat die ASO wesentlichen Anteil, die von Anfang an mit den Kommunisten völlig loyal zusammenarbeitete, später mit der neu konstituierten DKP, bis sie selbst größtenteils in der stärker werdenden DKP aufging.

Dietrich Kittner aktualisiert Weinerts Gedichte

Am 20. April 1978 jährt sich der Todestag von Erich Weinert zum fünfundzwanzigsten Mal. Kennt man den scharfzüngigen, unbeugsamen, kämpferischen Künstler bei uns in der BRD ein Vierteljahrhundert nach seinem Tod überhaupt noch, werden seine Werke noch gelesen, seine Lieder gehört und gesungen? Eine Umfrage dürfte im Augenblick wohl — noch (!) — erschreckende Ergebnisse zutage fördern, denn in der Tat ist dieser Volksdichter in Vergessenheit geraten, ist totgeschwiegen worden, genauer: Er sollte totgeschwiegen werden.

Die zahlreichen Aktivitäten, die in der DDR bisher unternommen worden sind, um das Weinertsche Werk zu bewahren, vor allem die Rezeption seiner Lieder, Gedichte, Szenen und Prosaschriften und die Publikationen über den Agitator haben immerhin eine Bresche in die Mauer des Schweigens geschlagen, die in der BRD um diesen Dichter gezogen wurde. Hinzu kommt, daß im letzten Jahr der Damnitz-Verlag in München ein handliches und preiswertes Heft mit Weinert-Gedichten in der Reihe „Zeit-Gedichte“ herausgebracht hat,¹ das einen ersten Einblick in die Lyrik dieses Arbeiterschriftstellers gewährt und dem Leser, der Weinert kennenlernen möchte, nur empfohlen werden kann.

Der entscheidende Anstoß zur Weinert-Renaissance ging aber zu Beginn des Jahres 1977 von dem Hannoveraner Kabarettisten Dietrich Kittner aus. Kittner brachte als sein 15. Programm eine Erich-Weinert-Revue mit dem Titel „Der rote Feuerwehrmann“ heraus, die am 6. Februar 1977 in seinem Theater an der Bult Premiere hatte. Im offiziellen Programm der Westberliner Festwochen war Kittner mit der Weinert-Revue vertreten. Er hat sich mit dieser Revue zum Ziel gesetzt, den bei uns derzeit „vergessenen“ satirischen Arbeiterdichter und revolutionären Politkünstler wieder einem größeren Publikum bekannt zu machen. In Westberlin kamen zu einer als Weinert-Abend angekündigten Veranstaltung mit Kittner auf Anhieb über tausend Besucher, obwohl den meisten Weinerts Name bis dahin überhaupt nichts gesagt hatte. Zur Steigerung des Bekanntheitsgrades von Weinert wird sicherlich auch die neue Langspielplatte „Der rote Feuerwehrmann“ beitragen — Kittner spricht, singt und spielt Weinert —, deren Erscheinen vom „Pläne“-Verlag für den Februar 1978 angekündigt worden ist.

Wie ist Kittner, der ja als Solo-Kabarettist bekannt ist und ansonsten nur seine eigenen Songs, Satiren und Sarkasmen vorträgt, auf die Idee gekommen, sich als Interpret von Weinert-Texten zu versuchen? Die Antwort: „Das ganze Weinert-Programm geht auf eine im Grunde alberne Geschichte zurück. Ich habe es während meines Berufsdaseins als Kabarettist zig Mal erlebt, daß mich irgendein bürgerlicher Journalist gefragt hat, wie das in Interviews immer so gefragt wird, wo sind denn deine Vorbilder? Da habe ich halt immer den

Tucholsky erwähnt, der für mich ein Schlüsselerlebnis dargestellt hat; ich habe dann aber auch immer Erich Weinert angeführt. Und dann habe ich erlebt, daß diese bürgerlichen Journalisten — also belesene Leute — daß die dann immer fragten: Weinert, was ist das, wie macht man das? Na ja, und mit dieser Frage wollte ich endlich aufräumen, ich wollte mal zeigen, Weinert, wie macht man das! Mich hat das einfach geärgert, daß den hier keiner kennt oder keiner kennen will.“² Hinzu kommt, daß Kittner mit Weinert „einiges beweisen“ und „Aufwachprozesse“ initiieren möchte: „Ich halte es für wichtig, Weinert gerade jetzt etwas bekannter zu machen, zu einem Zeitpunkt, wo man von oben her versucht, den Antikommunismus zu verstärken, bis hin zur Hysterie. Es ist wichtig zu zeigen, auf wessen Seite Friedensliebe, humanistisches Gedankengut, Antifaschismus und der Fortschritt stehen. Und das kann man bei und mit Hilfe von Weinert sehr gut nachweisen.“

Ein letzter Grund für die notwendige Wiederentdeckung Weinerts in der BRD bleibt noch zu nennen: Last not least sind es die Weinertschen Verse selber, die beim Hörer oder Leser ein ungläubiges Erstaunen auslösen, wenn dieser sich ihrer Entstehungsdaten vergewissert. Man glaubt es kaum, daß es sich bei Weinerts satirischer Bestandsaufnahme von gesellschaftlichen Mißständen um historische Lyrik handelt, denn, um mit Kittner zu reden: „Weinert ist so aktuell, als habe er für unsere Zeit geschrieben.“³ Woran liegt das? Sicherlich begeistern uns auch heute noch Weinerts pointierte Formulierungen, seine einfallsreichen Wortschöpfungen, die agitatorische Schlagkraft seiner Lieder, zumal diese noch zumeist durch den mitreißenden Rhythmus der von Hanns Eisler oder Ernst Busch vorgenommenen Vertonungen intensiviert wird. Diese formalen Kriterien vermögen aber allein noch nicht zu erklären, warum uns die Gedichte fesseln und in ihren Bann schlagen; des Rätsels Lösung liegt in der „Dialektik von Historizität und Aktualität der Kritik“ begründet.⁴ Viele der von Weinert mit aggressivem Spott angeprangerten Mißstände sind bei uns auch heute noch nicht beseitigt.

Kittner: „Wenn gesellschaftskritische Texte, die die Beseitigung unmenschlicher Zustände fordern, vor fünfzig Jahren geschrieben wurden und auch heute noch brandaktuell sind, dann zeigt das einfach an, daß die BRD offensichtlich fünfzig Jahre hinter ihrer Zeit zurück ist.“ Es gilt, die aus diesem Sachverhalt resultierende Betroffenheit zu nutzen, um mit den Liedern Weinerts gegen inhumane Bedingungen anzugreifen. So gehandhabt werden die Verse wieder das, was sie schon einmal gewesen sind: Gebrauchskunst, „politische Sprengpatronen“.⁵

II.

Bei Erich Weinert handelt es sich um „einen exemplarischen, in seiner Art einmaligen und unwiederholbaren, aus der Geschichte der deutschen sozialistischen Literatur nicht wegzudenkenden Autor“,⁶ einen Volksdichter im wahrsten Sinne des Wortes. Weinert wird zumeist als revolutionärer „Sprechdichter“ tituliert — er selbst hat diese Bezeichnung angegeben, wenngleich er „Dichter-Rezitator“ verständlicher empfunden hätte, diese Wortzusammensetzung aber zu hochtrabend klang⁷ — der „sein literarisches Schaffen so un-

mittelbar mit den politischen Aufgaben des Tages verknüpfte“ und „im direkten Kontakt mit seinen Zuhörern“ eine „politisch-operative Lyrik“ schuf, die „zur revolutionären Volksdichtung wurde“.⁸

Man hat ihn zu Recht in eine Linie gestellt, die von Heine, Herwegh, Freiligrath und Weerth bis zu den sozial engagierten deutschsprachigen Schriftstellern der Gegenwart reicht.

In Weinert haben wir einen Anwalt der Arbeiterklasse, der couragierte den Sehnsüchten, Wünschen, Beschwerden und dem Kampfeswillen der Unterdrückten und Ausgebeuteten Ausdruck verliehen hat. Er wurde durch seine Gedichte und Balladen zum „Chronisten seiner Epoche“.⁹ Was er über seinen Freund Willi Bredel einmal gesagt hat, daß bei diesem nämlich der „leidige Dualismus zwischen Werk und Mensch“ entfalle,¹⁰ das trifft ohne Einschränkung auf ihn zu. Er verkörpert die „völlige Übereinstimmung von Wort und Tat, Idee und Leben“,¹¹ bei ihm fallen eine „ungewöhnliche poetische Bedeutung“ und ein „heroisches Engagement“ zusammen.¹²

Der alte Streit um die politische Wirksamkeit von Literatur ist nicht vom Tisch. Vor einem Jahrzehnt hat Hans Magnus Enzenberger konstatiert, „die Bedeutung der Literatur im Klassenkampf (sei) fortwährend zurückgegangen.“ Er verstieg sich sogar in die provokative These, „die politische Harmlosigkeit aller literarischen, ja aller künstlerischen Erzeugnisse überhaupt (läge) offen zutage: schon der Umstand, daß sie sich als solche definieren lassen, neutralisiert sie.“¹³ Enzensberger hat sicherlich nicht an Erich Weinert gedacht, als er dies geschrieben hat, denn dann hätte er die Schlußfolgerung, eine revolutionäre Literatur sei nicht existent, nicht so ohne Skrupel vorgetragen. Wenn die herrschenden bourgeois Kreise die immense Wirksamkeit der politischen Poesie Weinerts nicht gefürchtet hätten, dann hätte es der Verfolgungen, der Nachstellungen, der Auftrittsverbote und der im Herbst 1931 vom damaligen preußischen Innenministerium verhängten lex Weinert nicht bedurft.¹⁴ Weinert wandte sich vor Stalingrad auch mit Gedichten (!) an die deutschen Soldaten. Schließlich kann man in diesem Zusammenhang auch noch das in der BRD praktizierte Totschweigen Weinerts anführen. Man kann übrigens leicht die Probe aufs Exempel machen, in irgendeine Bücherei oder Buchhandlung gehen und nach Weinert-Werkausgaben fragen: Ich habe mich selbst im Germanistischen Seminar der Universität Heidelberg davon überzeugen können, daß dieses Institut kein einziges Weinert-Buch in seiner Bibliothek führt! Auch in den Nachschlagwerken wird auf Weinert nur kurz eingegangen; z. B. gesteht ihm der „Brockhaus“ nur 20 Zeilen zu.¹⁵ Als der „Stern“ eine Serie über vergessene antifaschistische Schriftsteller veröffentlichte, wurde Weinert auch noch bei den Vergessenen vergessen.¹⁶

In dem im Jahr 1976 erschienenen Überblick über die sozialistische Literatur in Deutschland von Frank Trommler kommt der Autor nicht umhin, „von einem ‚Phänomen‘ Weinert zu sprechen“, „da dieser Sprechdichter mehr als alle anderen proletarisch-revolutionären Schriftsteller zu einer Institution wurde, die tatsächlich politische Bedeutung gewann.“¹⁷ Der große Massenfolg Weinerts vor allem in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre ist ebenso unbestreitbar wie das Faktum, daß er „mit seinem Auftreten in mehr als 2000

Veranstaltungen bis 1933“ der „Sache der Kommunisten innerhalb und außerhalb der Partei (...) viele Vorteile verschaffte“. Walter Benjamin, der Zeitgenosse Weinerts und ebenso wie dieser Mitglied in dem im Oktober 1928 gegründeten Bund Proletarisch-Revolutionärer Schriftsteller, stellte bereits im Jahr 1934 fest, „daß der bürgerliche Produktions- und Publikationsapparat erstaunliche Mengen von revolutionären Theorien assimilieren, ja propagieren kann, ohne damit seinen eigenen Bestand und den Bestand der ihn besitzenden Klasse ernstlich in Frage zu stellen.“¹⁸ Es spricht für Weinerts Schriften, daß sie nicht zurechtgestanzt, entschärft und genüßlich goutiert werden konnten — so wie das Bürgertum mit vielen sozial engagierten Dichtungen verfahren ist.

Weinert hat sich konsequent an Benjamins Verdikt gehalten, daß es falsch sei, den bürgerlichen Produktionsapparat nur zu beliefern, ohne zu versuchen, ihn im Sinne des Sozialismus zu verändern. Benjamin wies auch darauf hin, daß die Künstler zu seiner Zeit „in einem gewaltigen Umschmelzungsprozeß literarischer Formen mitten innestehen“ würden, ein Prozeß, durch den die traditionellen literarischen Gattungen in Frage gestellt und neue, proletarisch-operative Formen kreiert worden sind. Weinert kommt das historische Verdienst zu, zu diesem Veränderungsvorgang einen schöpferischen Beitrag geleistet zu haben. Weinert hat mit seinem bescheidenen Bekenntnis, den Anspruch, Kunst zu sein, hätten die meisten seiner Gedichte gar nicht gestellt, der irrgen Meinung vielleicht selbst ungewollt Vorschub geleistet, wonach seine Texte mehr „agitorische Improvisationen“ denn „Kunst“ seien.

„Über literarische Formen aber“, polemisierte Bertolt Brecht, „muß man die Realität befragen, nicht die Ästhetik, auch nicht die des Realismus. Die Wahrheit kann auf viele Arten verschwiegen und viele Arten gesagt werden. Wir leiten unsere Ästhetik, wie unsere Sittlichkeit, von den Bedürfnissen unseres Kampfes ab“. Weinert setzte die Prioritäten für das künstlerische Schaffen genauso, wie seine Reflexion vom 27. März 1940 beweist: „Die künstlerische Größe des Dichters drückt sich nicht nur in der Schönheit und Eigenartigkeit seiner Schöpfung aus; erst wenn er im tiefsten Sinn volkstümlich, d. h. volksverbunden, wenn sein Schaffen sich beim Volk in Willen, Erregung und Bewegung umsetzt, wenn das Volk, um seinen Gefühlen und Träumen Ausdruck zu verleihen, seines dichterischen Wortes sich bedient, erst dann ist die wahre künstlerische Größe erreicht.“¹⁹

III.

Linksorientierte demokratische Künstler bemühen sich in letzter Zeit in der BRD um die Bewahrung und Distribution der Schriften von Literaten, die von der offiziellen Kulturindustrie und Literaturkritik zu Unrecht unterdrückt und verpönt worden sind: Lutz Görner betätigt sich als Rezitator und Aufklärer, indem er auf Vortragsabenden Texte von Heinrich Heine spricht und indem er ein Heine-Lesebuch zusammengestellt hat.²⁰ Nun ist mit Dietrich Kittner auch der rote Feuerwehrmann wieder im Einsatz. Kittner veranstaltet keine weihevolle, trockene Dichterlesung, zu der Weinert-Texte wohl auch die denkbar ungeeignetsten wären, sondern er operiert mit

Masken, Kostümen, Dias, Lichteffekten, Tondokumenten und Orchesterbegleitung, um dem Publikum die aufrüttelnden Verse wirkungsvoll zu vermitteln. Da aber Weinert nicht nur ein Mann des Wortes, sondern auch der Tat war, nicht nur Künstler, sondern auch ein aufrechter Kämpfer für die kommunistische Idee, skizziert Kittner auch die einzelnen Stationen aus dem Leben Weinerts, schildert lebendig seine zentralen Erlebnisse, erzählt fesselnd Episoden, die typisch sind für die Humanität und Furchtlosigkeit des proletarischen Sprechdichters. Kittner stellt auf diese Art und Weise den Zuhörern nicht nur paradigmatisch Weinerts Lieder und Prosatexte vor, sondern auch dessen vorbildliche Persönlichkeit.

Die erste Strophe des „Roten Feuerwehrmanns“ und den „Roten Wedding“, das wohl bekannteste Lied Weinerts, trägt Kittner als Einleitung seiner Weinert-Revue vor und formuliert mit der modifizierten Schlusszeile des Refrains des „Roten Weddings“ auch gleich das Motto und Ziel seiner Veranstaltung:

Kämpfen wir als Sozialisten
Endlich in einer Front,
Arbeitsbrüder, Kommunisten:
Rot Front! Rot Front!

Kittner hat einen richtigen Griff getan, als er sich entschloß, den „Roten Feuerwehrmann“, der auch den Titel für sein Weinert-Programm abgegeben hat, als Einstieg zu benutzen. Mit ihm stellt sich der proletarische Kämpfer vor, der durch sein couragiertes Auftreten den Ängstlichen Mut einflößt, der angriffslustig und aggressiv als „Soldat ohne Respekt“ die alte Welt der Menschenschinder in Stücke schlägt, um eine neue Welt zu bauen.

Hallo, hier geht es drauf und dran!
Wo brennt's im Land? Wo wackelt die Wand?
Ich bin der rote Feuerwehrmann!
Wir halten stand, den Hydrant in der Hand!
Wo ist Alarm? Immer umgeschnallt!
Wem ist zu warm? Dem geb ich kalt!
Wo die vaterländische Flamme blakt,
Wo die Schupo auf die Proleten drescht,
Da wird rangehakt,
Da wird gelöscht!
(...)
Straße frei! Wir rücken an!
Platz für den roten Feuerwehrmann!

„Der rote Feuerwehrmann“, den Weinert 1925 für eine politische Revue geschrieben hat, gehörte nach Aussagen älterer Arbeiter zu den begehrtesten Rezitationen,²¹ obgleich der Autor diesem Gedicht wegen der Verwendung mehrerer massiver Kraftausdrücke recht kritisch gegenüberstand. Weinert hielt nicht viel von dem Kraftwort, da es für ihn „die fatale Eigenschaft des Schnapses (hatte), der zwar aufpulvert, aber nichts Geistiges hinterläßt.“²²

„Der rote Feuerwehrmann“ will den Zuhörer primär mitreißen, nicht nachdenklich stimmen. Mit Imperativen, Appellen und der direkten Anrede soll eine Gemeinschaft geschaffen werden, die zusammenhält und die Reaktion bekämpft.

Der Gegner hat das Gedicht sofort verstanden und seine Wirkungsintensität gefürchtet: gegen Weinert wurde im Herbst 1931 vom Generalstaatsanwalt Anklage erhoben wegen „Aufreizung zum Klassenhaß, Aufhetzung zu Gewalttätigkeiten, Aufforderung zu Brandstiftung, Sprengstoffvergehen und Mord.“ Der „Rote Wedding“, in Erinnerung an den Blutmai des Jahres 1929 geschrieben, ist zum Kampflied der Arbeiterklasse avanciert, wozu sicherlich auch die glückliche Vertonung durch Hanns Eisler beigetragen hat. Mit dem „Roten Feuerwehrmann“ und dem „Roten Wedding“ als Vorspann wird die Intention Kittners deutlich: Er will mit Weinerts Werken „einen Lieder- und Textabend für Klassenkämpfer und solche, die es werden wollen“, veranstalten. Mit der Darstellung der Biographie Weinerts leitet Kittner den Hauptteil seiner Revue ein. Der am 4. August 1890 in Magdeburg als Sohn eines Ingenieurs geborene Erich Weinert absolvierte nach dem Besuch der Mittel- und Handwerksschule auf Anraten des Vaters eine Schlosserlehre und ging dann von 1908 bis 1912 auf die Kunstgewerbeschule in Magdeburg und die Berliner Zeichenlehrer-Akademie, wo er sein Staatsexamen als akademischer Zeichenlehrer ablegte. Nach dem 1. Weltkrieg, den er als Kriegsteilnehmer miterlebte, war Weinert als Lehrer tätig und fand 1921 durch Zufall Anschluß an das bürgerliche, literarisch-politische Kabarett „Retorte“ in Leipzig. Er begann also erst relativ spät, sich auf dem literarischen Feld zu betätigen, das ihm fortan zum Beruf werden sollte. Schmerzlich empfand er das Versiegen des revolutionären Elans, der die Arbeiterklasse 1918 beflogt hatte, und er reagierte mit Haß auf die Restauration des Bürger- und Kleinbürgertums, deren feige Arroganz und Verlogenheit er zutiefst verabscheute.

Die Literaturszene wurde damals vom Expressionismus beherrscht, der Weinert aber nicht in seinen Bann schlagen konnte. Er kam allmählich über das Kabarett zur Agitprop-Literatur, war aber in den Leipziger Jahren noch auf der Suche nach seinem Stil.

Aus dieser Schaffensphase, die Kittner süffisant als Weinerts „blaue Periode“ tituliert, rezitiert der Kabarettist die Gedichte „Der preußische Wald“ und „Der Philosophen-Kongreß“. Er versäumt es nicht, den „Philosophen-Kongreß“ mit der hintergründig-listigen Anmerkung zu kommentieren, er setze die Kenntnis des diesem Gedicht zugrundeliegenden Marx-Zitates (man vgl. die Feuerbach-Thesen) als bekannt voraus.

Die „Retorte“ in Leipzig verließ Weinert, weil sich dieses Kabarett „aus Rücksicht auf die Messeonkels“, wie Weinert sarkastisch formulierte, „zu einer pseudoradikalen Literatenbörse“ formiert habe.²³ Aus dem Berliner „Küka“, dem er sich 1923 anschloß, wurde er wegen des Vortrags seines Liedes „Gustav Kulkes seliges Ende“ gefeuert, das in Kittners Programmfolge die nächste Vortragsnummer abgibt. Das Schicksal Gustav Kulkes, der „zu Kaisers Zeiten ein berittener Schutzmann in Berlin“ gewesen ist, selig war, „wenn er am Ersten Mai den Säbel ziehn“ durfte und aus Gram über die Abdankung des Kaisers

und die „schlappe grüne Polizei“ der verfluchten Republik zum Säufer wird, sich aufs Sterbebett begibt, aber doch selig scheidet, als er am ersten Mai wieder die Polizei in den Straßen schießen hört, da er nun glaubt, sein Kaiser würde wiederkommen, „denn der Preußengeist ist wieder da“, kommentiert Kittner lapidar: „Wie sanft wäre Gustav Kulke wohl erst gestorben, hätte er die Polizeieinsätze der letzten Jahre in der BRD gekannt!“

Hat Kittner hier noch die Parallelen zur Gegenwart explizit aufzeigen müssen, kann er sich diese Mühe bei den Gedichten „Der Chefredakteur spricht zum Stabe“ und „Wie hetze ich erfolgreich“, beide aus dem Jahre 1929 stammend, sparen. Die Aktualität der „Hetzanleitung“ an einen Reporter der bürgerlichen Presse ist so augenfällig, daß sie das Publikum schockiert und eine nachhaltige Wirkung auslöst: Das Lachen bleibt dem Zuhörer, sobald er über den Sachverhalt nachdenkt, vor Betroffenheit im Halse stecken!

Wie hetze ich erfolgreich?

Rezepte für den Lokalberichterstatter

Du hörst zum Beispiel: Da im Norden
Ist jemand totgeschlagen worden.
Nimm eine Taxe! Fahr hinaus
Und horche die Umgebung aus!
Dort interviewst du im Vertrauen
Zuerst Portiers und Lokusfrauen;
Und da erfährst du erst einmal:

Nicht weit sei ein Rotfrontlokal.
Das wäre schon ein Hauptindiz.
Drum überschreibe die Notiz:
„Der Geist der Zeit! Schon wieder mal
Ein Mord vor dem Rotfrontlokal!“

Und dann ist sicher jemand da,
Der den Verbrecher türmen sah.
Bist du geschickt, bekommst du raus:
Der Mann sah kommunistisch aus.

Ein Wach- und Schließmann wird dir sagen:
Er habe in den Parkanlagen,
Gleich um die Ecke, elf Uhr zehn,
Zwei Rote Frontler stehen sehn.

Indizien hast du jetzt in Menge;
Das reicht für hundert Zeilen Länge.
Nun zeige auch im Stil Geschmack;
Schreib immer: Kommunistenpack.

In Logik sei recht unverfroren!
Gib deiner Phantasie die Sporen!
Das Blättchen, dem du dienen mußt,
Nimmt solches Manuskript mit Lust.

Und stellst du dann mit leiser Klage
Am Schluß die aktuelle Frage
Ans Polizeipräsidium:
„Wie lange geht der Geist noch um?“

Wirst du der allgemein gegebenen
Verbostendenz die Wege ebnen
Und nicht nur Rotationsmaschinen,
Nein, auch der Staatserhaltung dienen.

Der Gegenwartsbezug der Weinert-Satire springt auch bei dem „Sozialdemokratischen Mailiedchen“ und dem „übereilten Schritt“ ins Auge, die die politische Verzagtheit der Sozialdemokraten und ihre Berührungsangst vor Kommunisten aufs Korn nehmen. Im „Mailiedchen“ räsonniert weinerlich ein redeg Schwärmerie“ ansieht, an die es nur noch laue Erinnerungen knüpfen kann.

Die Satire „Ein Ochse meldet sich zu Wort“ gestaltet — ähnlich Heines „Wahlesel“ — die alte Weisheit, daß sich nur die dümmsten Kälber ihre Metzger selber wählen und zersetzt mit Witz und Esprit die Dummheit und die Vorurteile des „schlichten Ochsenverständes“:

Den Schlächterstand und den Ochsenstand
Gab es zu allen Zeiten auf Erden:
Sie sind geschaffen, fürs Vaterland
Zu schlachten und geschlachtet zu werden.

Weinert veröffentlichte dieses Gedicht in der AIZ, die daraufhin sofort nach ihrem Erscheinen beschlagnahmt wurde. „In der Begründung wurde gesagt“, so berichtet der Verfasser, „daß dieses Gedicht die Reichswehr in den Kot ziehe (!), den heiligen Gedanken der Vaterlandsverteidigung verächtlich mache und überdies eine überaus gemeine und niedrige Gesinnung des Autors dokumentiere.“²⁴

Bereits im März 1931 waren von der Justiz sechs Schallplatten des von der KPD gegründeten Versandhauses „Arbeiter-Kult“ beschlagnahmt worden, unter ihnen „Der rote Wedding“, „Der rote Feuerwehrmann“, „Der heimliche Aufmarsch“ und „Der neue Stern“. Das zuletzt genannte Rollengedicht brachte Weinert eine Anklage ein wegen „Gotteslästerung, Verächtlichmachung kirchlicher Einrichtungen und Aufreizung zum Klassenhaß.“²⁵ In dem „Schallplatten-Prozeß“ wurde Weinert im Oktober 1931 freigesprochen; man könnte also aufatmend „na also doch“ sagen und das Wort „Klas-

senjustiz“ naserümpfend zurückweisen, wenn das Urteil nicht aufgrund eines Formfehlers so hätte gefällt werden müssen: „Dies Urteil erging nicht etwa, weil das Gericht plötzlich von freiheitlichen Regungen ergriffen war, sondern aus dem formalen Grunde, daß auf Grund des Preßgesetzes für fünf von den sechs Platten, die der Staatsanwalt beanstandet hatte, bereits Verjährung eingetreten war“, so berichtete die „Welt am Abend“ vom 26. 10. 1931.²⁶

Im „Neuen Stern“ stellt Weinert der Selbstgefälligkeit des Biedermeier-Bürgers und der salbungsvollen Beweihräucherung des Pfarrers, die durch das Weihnachtslied „Stille Nacht“ parodiert werden, die elende Situation der armen und hungernden Masse gegenüber, der „nicht ein Erlöser“ erstanden ist, sondern „Millionen Erlöser in allen Landen“, die von dem roten Stern den Weg in eine menschenwürdige Zukunft gezeigt bekommt und das Lied „Brüder, zur Sonne, zur Freiheit“ anstimmt.

Beim „Gesang der Edellatscher“ kann Kittner alle Register seines Könnens ziehen und beweisen, daß er ein „Vollblutkabarettist“ ist: Mit Hilfe der Kostümierung, Mimik, Gestik und der stimmlichen Variationen beim Gesangsvortrag löst er beim Publikum Lachsalven und Beifallsstürme aus und erreicht damit sein (und Weinerts) Ziel: die Verspottung pseudoromantischer Weltabkehrversuche seitens der kleinbürgerlichen Intellektuellen, verbunden mit der Züchtung von „repressionsfreiem Gemüse“.

Der „Akademokrat“, der als Rebell nur am eigenen Herd agiert und ein „Antisemeeting“ werden glossiert, wobei beide Texte Weinerts Wortschöpfungskunst und seine beißende Ironie unter Beweis stellen. Die zunehmende Militarisierung der Gesellschaft, der Geist des „braunen Irrenhauses“ und die Profitsucht der Rüstungsindustrie werden in dem Lied „Die Kaserne winkt“ und in dem Gedicht „Die Abrüster“ atmosphärisch verdichtet. Auch hier verlängert Kittner die historischen Erscheinungen unter Verweis auf das Geschäft mit der Neutronenbombe bis in die moderne Zeit und kontrastiert sie mit der Forderung nach Abrüstung, die eine „alte Angelegenheit der Arbeiterklasse“ ist. „Molle geht Maifeiern“ trägt er in eigener Vertonung vor.

Die Zuschauer von Kittners Weinert-Revue haben bis zu diesem Zeitpunkt die Entwicklung registriert, die der vielseitige Dichter Erich Weinert vom scharfzüngigen Kabarettisten bis zum proletarischen Agitprop-Künstler durchgemacht hat und sie haben erkannt, daß er sich von der „Bühne des bürgerlichen Kabaretts (...) auf die politische Tribüne des proletarischen Klassenkampfes“ begeben hat.²⁷

Längst war der Dichtertribun den Herrschenden ein Dorn im Auge geworden, da er durch seine phänomenale Massenwirksamkeit viele Parteidünger gewann. Seit dem Herbst 1925 steigerte er seine Popularität noch durch Tourneen, die ihn kreuz und quer durch Mitteleuropa führten. Da sich Weinert gerade auf einer Vortragsreise in der Schweiz befand, als die Nazis in der Reichstagsbrandnacht mit einem Haftbefehl in der Hand in seine Berliner Wohnung einbrachen, entging er glücklicherweise dem Zugriff der braunen Hässcher, die dafür sein umfangreiches Werkarchiv mit sämtlichen Manuskripten vernichteten und damit einen irreparablen Schaden verursachten.²⁸

Für Weinert kam nun die Zeit des Exils, in der er den Kontakt mit seinem Arbeiterpublikum, der sein Werk stets befruchtet hat, schmerzlich vermißte. Als Kommunist und konsequenter Revolutionär ging er nach Spanien, wo er im Spanischen Bürgerkrieg als Mitglied der 11. Brigade gegen die Franco-Faschisten kämpfte. Als Dokument aus dieser Zeit trägt Kittner Weinerts „Lied der Interbrigadien“ vor, das zum „Symbol des internationalen Kampfes gegen die Faschisten“ geworden ist.

Nach dem Überfall auf die Sowjetunion versuchte Weinert von Moskau aus unermüdlich, die deutschen Soldaten über den Wahnsinn des Hitler-Krieges aufzuklären. Weinert wurde im Sommer 1943 zum Präsidenten des Nationalkommitees „Freies Deutschland“ gewählt.³⁰ Seine Gedichte, Aufrufe, Reden sendete der Moskauer Rundfunk; die Gedichte wurden in millionenfacher Auflage — „in den höchsten Auflagen, die Gedichte jemals gehabt hatten“³¹ — gedruckt und über den Schützengräben durch Flugzeuge abgeworfen. Weinert produzierte und verbreitete demnach — so Kittner — „Gebrauchslyrik im besten Sinne“, denn seine Flugblätter enthielten nicht nur Gedichte, sondern auch Coupons, die man abtrennen und als Passierschein in das sowjetische Lager verwenden konnte.³² Der gereimte Aufruf „An die Armeen Europas“, bereits 1929 geschrieben, gehörte zu den Liedern, die immer wieder den deutschen Truppen zugespielt worden sind.

Die Geschichten vom „wilden Nazi“ und vom „braunen Maikäfer“ zeigen, wie Weinert sich die von ihm propagierte „Vernichtung des Vernichtungswürdigen“³³ mit Hilfe des Wortes vorgestellt hat, ebenso wie sein Gedicht „Der Führer“. Dieses Gedicht, in dem Weinert versucht, Hitler als Person satirisch zu vernichten, erscheint allerdings in der Darstellung und politischen Aussagekraft doch sehr problematisch,³⁴ wie vor allem die dritte Strophe beweist:

Diesen Hindenburgumschwänzler,
Diesen tristen Hampelmann,
Diesen faden Temperenzler,
Der's nicht mal mit Weibern kann,
Diesen Selterwassergötzen,
Dies Friseurmodell auf schön,
Davon laßt ihr euch beschwätzen?
Und man fragt sich mit Entsetzen:
Aber ausgerechnet den?

Hier verifiziert sich die These H. M. Enzenbergers, daß das Gedicht sich gegen Herrscherlob und Herrscherschmähung gleichermaßen sträubt: An dem Versuch, Hitler im Gedicht zu schmähen, sei auch Bertolt Brecht gescheitert, der dies allerdings anscheinend selbst erkannt habe, denn er nennt ihn später in seiner Dichtung nur noch den „Anstreicher“.³⁵ Die Mahnung „Genauso hat es damals angefangen“, von Weinert im Jahre 1946 geschrieben, will Kittner als „Weinerts Vermächtnis für die nachmalige BRD“ verstanden wissen, denn sie hört sich wie eine heute geschriebene Be-

standsaunahme der gegenwärtigen bundesrepublikanischen Wirklichkeit an und frappiert ob ihrer brisanten Aktualität. Das Gedicht seziert die kursierenden verabscheungswürdigen Sprüche — etwa den, „daß viel zu wenig im KZ gesessen“ seien —, und prangert die Praktiken der Reinwaschung von Nazi-Greueln und die Restitution der altbekannten Ideologeme an.

Wieso hat Weinert bereits 1946 die Situation der BRD Ende der 70er Jahre beschreiben können? Kittner kann dieses Phänomen erklären: „Weinert war natürlich keineswegs ein Hellseher, sondern er hat sich bestimmter Denkkategorien bedient, die einem das Hellsehen manchmal ersetzen können, nämlich marxistischer. Da muß man gar nicht mehr groß darauf hinweisen, daß es sich beim Marxismus um den *wissenschaftlichen* Sozialismus handelt: Das merken die Leute dann oft von allein.“

Mit dem „Lied vom heimlichen Aufmarsch“, das Arbeiter und Bauern zum antiimperialistischen Kampf aufruft, beendet Kittner seine Weinert-Revue.³⁶ Aufgrund der „interessanten Erfahrung“, die er gemacht hat, stellt Kittner dieses Lied bewußt an den Schluß des Programms: „Wenn man so ohne jegliche Vorbereitung einem bürgerlichen Publikum dieses Lied vorsingt, geht bei den Leuten — sie sind ja in der Bundesrepublik entsprechend vorverbildet — häufig der Vorhang runter, d. h., sie schalten ab. Da setzt dann der Antisowjetismus in ihren Köpfen ein und die Leute werden sauer. Am Ende eines solchen Programms aber — des „Roten Feuerwehrmanns“ also — sind auch Bürger, auch Leute, die alles andere sind als welche, die sich für den Sozialismus einsetzen, sind solche Leute dann doch häufig beeindruckt vom „heimlichen Aufmarsch“ und erkennen die Wahrheit dieses Liedes, denn man hat ja zwei Stunden lang vorher die Möglichkeit gehabt, ihnen das aufzubauen, ihnen zu erklären, warum das Lied stimmt. Und dann habe ich oft erlebt, daß Bürger, die den „heimlichen Aufmarsch“ sonst nicht ohne weiteres aufnehmen würden, hinterher kommen und sagen: „Wissen Sie, das mit dem ‚heimlichen Aufmarsch‘, mir ist das ja zunächst schwergefallen, aber — es stimmt schon!“ Kittners Weinert-Revue ruft beim Zuschauer Gelächter und Betroffenheit hervor, vermittelt Denkanstöße und stellt eine gelungene Würdigung eines großen Arbeiterdichters dar. Die Textauswahl ist durchweg gelungen.³⁷

Die von dem Hannoveraner Kabarettisten konzipierten nahtlosen Übergänge und Zwischentexte sind ausnahmslos gelückt, die ins Programm eingebauten Hinweise und aktuellen Bezüge passend gewählt, so daß die durchaus beabsichtigte Agitation an keiner Stelle aufdringlich wirkt, wohl aber eine anhaltende Wirkung auf das Publikum ausübt.

„Die Atmosphäre der Weinert-Abende und -Veranstaltungen“, so Werner Preuß, „ist für uns nicht mehr rekonstruierbar. Aber etwas davon wird lebendig, wenn wir heute Gedichte oder Prosa von Erich Weinert in vorzüglicher Interpretation hören.“³⁸

Um die Aktualität von Weinerts Sätiren zu beweisen, hat Kittner schon öfters einen einfachen „Trick“ angewendet. Er hat beispielsweise den „Übereilten Schritt“ Weinerts, der die panische Angst der Sozialdemokraten vor einer Aktionseinheit mit Kommunisten glossiert, in sein eigenes Kabarettprogramm übernommen, ohne ihn als Weinert-Text anzukündigen, und „die Leute haben

dann gar nicht gemerkt, daß dieses Gedicht schon ein paar Jahrzehnte auf dem Buckel hat; sie haben es immer als eines aufgenommen, das erst vor kurzer Zeit entstanden sein muß.“

Kittner hat sich als würdiger Erbe seines großen Vorbildes ausgewiesen, denn auch für seine „Kabarettarbeit ist das Volk der oberste Richter, Volksverbundenheit ist sein künstlerisches Prinzip“.³⁸ Erich Weinert schrieb 1925 den „roten Feuerwehrmann“, Dietrich Kittner spielt gegenwärtig den „roten Feuerwehrmann“ nicht nur, sondern er verkörpert ihn: Kittner ist der „rote Feuerwehrmann“ unserer Zeit.

¹ Zeit-Gedichte 4/1977; Erich Weinert, München 1977.

² Kittner erzählte mir eine weitere amüsante und gleichwohl symptomatische Begebenheit: Als er bereits mit der Weinert-Revue auf Tournee war, kam eines Abends ein junger Mann auf ihn zu und fragte ihn, nachdem er das Ankündigungsplakat gelesen hatte, was denn „Erich Weinert“ für eine Gastspieldirektion sei.

³ Deutsche Volkszeitung (= DVZ) Nr. 5 v. 3. Febr. 1977, S. 6.

⁴ Gerhard Battmer: Öffentliche Lyrik. Dietrich Kittner singt und spricht Erich Weinert, in: DVZ Nr. 17 v. 28. April 1977, S. 14.

⁵ Erich Weinert: Zehn Jahre an der Rampe, in: Weinert. Ein Lesebuch für unsere Zeit, von Franz Leschnitzer unter Mitarbeit von Li Weinert, Berlin und Weimar 1974, S. 134—158, vgl. S. 142.

⁶ Hans Richter: Der Sprechdichter als Volksdichter. Erich Weinert und die Tradition, in: WB 21 (1975), Heft 3, S. 63—96, Zitat S. 63.

⁷ Vgl. E. Weinert: Zehn Jahre an der Rampe, in: Weinert-Lesebuch, S. 134.

⁸ D. Poszisch: Das lyrische Werk Erich Weinerts Zum Verhältnis von operativer Funktion und poetischer Gestalt in der politischen Lyrik, Berlin (DDR) 1973.

⁹ Gustav Leuteritz: Die Gedichte Erich Weinerts, in: Aufbau 4 (1948), S. 195 f., Zitat S. 195.

¹⁰ Erwin Reiche: Warum wir ihn lieben, in: NDL 18 (1970), Heft 8, S. 70—78, S. 77.

¹¹ Curt Treppe: Erich Weinert spricht, in: NDL 21 (1973), Heft 4, S. 113 f., Zitat S. 113.

¹² R. Weisbach: Ein tyrräischer Sänger, in: Sinn und Form 22 (1970), H. 3, S. 698—724, S. 705.

¹³ H. M. Enzensberger: Gemeinplätze, die Neueste Literatur betreffend, in: Kursbuch 15 (1968), S. 187 bis 197, vgl. S. 193 und 194 f.

¹⁴ Vgl. E. Weinert: Zehn Jahre an der Rampe, a.a.O., S. 150 ff.

¹⁵ Brockhaus Enzyklopädie in zwanzig Bd., 17., völlig neubearb. Aufl., 20. Bd., Wiesbaden 1974, S. 141.

¹⁶ DVZ Nr. 17 v. 28. April 1977, S. 14.

¹⁷ Frank Trommler: Sozialistische Literatur in Deutschland. Ein historischer Überblick, Stuttgart 1976, S. 467.

¹⁸ Walter Benjamin: Der Autor als Produzent, in: Marxismus und Literatur, Bd. II, S. 263—277, Zitat S. 269 f.

¹⁹ Zit. nach: Gerhard Zirke: Dichter im Freiheitskampf, in: NDL 13 (1965), Heft 8, S. 180—192, S. 192.

²⁰ Lutz Görner spricht Heinrich Heine, Eigenpressung im Selbstverlag; H. Heine: Deutschland. Ein Wintermärchen, gesprochen von Lutz Görner, pläne-Verlag; Heinrich Heine (1797—1856). Ein Lesebuch für Demokraten, und solche, die es werden wollen. Zusammengestellt von Lutz Görner, Eigendruck im Selbstverlag.

²¹ Weinert hat dieses Gedicht selbst auf eine Schallplatte gesprochen; neben ihm kann man noch den „Gesang der Latscher“, „Gustav Kukles seliges Ende“ und „Der heimliche Aufmarsch gegen die Sowjetunion“ im Vortrag durch Weinert miterleben auf der Langspielplatte: Vorwärts und nicht vergessen. Musik der Arbeiterbewegung in Dokumentaraufnahmen, Eterna 810052, VEB Deutsche Schallplatten Berlin DDR.

²² E. Weinert: Zehn Jahre an der Rampe, a.a.O., S. 140.

²³ Ebd., S. 136.

²⁴ Ebd., S. 155.

²⁵ Ebd., S. 149.

²⁶ Entnommen der Abb. 4 der Textbeilage zur Schallplatte „Vorwärts und nicht vergessen. Musik der Arbeiterbewegung in Dokumentaraufnahmen.“

²⁷ Mathilde Dau: Politisches Gedicht und sozialistisches Persönlichkeitsbild. Zu Problemen der Subjektgestaltung im lyrischen Werk Erich Weinerts, in: WB 17 (1971), Heft 1, S. 79—103, Zitat S. 88.

²⁸ E. Zenker: Wiederentdeckter unvergessener Erich Weinert, in: NDL 18 (1970), Heft 8, S. 42—50, S. 44.

²⁹ Vgl. Weinerts Rechenschaftsbericht: E. Weinert: Das Nationalkomitee „Freies Deutschland“ 1943—1945. Bericht über seine Tätigkeit und seine Auswirkung, mit einem Geleitwort von Hermann Matern, Berlin (DDR) 1957.

³⁰ G. Zirke: Dichter im Freiheitskampf, in: NDL 13 (1965), Heft 8, S. 180—192, S. 183.

³¹ Vgl. die Abbildung mit dem Gedicht „Der Führer“ im Bildanhang von Weinerts Bericht über das Nationalkomitee „Freies Deutschland“.

³² Erich Weinert: Ein Dichter unserer Zeit, Berlin (DDR) 1958, S. 19.

³³ Darauf hat bereits Gerhard Battmer in seiner Besprechung von Kittners Weinert-Revue hingewiesen; vgl. DVZ Nr. 17 v. 28. April 1977, S. 14.

³⁴ H. M. Enzensberger: Poesie und Politik, in: H. M. E.: Einzelheiten II, Frankfurt a. M., 4. Aufl. 1976, S. 113—137; vgl. S. 125 f.

³⁵ Im Anschluß an die Weinert-Revue führt Kittner dann in der Regel noch einen Spielfilm der Defa von Vera und Klaus Küchenmeister über Erich Weinert mit dem Titel „Dazu hätte er nicht geschwiegen“ vor. In diesem Film sind neben Erich Weinert noch seine Frau Li, Ernst Busch u. a. zu sehen.

³⁶ Sicherlich könnten Weinert-Kenner noch einige Lieder nennen, die gut in das Programm passen würden; zu wünschen wäre etwa die Aufnahme des Liedes „von der roten Fahne“, des Liedes „Pflastersteine“ und des Liedes „vom roten Pfeffer“, vor allem aber der Vortrag eines Gedichtes aus der Nachkriegszeit, in dem Weinert die Aufbauleistungen und das Alltagsleben in der DDR beschreibt. Zweifellos würden aber noch mehr Programmstücke die Revue zu lang geraten lassen, so daß die von Kittner getroffene Auswahl auch unter diesem Aspekt als gerechtfertigt erscheint.

³⁷ Erich Weinert. Bildbiografie von Werner Preuß, a.a.O., S. 61.

³⁸ Peter Schütz, Artikel auf der Plattenhülle der LP „Dein Staat, das bekannte Unwesen“, Dietrich Kittner live, pläne-Verlag (S 33302).

Da Kittner die Weinert-Revue nicht nur in seinem „Theater an der Bult“ aufführt, sondern damit auch auf Tournee geht (wobei er sich nicht scheut, selbst kleinste Ortschaften — auch in Bayern! — aufzusuchen), ist es m. E. durchaus angebracht, an dieser Stelle auch die Adresse anzugeben, über die potentielle Veranstalter Gastspieltermine mit Kittner vereinbaren können: Dietrich Kittner, Theater an der Bult, Bischofsholer Damm 88, 3000 Hannover 1.

Friedhelm Kröll

Profil der Gruppe 47: Ideologie der Ideologielosen

Nichts lag den zur Gruppe 47 verbundenen und zwischen 1947 und 1967 periodisch sich versammelnden Literaten ferner als der Gedanke, daß ein inneres ideologisches Band sie eine. Umgekehrt, konstitutiv für das Selbstverständnis der Gruppe 47 war die Vorstellung, einem unaufhaltsamen Verfallsprozeß des „ideologischen Zeitalters“ beizuhören. An diesem Prozeß aktiv mitzuwirken mit einer Literatur, die dem „totalen Ideologieverdacht“ verschrieben war, bestimmte das in der Gruppe 47 heimische gesellschaftliche Bewußtsein. Ein „totaler Ideologie- und Organisationsverdacht“, Resultat der bitteren Erfahrungen während des deutschen Faschismus, wurde im Namen einer Renaissance des Individuums vertreten. Und unter dem Einfluß existenzialistischer Kritik des „Stalinismus“ erhielt das historische Bewußtsein der Gruppe 47 von Anfang an totalitarismus „theoretische“ Akzente. Vor diesem Hintergrund (exemplarisch etwa Siegfried Lenz' früher Roman, *Es waren Habichte in der Luft*, 1951) kann es nicht wundern, daß manchem Mitglied die innere Auflösung der Gruppe Mitte der sechziger Jahre im wesentlichen als Folge einer von außen aufgezwungenen und von innen partiell aufgegriffenen (z. B. von Enzensberger, Lettau, Walser) Re-Ideologisierung erschien. Der Gruppenmehrheit wollte es scheinen, daß ihr Hort der Ideologieferne im Zuge der Studentenbewegung gleichsam durch eine ideologische Invasion besetzt worden sei.

Davon kann allerdings nicht die Rede sein. In Wirklichkeit handelt es sich um ein Wiedererstarken konkret-historisch verfahrender Ideologiekritik im Zuge der bundesrepublikanischen Umbruchsphase, die mit der Krise von 1966/67 eingeleitet wurde. Die Gruppe 47 war davon mitbetroffen; sie geriet unter gruppeninternen wie -externen Explikationsdruck ihrer eigenen ideologischen Implikate.

Außerdem zerfiel der wohlgefällige Schein der Ideologielosigkeit, weil domi-

nannte Gruppenmitglieder wie Hans Werner Richter und Günter Grass gerade im Wahljahr 1965 deutlich ihre ideologischen Präferenzen, die sich mit denen der Gruppe weitgehend deckten, in ihren Aktivitäten für die SPD offenlegten. So stellte sich in der Schlussphase ihrer Existenz heraus, daß die Gruppe 47 durchaus von ideologischen Verstrebungen zusammengehalten war, die nur bis dahin ins Dunkel des Vorproblematischen getaucht waren.

Meine These mag vorweg schon zwei Dementis auslösen, die seit je zum festen Selbstkommentierungsbestand der Gruppe 47 gehörten und heute noch zu hören sind: erstens sei die Gruppe 47 keine Gruppe gewesen – so noch jüngst Rudolf Walter Leonhardt in der *ZEIT* –, und zweitens habe sie schon gar kein „ideologisches Profil“ ausgeprägt. Ich habe keinen Anlaß, an dieser Gruppenlegende weiterzuspinnen. Ich setze hier voraus, was ich an anderer Stelle sozialtheoretisch begründet und empirisch – u. a. durch Interviews mit früheren Gruppenmitgliedern – erhärtet habe: die Gruppe 47 war im strikten soziologischen Sinn eine Gruppe, wenngleich informaler Natur; sie besaß ein gruppensignifikantes ideologisches Profil, wenngleich es nicht in Programm- oder gar Manifestform gefaßt war (KRÖLL 1977). Daß die Gruppe 47 keine formale Organisationsstruktur und kein explizites Programm entwickelte, charakterisiert ihre Konstitutionsform als literarisch-intellektuelle Vereinigung, worin ein Stück der in den fünfziger Jahren einflußreich werdenden Ideologie des „postideologischen Zeitalters“ zum Ausdruck kam (vgl. BELL 1960, SCHULZE 1975) und wodurch ihre sozial-kulturelle Integration in die bundesdeutsche Gesellschaft erheblich erleichtert wurde.

I.

Die ideologischen Schienen der Gruppe 47 sind bereits im *Ruf – Unabhängige Blätter der Jungen Generation* – der Jahre 1946/47 verlegt worden (vgl. hierzu VAILLANT 1973, MARTELL 1975). Mit der Herausbildung der Gruppe 47 vollzog der *Ruf*-Kreis um Richter, Andersch, Kolbenhoff u. a. gleichsam eine literarische Kehre, nachdem das *Ruf*-eigene Konzept eines ethisch fundierten demokratischen Sozialismus für den Wiederaufbau Deutschlands, der nicht Resultat fremdinduzierter Re-education, sondern Eigenleistung des deutschen Volkes sein sollte, von der wirklichen Entwicklung überholt worden war. Die Hoffnungen zerschellten an der harten Realität der Wiedererrichtung kapitalistischer Verhältnisse („Währungsreform“) und der politischen Restauration („Adenauer-Ära“); das *Ruf*-Konzept scheiterte unter anderem auch daran, daß die Bedeutung sozialer und politischer Organisationen in den Kämpfen um eine demokratisch-antifaschistische Neugestaltung Deutschlands nicht begriffen wurde.

Über die schon literarisierte Zwischenstufe des *Skorpion*, ein Zeitschriftenprojekt, für das Richter keine Lizenz von den amerikanischen Besatzungsbehörden bekam, vollzog sich die spontan-naturwüchsige Genese der Gruppe 47: Gesellschaftskritik und politische Option übersiedelten in die schmalere Ebene der Sprach- und Literaturkritik (ANDERSCH 1947, FRIEDRICH 1964). Auch nach der literarischen Kehre wirkte eine verborgene positivistische Einstellung aus dem *Ruf*-Kreis fort: die Vorstellung einer geschichtsentlasteten Nullpunktsituation. Sie brachte auf der literarischen Ebene die Meinung her-

vor, als *Junge literarische Generation* sei man Nachlaßverwalter ohne wirklich verwertbares deutschsprachiges Erbe.

Die positivistische Skepsis gegenüber der Geschichte blockierte nicht zuletzt auch die Verarbeitung der deutschen Exilliteratur im Rahmen der Gruppe 47. Daran ändert auch gelegentliche Einladungen an Exilschriftsteller – wie z. B. an Walter Mehring – nichts, ebensowenig die individuellen Bemühungen, Exilliteratur zu rezipieren. Für die „literarische Welt“ der sich konstituierenden und sich stabilisierenden Gruppe 47 ging erheblich mehr Faszination von Camus oder Hemingway aus als von Anna Seghers oder Heinrich Mann.

Das ideologische Profil der Gruppe 47 wurde vorgebildet durch den positivistisch inspirierten „totalen Ideologieverdacht“ und ein existentialistisch eingefärbtes prinzipialisiertes Organisationsverdikt. Günter Eich bekam nicht nur den ersten Preis der Gruppe 47 im Jahre 1950, sondern beendete 1967 auch, gleichsam leitmotivisch, die Geschichte der Gruppe mit einer Lesung aus dem Sammelband *Maulwürfe*, der gegen die „windigen Ideologien“ und die „kompakten Institutionen“ gemünzt war (EICH 1972).

II.

„Alles Gerede von der Dialektik“, so Andersch in seinem Essay „Deutsche Literatur in der Entscheidung“, vorgetragen im Zusammenhang der 47er-Tagung in Herrlingen 1947, „durf nicht vergessen lassen, daß die dialektische Dynamik im Menschen, in seiner persönlichen Freiheit begründet liegt, und nicht in soziologischen Gesetzen“ (ANDERSCH 1948). Hier zeichnet sich ein ideologisches Grundmuster der Gruppe 47 ab: die *Anthropologisierung* der Geschichte bzw. die Bestimmung der Dialektik von Gesellschaft und Individuum als ein im wesentlichen innerindividuelles Verhältnis. Damit war ein folgenreicher, verwickelter Weg eröffnet, der mit Konsequenz in ungeschichtliche Abstraktionen einbog. Als Schlüsselabstraktion stellt sich die Grundkategorie „der Mensch“ dar, bzw. die Idee der individuellen Existenz als prägesellschaftlicher Gegebenheit. Der Grundstein für einen eigenartigen Widerspruch war gelegt: Einerseits herrschte in der Gruppe eine Tendenz zur *Anthropologisierung* von Geschichte und *Psychologisierung* gesellschaftlicher Verhältnisse; andererseits aber bildete sich in den einzelnen, zumal literarischen Arbeiten, die aus ihrer kritischen Zeitbezogenheit kein Hehl machten, die Gegentendenz historischer Konkretion heraus. Daß gerade in den realistisch verfahrenden literarischen Arbeiten die historische Konkretion, künstlerisch sublim gebrochen, gegen die blassen anthropologisch-formalistischen Abstraktionen sich durchsetzte (ein wohl gelungenes Beispiel ist Anderschs Roman *Sansibar oder der letzte Grund*), verweist auf die Eigenqualität und -gesetzlichkeit literarisch-künstlerischer Produktion, worin der beschreibende und analytische Ernst sich nicht von schiefen ideologisch-erkenntnismodalen Präformationen gängeln läßt. Obwohl die gnoseologisch-ideologischen Vorstrukturierungen in literarischen Arbeiten tendenziell aufgehoben wurden, hatten sie doch reale Wirkung; sie drückten vor allem dem Bewußtsein der Gruppenmitglieder ihren Stempel auf. So publizierte Heinrich Böll 1952 keineswegs zufällig sein „Bekenntnis zur Trümmerliteratur“ – mithin zur realistischen Literatur – in scharfer, ja fast

programmatischer Gegenwendung zum „Blindekuh-Schriftsteller“, der einzig nach innen sieht und von daher eine Welt sich zurechtbaut (BÖLL 1952). Das Bekenntnis erschien, als im Umkreis der sich festigenden Gruppe 47 die Anthropologisierung von Gesellschaft und Individuum überging in die „Wiederentdeckung des metaphysischen Eulenspiegels“ (EICHHOLZ 1954), als die Mystifizierung eines abstrakten Wesens „hinter der Welt der Erscheinungen“ zu „magischen Realismus“), während man im gleichen Atemzug „das soziale Biedermeier von Heinrich Böll“ herablassend anmerkte (Ebd.).

Der weichenstellende emphatische Rekurs auf „den Menschen schlechthin“ in den Jahren 1946/47 – den ich als eine existentialistische Restitution des tradierten idealistischen Subjektivitätsbegriffs sehe – kehrt leitmotivisch in den Arbeiten des Mentors der Gruppe, Hans Werner Richter, wieder: So in dem Roman *Die Geschlagenen* (1949), wo die Schlüsselfigur Gühler das weltanschaulich bestimmende Fazit zieht, „der Mensch“ in seiner voraussetzungslosen individuellen Existenz sei die einzige wirklich bedeutsame Hinterlassenschaft im Angesicht einer materiellen und ideellen Trümmerlandschaft. In diesem Befund war das „Fiasko der Ideologien und Organisationen“ mitgedacht, so daß als Zukunftsaufgabe stand, das Individuum und seine persönliche Freiheit gegen erneut sich anmeldende Imperative sozialer, politischer und ideologischer Systeme zu schützen. In einem „Programm der Programmlosigkeit“ glaubte die Gruppe die Ausdrucksform gefunden zu haben, die der Idee der anti-ideologischen und anti-organisatorischen Subjektivität einzig noch gemäß sei. Den Kern der subjektivistischen Anthropologisierung von Geschichte bildete eine idealistische Verkehrung der Dialektik von Individuum und Gesellschaft. Im gruppentypischen Denken galt als ausgemacht, daß Individualität gleichsam nur quer zur Gesellschaft durchgesetzt werden könne; deshalb der unablässige Verweis auf den nur lockeren, informellen Charakter der Gruppe 47, die weder Statut noch Mitglieder kenne, da soziale Organisiertheit an sich schon das Ende des freien Geistes und der Individualität heraufbeschwöre. Mit der Absolutsetzung des Subjekts erschien die Gesellschaft als ein „kompaktes Gegenüber“, das der Individualität letzten Endes nur äußerlich, jedenfalls sekundär sei. Diese Mißdeutung, tief verwurzelt in der Tradition zumal der deutschen literarisch-politischen Intelligenz (Figur des „Fremden“), führte folgerichtig zu einer Optik, in der Gesellschaft primär unter einem pejorativen Blickwinkel gesehen wurde, als Einflußfaktor, der deformierend auf die individuelle Konstitution wirkt. Hier findet sich im übrigen eine aufschlußreiche Parallele zum herrschenden Denken der bundesdeutschen Sozialwissenschaften, deren idealistischer Ansatz ebenfalls „die Gesellschaft“ nur als „ärgerliche Tatsache“ kennt, unabhängig von ihrer geschichtlich-konkreten Formation, die erst Aufschluß über die Individualitätsfreundlichkeit oder -feindlichkeit gibt (DAHRENDORF 1959).

Unbegriffen blieb im Bewußtsein der Gruppe 47, „daß der Mensch ... nicht nur ein geselliges Tier (ist), sondern ein Tier, das nur (!) in der Gesellschaft sich vereinzeln kann“ (MARX o. J.), daß „der wirkliche geistige Reichtum ganz vom Reichtum seiner wirklichen (!) Beziehungen abhängt“ (MARX 1844).

Das fundamentale anthropologische Mißverständnis, wonach die Gesellschaft schlechthin eine deformierende Gewalt auf die Individualität ausübe, zeigte auf der politisch-intellektuellen Ebene bedeutsame Folgen.

So bezogen sich in den Auseinandersetzungen um den 13. August 1961 gerade die Schriftsteller aus dem Umkreis der Gruppe 47 auf eine literarisch-intellektuelle Subjektivität, die gleichsam von ober- oder außerhalb des gesellschaftlichen Schwerefeldes, unter Abstraktion von den Klassen- und Machtstrukturen, in „die Gesellschaft“ hinein ihre Stimme zu erheben habe. Des Weiteren zeigt die Einladungspraxis der Gruppe 47, daß aus der DDR solche Schriftsteller gerade gern gesehen waren, die sich, wie der 1965 eingeladene Wolf Biermann, auf einen organisationsphobischen, idealistischen Subjektivitätsbegriff kaprizierten.

Von jener subjektivierten Anthropologie aus mußte letztlich der grundlegende Unterschied zwischen den konkreten Gesellschaftsformationen Kapitalismus und Sozialismus bis zur Unkenntlichkeit schwinden.

Unter der quasi-ontologischen Last einer der Individualität nicht wohl gesonnenen „verwalteten Welt“ konnte es scheinen, als sei einzig noch die literarisch-künstlerische Subjektivität ein Hort, wo „die Freiheit“ überwintere (BÖLL 1958, LENZ 1961).

Hier machen sich Einflüsse geltend, die aus dem Denken der Frankfurter Schule kommen. Deren Exponenten, Horkheimer und Adorno, haben die geschichtspessimistische Kategorie der „verwalteten Welt“ in ihrer Arbeit *Dialektik der Aufklärung* (1947) systematisch entwickelt, in der die bis heute nachwirkende Technokratie-Diskussion bereits angelegt ist. Deutlich spürbar wird dieser Einfluß beispielsweise in dem Essay von Alfred Andersch *Die Blindheit des Kunstwerks* (1956), der Theodor W. Adorno gewidmet ist.

Die Vorstellung von einer selbstmächtigen Individualität knüpft allerdings auch an Ideen aus der Aufstiegsperiode des Bürgertums an. Es blieb den Autoren der Gruppe 47 nicht ganz verborgen, daß diese Vorstellung unter den gegenwärtigen Umständen nicht mehr ungebrochen durchzuhalten war. Um sie zu retten, wurde Individualität in eigentümliche Gestalten gekleidet – ironisch-traurige oder schelmenhaft-trotzige –, die auf ihre Weise „deformiert“ erscheinen, vor allem vorgeblich naive Clowns und Infantile. Nur noch aus der Perspektive reflektierter und kalkulierter Deformation (Tendenz zur literarischen Groteske) schien die Subjektivität ihre kritische Identität verbürgen zu können. Um „ausharren und widerstehen“ zu können, wie Rühmkorf treffend die Grundgestimmtheit mit Blick auf die Lyrik der fünfziger Jahre charakterisierte (RÜHMKORF 1972), schien ein revidierter „Sisyphos“ als der geeignete literarische und lebenspraktische Bezugspunkt; ein Sisyphos-Bild, das durch das Pathos positivistischer Nüchternheit geläutert war, das manchmal eine selbstbewußt-ironische Tönung (bei Enzensberger), manchmal eine melancholische Färbung (bei Ingeborg Bachmann) annahm.

Vom erkenntnis- und sozialtheoretischen Standpunkt her saßen die literarischen Verfremdungsverfahren, wie sie im Unkreis der Gruppe 47 bis in die sechziger Jahre hinein angewendet wurden, einem anthropologisch-ahistorisch instrumentierten Entfremdungsbegriff auf – darin durch eine Kluft von Brecht geschie-

den, auf den man gerne sich bezog. Ein Roman wie Walsers *Ehen in Philippsburg* fiel aus der dominanten Tendenz heraus, weil das Entfremdungsthema nicht enthistorisiert und gegen die Klassenkategorien neutralisiert wurde. Mit der ansonsten inflationären Berufung auf den Entfremdungs-Begriff eines mythisierten „frühen Marx“ wurde die Entwicklungsgeschichte dieses Begriffs barsch abgeschnitten und ins Ontologische verfälscht: inner- wie außerliterarisch geriet die „Entfremdung von der Gesellschaft schlechthin“ zum feuilletonistischen Schlager.

Entlang dieses erkenntnistheoretischen Mißverständnisses vollzog sich unversehens ein eigenümlicher Prozeß der Entkräftigung des Subjekts bis hin zu seiner Entmündigung gegenüber den gleichsam sachlichen Mächten der Gesellschaft – im krassen Gegensatz zum emphatischen Rekurs auf die Subjektivität. Das endete, worauf Plavius zurecht verwies, in der meist scheinexperimentellen Zerbröselung des Individuums, so daß es durchaus von einer inneren Kontinuität der Gruppe 47 spricht, wenn Peter Bichsel 1965 und Jürgen Becker 1967 den Preis der Gruppe 47 zugesprochen bekamen (vgl. PLAVIUS 1970). Der abschüssige Weg einer sukzessiven Selbstauflösung der Erzählerposition, wie er an literarischen Textproben, die vor der Gruppe 47 reüssierten, studiert werden kann, und endlich die relativistische Zurücknahme des Wahrheitsbegriffs, ablesbar an Arbeiten von Uwe Johnson, Reinhard Lettau, Alexander Kluge und anderen, führten schließlich zur phänomenologischen Verdunstung des Begriffs der Wirklichkeit selbst: sie wurde zur unübersehbaren „Weltkomplexität“ stilisiert, angesichts derer systematische Analyse und Begreifen zum Scheitern verurteilt sei.

Diese Tendenzen setzten sich freilich weder gradlinig noch konfliktfrei durch; alles in allem war die Gruppe 47 auch in erkenntnistheoretischer Hinsicht ein Schmelziegel, in dem aber das materialistische Widerspiegelungstheorem nur in Spuren nachweisbar ist.

Die als absolut vorausgesetzte Individualität brachte die Bevorzugung einer spontan-empiristischen Erkenntnisweise mit sich. Daran war die Erwartung geknüpft, daß diese Art von Erkenntnis nicht nur fundamentale Ideologiekritik leiste, sondern sich zur Destruktion von Ideologie schlechthin eigne. In den „puristischen und sondierenden Bestandsaufnahmen“ (VORMWEG 1973), in den vom Gestus der Vorurteilslosigkeit getragenen „Sammlungen“ von Beobachtungsdaten nahm diese Erwartung literarische Form an. Der Bogen spannte sich von jenem berühmt gewordenen Gedicht Günter Eichs *Inventur* (1948), dessen Titel fast programmatisch die anti-ideologische und anti-theoretische Erkenntnishaltung andeutete, bis hin zu Enzensbergers Anweisung, „Lies keine Oden, mein Sohn, lies die Fahrpläne: sie sind genauer“ (ENZENS-BERGER 1975). Die „anti-kalligraphische“ Intention, unter dem allzu vereinfachenden Sammelbegriff „Kahlschlag“ oft subsumiert, suchte sich ihre Basis in der unverfälschten Wiedergabe von Erlebnisunmittelbarkeit, von spontanen Eindrücken und Wahrnehmungen; einzig diese noch schienen eine solide, verlässliche Grundlage für Wahrheitstreue zu sein. In den ersten Jahren der Gruppe 47 erwies sich diese Orientierung als historisch produktiv, indem sie dazu diente, Sprachmuster und -duktus von faschistischen Veranstaltungen zu

befreien – wie erfolgreich im Einzelfall man immer auch diese Bemühungen bewerten mag (WIDMER 1965). Und unter diesem Aspekt hatte die fast beschwörende Rehabilitierung des Schreib-Handwerks ihren funktionalen Sinn. Die Vorliebe für Wiedergabe von Erlebnisunmittelbarkeit, die die Arbeiten vor allem der Gründungsmitglieder der Gruppe 47 bestimmte, barg jedoch eine Gefahr. Die „Pointierung der Erkenntnisfunktion von Literatur“ (VORMWEG 1973) leistete nicht nur Neu- und Rekonstruktion einer durch den Faschismus erniedrigten Sprache, sondern begünstigte zugleich die fundamentale Theorie-skepsis. So sehr auch „jähes Begreifen“, „eruptives Bewußtwerden“ – die Lieblingsmetaphern jener Jahre – der Literatur antikalligraphische Impulse verliehen, so wohnte dem spontaneistischen Konzept doch früh schon die Neigung zur idealistisch-positivistischen Auflösung der gesellschaftlichen Wirklichkeit in Einzelheiten inne. Traumatische Furcht vor dem System-Denken, welches dem faschistischen ideologischen Gebräu fälschlicherweise attestiert wurde, verstärkte die Hinwendung zur kleinen literarischen Form, die dem „Neubeginn“, dem Tasten und Suchen angemessen schien. Einem konzeptiven Entwurf näher als dieses literarische Vorgehen – bei dem die glimpse-Technik aus der existenzialistischen Tradition häufig Verwendung fand – stand der Essay. Fortschreitend verschwand aber auch er aus dem literarkritischen Räsonnement der Gruppe 47, vielleicht hafteten ihm allzu starke gesellschaftspolitische Züge an. Mit der nahezu völligen Auflösung eines konzisen Gesellschafts- und Entwicklungsbegriffs, ein Vorgang, der in den bundesdeutschen bürgerlichen Sozialwissenschaften und im Weg der SPD nach Godesberg seine Parallelen hatte, formierte sich die gängige literarische Attitüde „sokratischer Selbstverkleinerung“.

Mit der Dogmatisierung der empiristischen Erkenntnispraxis über die ersten Nachkriegsjahre hinaus und mit ihrer Überführung in subtile phänomenologische Methodik setzte ein naturwüchsiger Prozeß eigenartiger Ideologiebildung ein. Daß etwa dem *Textbuch* Heissenbüttels ein Zitat des Erzphänomenologen Husserl vorangestellt wurde, darf getrost als Symptom für Realismus-Verlust, sowohl literarisch als auch erkenntnistheoretisch, gewertet werden. Überhaupt begann die Literatur mit den diversen spätbürgerlichen philosophischen Strömungen bewußt zu kokettieren; wer las, bzw. nannte nicht Wittgenstein. Resultat war, daß positivistisch-nominalistische und phänomenologische Strömungen und Ausfällbestände eines anthropologisch verborgenen Marxschen Entfremdungs-Begriffs zusammenflossen zu einer eklektizistischen Gestimmttheit innerhalb der Gruppe 47, die Reimar Lenz (1966) zutreffend als „ideologiekritischen Agnostizismus“ bezeichnete. Die sogenannten „konventionellen“, will sagen, an der Tradition des literarischen Realismus orientierten Schriftsteller kamen, sofern sie noch an Tagungen teilnahmen, zunehmend in eine schwächere Position.

Der „ideologiekritische Agnostizismus“, das skeptizistische Prinzip war kontradicitorisch gesetzt gegen Ideologie, Utopie und letztlich auch gegen Ansprüche kohärenter Theoriebildung. Ideologie hatte scheinbar abgewirtschaftet, Utopie galt seit jeher als falsches Versprechen, und Theorie zog Argwohn auf sich, sofern sie nicht haltmachte bei der Konstatierung von Einzelementen. Der Verdacht auf die Kategorie gesellschaftlicher Totalität mündete, literarisch folgen-

reich, in die scheinexakte Beschreibung der Schwierigkeiten, die Dinge beim richtigen Namen zu nennen. Die Literatur der „Mutmaßungen“ fand den Beifall. Grundsätzlich und immer wieder wurde bezweifelt, daß Wirklichkeitszusammenhänge darstellbar seien. „Wer weiß“, so endet Uwe Johnsons Geschichte *Jonas zum Beispiel* (1962) – es war Brecht, der auf den „unermeßlichen Beifall“ verwies, den die Herrschenden gespendet haben für den Satz des Sokrates, „er wisse, daß er nichts wisse“.

Dennoch wurde der ideologiekritische Agnostizismus nie radikal befolgt, sonst hätte sich die amtierende Literaturkritik innerhalb der Gruppe 47 Verstummen auferlegen müssen. Das aber erschien den unentwegt Meinenden nicht opportun; so fand man im pluralistisch pulverisierten Wahrheitsbegriff, welcher schon „Dritten Weg“ zwischen materialistischer Auffassung von Wahrheit als Wider-spiegelungsprozeß der Wirklichkeit und einem konsequenten Agnostizismus. Die Literaturkritik legitimierte ihre Urteile durch einen „wahrheitstheoretischen Mittelwert“, hergestellt durch das Mit- und Gegeneinander der in der Gruppe 47 etablierten Großkritiker.

Die antidogmatische Attitüde ließ allerdings nichts als den Wahrheitspluralismus gelten. Ansätzen, die dem nicht frönen mochten, wurde dogmatische Verhärtung und Verfallenheit an Sozialreligion attestiert. Man mag an der Borrigertheit und Gleichgültigkeit der Gruppe 47 den Anstrengungen der Gruppe 61 gegenüber ableSEN, wo die Grenzen dieser pluralismusfrohen Erkenntnis- und Literaturauffassung lagen (vgl. KÜHNE 1972). Man verdächtigte die 61er eines abgestandenen Ideologie- und Literaturproduktionshorizontes, sah sich selbst allerdings in einem fiktiven Vakuum der Ideologiefreiheit. Die Restitution eines an der Marxschen Tradition geschärften Ideologiebegriffs mußte dann als unstatthaft Re-Ideologisierung der „Literaturwelt“ empfunden werden.

III.

Der skeptizistischen Distanz gegenüber Inanspruchnahme des individuellen Geistes durch „Ideologie“ entsprach die radikale Absage an Verfügungsansprüche von „Organisationen“, zumal „Massenorganisationen“. Unter dem Eindruck des Faschismus, als dessen prototypische soziale Inkarnation die Massenorganisationen galten, hatte für den frühen 47-Kreis jeglicher „Organisations- und Parteikram“ endgültig abgewirtschaftet. Den Wirkungen des tiefstzündenden, individualbiographisch folgenreichen Organisations-Traumas ist zu verdanken, daß die innerhalb der Gruppe 47 verankerte antifaschistische Mentalität immer aufs engste verknüpft war mit einem anti-organisatorischen Affekt. Literarisch trat das im „Desertions-Motiv“ zutage, das für viele der produktivsten Arbeiten aus dem 47-Kreis nachgerade leit- und lebensmotivischen Charakter besaß. Das Desertions-Thema war zunächst historisch konkretisiert als Selbstbefreiung aus der Zwangsformation der deutschen Wehrmacht (exemplarisch Anderschs *Kirschen der Freiheit*); diese Tradition lebte bis in Bölls *Ende einer Dienstfahrt* (1966) fort. Sukzessive aber wurde das Desertions-Motiv im gruppenspezifischen Denken enthistorisiert. Es verwandelte sich nicht nur bei Ingeborg Bachmann zu einer Chiffre für individuelle Verweigerung gegen die realen und

suggestiven Ansprüche einer immer mehr sich durchorganisierenden, mithin „verwalteten Welt“.

Vor diesem Hintergrund erklärt sich auch die Tendenz in der Gruppe 47, den deutschen Faschismus primär in individual- oder sozialpsychologischer Perspektive aufzuarbeiten. Auf diesem Gebiet entwickelte die Gruppe ihre wirkliche politisch-intellektuelle und literarisch-moralische Stärke: sensitive Abdichtung ihrer eigenen Sozialsphäre und militantes Auftreten gegen politische und intellektuelle Tendenzen, die den Faschismus zu verharmlosen oder gar partiell zu rehabilitieren suchten. Diese antifaschistische Eindeutigkeit kristallisierte sich zu einer rigorosen, „unversuchbaren“ Position, die von allen literarischen Generationen in der Gruppe geteilt wurde. An diesem einen Punkt wurde der Zusammenhang zwischen Literatur und Politik hergestellt, der ansonsten innerhalb der Gruppe 47 dezidiert zerschnitten war. Wer mit dem Faschismus sich eingelassen hatte oder durch Nachklänge, wie demokratisch eingestimmt auch immer, sich versuchen ließ, hatte sein „Anrecht auf Literatur“ – für die die Gruppe stand – trotz aller pluralistischen Elastizität verwirkt. In dieser Einstellung entstand eine lange Reihe antifaschistischer Literatur, die sich durch sozialcharakterologische Sehschärfe auszeichnete. Gerade deshalb traf die Gruppe 47 der konservativ-reaktionäre Bannstrahl des „Sieburg-Zeitalters“, der im infamen Angriff des früheren CDU-Generalsekretärs Duhues gipfelte (1963), die Gruppe 47 sei eine „geheime Reichsschriftumskammer“.

So empfindlich und kritisch die Gruppe sich gegen den Faschismus und seine deutlichen Nachklänge wandte, so zäh sie sich gegen die staatlich verordnete „Unfähigkeit zu trauern“, die systematisch betriebene Verdrängung der faschistischen Vergangenheit stimmte, ihre antifaschistische *Mentalität* erzeugte aus sich heraus keinen fundierten Faschismusbegriff; die historische und theoretische Aufarbeitung des Faschismus lief im wesentlichen an der Gruppe vorbei. So konnte in ihr ein breites Spektrum von Faschismus-Deutungen nebeneinander existieren, unterstützt durch das Verbot, politische wie theoretische (auch literatur-theoretische) Debatten im offiziösen Rahmen der Tagungen zu führen. Das wirkte konfliktlindernd, denn die Explikation der verschiedenen Faschismus-Deutungen hätte zu erheblichen Kontroversen führen müssen.

Was in der Verwandlung des historisch-spezifischen Desertions-Motivs zum Motiv prinzipsieller Verweigerung sich andeutete, ergriß das ideologische Bewußtsein der Gruppe insgesamt: in die antifaschistische Mentalität mischten sich totalitarismus-„theoretische“ Komponenten. Es bildete sich eine fein strukturierte Bewußtseinsskala heraus. Den einen Endpunkt bildeten jene, die die wirklichkeitsverfälschende Vereinfachung „rot gleich braun“ schon im Ansatz zurückwiesen; den anderen diejenigen, die unter Abstrahierung von den materialen gesellschaftlichen Inhalten faschistische wie sozialistische Staatsformen als „Diktaturen“ gleichsetzten.

Je historisch-konkreter, empirisch-gehaltvoller die antifaschistische Grundhaltung und die intellektuelle Oppositionshaltung gegen die westdeutsche politische Restauration sich artikulierte – die ökonomische Rekonstruktion blieb weithin unbegriffen –, desto schwächer traten die totalitarismus-„theoretischen“ Akzente hervor (vgl. den Essayband von Paul Schallück *Zum Beispiel*, 1962).

Umgekehrt, je formalisierter der antifaschistische Impuls sich äußerte, desto empfänglicher wurde die Gruppe für die historischen Trübungen des Totalitarismus-Ideogems (siehe Horst Mönnichs *Das Land ohne Träume*, 1957). Hier sei nochmals auf den von Richter edierten Band *Die Mauer oder der 13. August* (1961) hingewiesen, der Stellungnahmen von DDR-Schriftstellern enthält, die sensibel auch die latenten Totalitarismus-Vorstellungen der 47. Schriftsteller freilegen. (Vgl. die Erwiderung von Hermann Kant und Stephan Hermlin an Wolfdietrich Schnurre, der zusammen mit Günter Grass einen „Offenen Brief an die Mitglieder des Deutschen Schriftstellerverbandes in Ost-Berlin“ verfaßt hatte.)

In ihrem organisationsfeindlichen Affekt war die Gruppe 47 legitime Erbin des *Ruf*-Konzepts, lose strukturierte demokratische Eliten zu bilden als zeitgemäße Antwort auf die Deformation „der Organisationen schlechthin“. Dieses *Ruf*-Erbe wurde, nachdem das konzeptiv-politische Moment gekappt war, in der Gruppe 47 „verwaltet“. Wie unergründig auch immer, die Idee, durch qualitätsorientierte, kritische Auslese zur Bildung einer literarischen, demokratisch eingestellten Elite beizutragen, begleitete die Gruppe unablässig. Der elitäre Zug kam unter anderem darin zum Vorschein, daß das klassische Bild des Intellektuellen als Wahrer und Realisator „der Freiheit“ wiedererstand. Die nur ihrem Gewissen verantwortliche „Ein-Mann-Partei“ (SIEGFRIED LENZ) beanspruchte, von ihrer Inselstellung aus, Anerkennung als kritischer Seismograph der Gesellschaft. Klassenspezifische Parteinahme fiel als recht eigentlich illegitim aus dem Selbstverständnis des Schriftstellers heraus.

Diese „exzeptionelle Marginalität“ (T. NEUMANN 1968) war schon angelegt in der Abkehr von der Tradition der Arbeiterorganisationen bzw. -parteien. Mit dem Eliten-Konzept des *Ruf* sollte eine politisch-intellektuelle Praxis zur Wirksamkeit gelangen, die weder von systematisierter Weltanschauung, noch von formalorganisatorisch-zentralisiertem politischen Handeln gegängelt sein sollte. Bis tief in die Geschichte der Gruppe 47, bis in ihre Nachgeschichte hinein machte sich ein doppelter Einfluß geltend, der Lebenspraxis und Bewußtsein der Autoren bestimmte. Zum einen riß der Faden zur Vorstellungswelt, wie sie etwa Arthur Koestler repräsentierte, nie ab: Negation bisheriger Organisations- und Parteipraxis unter Beibehaltung dessen, was Koestler aufschlußreich „sozialistische Mystik“ nannte. Damit verknüpft und ebenfalls bis in die Zeit des *Ruf* zurückreichend, die „Ergänzung“ des Marxismus durch demokratische Tugenden klassisch-liberaler Prägung – Toleranz und Kritik als Grundwerte, die historisch-gesellschaftlich nicht mehr ableitbar seien, sondern universelle, kosmopolitische Paradigmen darstellten. Später kam als gleichsam neoliberaler Grundwert der „schöpferische Kompromiß“ (ANDERSCH 1971) als Ausdruck historisch-evolutionärer Grundhaltung hinzu. Die sozialistisch-existentialistische Weltinterpretation verband sich so mit der positivistisch-evolutionistischen Karl Poppers, der inzwischen zum Kron-Philosophen der SPD aufgestiegen ist (die Grass'sche „Schnecke“ mithin auch Wappentier der Gruppe 47).

Dem Konzept informell-freiwilliger Bildung von „Oasen“ für eine „ganz andere“, weltbürgerlich-liberal fermentierte sozialistische Zukunft lag im An-

satz schon als soziale Trägerkategorie nicht die Klassenformation, sondern die Generations- und Erlebnisgemeinsamkeit zugrunde. Die mystifizierte *Junge Generation* wurde zu der Kraft erkoren, von der die Neugestaltung der Zukunft ausgehen sollte. Es hatte seit je zum festen Bestand des Selbstverständnisses von Autoren in der bürgerlichen Gesellschaft gehört, daß die gesellschaftliche Existenz der Schriftsteller (literarisch-politische Intelligenz) nicht klassenformativ determiniert sei. Vielmehr galt als Bestimmungsmoment wesentlich die genuine Geschichte des Geistes, des Literaturprozesses, dessen wirkliche Gliederung eine nach Generationen sei (hierzu MANNHEIM 1928). Der Wechsel, die Kontinuität und die Zugehörigkeit zu bestimmten Generationseinheiten bestimmte denn auch das Bewußtsein der Gruppe 47 mehr als alle Klassenbezüge.

Außerdem hielt sich in der Gruppe 47 hartnäckig die traditionelle Vorstellung, daß der literarischen Intelligenz allemal eine politisch-soziale Vorreiterrolle zukomme – dies im Unterschied zu den Schichten der technisch-wissenschaftlichen Intelligenz, die zum Teil schon unmittelbar lohnabhängig sind. Wenn gleich längst nicht mehr so euphorisch wie beispielsweise noch unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg, so doch noch voll „nüchternem Enthusiasmus“ war das traditionelle Selbstmißverständnis literarisch-politischer Intelligenz auch in die Gruppe 47 eingewandert – ein Selbstmißverständnis, gegründet auf die tiefzusitzende Ideologie von der „sozial relativ freischwebenden Intelligenz“, die nicht nur zur Kritik, sondern auch zu gesellschaftlichen Orientierungsfunktionen – ohne Amt und Würden versteht sich – berufen sei.

Mit der Vorstellung von den „demokratischen Eliten“ war auch schon für die Zeit nach der literarischen Kehre, für die Periode der ökonomischen und politischen Restauration, der Weg bereitet zur Wiederherstellung dieser klassischen insularen Intellektuellen-Positionen. Die Illusion informeller, generations- und mentalitätsspezifischer Formen gesellschaftlichen Neuaufbaus zerfiel im kalten Wind der von sozialen und politischen Organisationen geführten Klassenkämpfe in der Frühzeit der BRD. Es stellte sich heraus, daß die homogen geglaubte *Junge Generation* sich im Zuge der Rekonstruktion kapitalistischer Sozialverhältnisse klassenmäßig redifferenzierte. Auf dieser Basis begann für die um die Gruppe 47 versammelte intellektuelle Linksopposition eine subjektiv miterzeugte und objektiv erzwungene Tendenz sozialer Marginalisierung – einerseits gegenüber der herrschenden, restaurativ getrimmten Kultur, andererseits aber auch gegenüber den kulturellen und ideologischen Traditionen der Arbeiterbewegung, die als veraltet und endgültig verschüttet galten. Der Isolationsprozeß mündete Mitte der 50er Jahre ein in die schiefe Frontstellung zwischen literarisch-intellektueller Individualität und der zur falschen Einheit hypostasierten bundesdeutschen Gesellschaft. Exemplarisch hierfür das von Enzensberger 1955 mit Erfolg vor der Gruppe 47 vorgetragene Gedicht *Schaum* (vgl. Almanach, 1964). Statt Orientierung an den konkreten innergesellschaftlichen Klassenbewegungen breitete sich eine kritisch-weltbürgerliche Gestimmtheit aus, die nicht nur in der Einladungspraxis, sondern auch in den „Manifesten“ der Gruppe ihren Niederschlag fand. So darf getrost als symptomatisch gewertet werden, daß von den zur Gruppe 47 konstituierten Literaten 1956

eine „Erklärung zur ungarischen Revolution“ mitgetragen wurde, der Höhepunkt der innergesellschaftlichen politischen Restauration, das KPD-Verbot, gleichfalls 1956, die Gruppe 47 jedoch stumm ließ. In den schon zitierten Auseinandersetzungen um den „13. August 1961“ blieb es dem DDR-Schriftsteller Bruno Apitz überlassen zu fragen: „Oder setzen Sie sich auch mit dem gleichen Elan, mit dem Sie gegen Globke und Schröder kämpfen, für die Legalität der KPD ein und für die Freiheit des Wortes, der Persönlichkeit und des Gewissens für alle Bundesbürger?“ (zit. n. RICHTER 1961).

Auch wenn man es nicht wahrhaben wollte – die bundesdeutsche Restauration ging an der Gruppe selbst nicht spurlos vorüber; hier sei auf die immer noch zu schreibende Sozialbiographie eines ihrer Mitbegründer, Wolfgang Bächler, verwiesen, den nicht zuletzt der kalte Wind der Restauration nach 1956 nach Frankreich „verwehte“.

Auf den „Prüfstand“ der Gruppe 47 wurden kaum Werke gelegt, in denen die Arbeiterklasse und ihre Lebenskultur Beachtung fanden. Und selbst in den Ausnahmen – Werken von Böll, Walser und Herburger – erschienen die Lohnabhängigen meist auch nur als melancholisch betrachtete Residuen, so sehr hatte sich die Gruppe gegenüber dem sozial wichtigsten Teil der Bevölkerung abgeschottet.

In den literarischen Arbeiten, besonders aber in den gesellschaftsreflektierenden Essays, gewann insgesamt ein Gesellschaftsbild Gestalt, das erst mit Hochhuths Reformulierung der Klassenfrage arge Risse bekam (HOCHHUTH 1965).

Der konservative Soziologe Helmut Schelsky hatte in den fünfziger Jahren jenem Gesellschaftsbild die suggestive Formel zugestellt: „nivellierte Mittelstandsgesellschaft“. Was Schelsky und andere Sozialtheoretiker, nicht zu vergessen die ideologischen Führungsstäbe der Parteien unermüdlich beschworen – das „Ende des Zeitalters der Ideologien“, das Ende der Klassengesellschaft und vor allem der Klassenkämpfe – wurde auch vom überwiegenden Teil der Schriftsteller der Gruppe 47 als bundesdeutsche Wirklichkeit unterstellt. Allerdings wurde diese Entwicklung als „Verkleinbürgerlichung der Massen“ in ironischen Aperçus bejammert; die Lektüre der politischen Lyrik Enzensbergers gibt hierfür Aufschluß. Trotz kritischer Haltung zu den herrschenden Ideologien teilte die Gruppe 47 die Illusion einer endgültigen krisenfreien Stabilisierung des westdeutschen Kapitalismus, in deren Verlauf die Massen einschließlich der Arbeiterbewegung im Morast des „Konsums“ versackt seien. Nun rächte sich, daß das Denken der Gruppe 47 sozialtheoretischer Analyse nie so recht zugetan war. Die Oberflächenbetrachtung des „Wirtschaftswunders“ wurde zum gesellschaftlichen Kernbefund fetischisiert. Vergessen war, auch bei Autoren wie Böll und Walser, daß der Gesellschaftsprozeß in letzter Instanz nicht von der Seite der Konsumtion, sondern von der Produktion, von den materiellen gesellschaftlichen Produktionsverhältnissen bestimmt wird. Als Beispiel sei zitiert: „Der Angestellte und der Arbeiter werden heute nicht mehr in der Produktion ausgebeutet, die Zeit dieses naiven Kapitalismus ist vorbei. Heute werden sie als Konsumenten ausgebeutet“ (WALSER 1961).

So scharfsinnig auch die im Umkreis der Gruppe 47 erstellten Diagnosen des sozialen Immobilismus, der politischen Einfallslosigkeit, der kulturellen Phän-

tasielosigkeit und anderer Erscheinungsformen der „chloroformierten“ Adenauer-Ära waren, so wenig reichten sie an die innere Bewegung der bundesdeutschen Gesellschaft heran. Die Preisgabe zentraler Einsichten der politischen Ökonomie, gekoppelt mit dem Verlust jeder Beziehung zur Geschichte der Arbeiterbewegung, begünstigte entscheidende Illusionsbildungen. „Für sie (die Junge Generation – F. K.) ist die Kapitalakkumulation der nebelhafte Begriff einer fremden Zeit“ (RICHTER 1946).

Die Fremdheit gegenüber der Arbeiterbewegung brachte eine elitäre Tönung auch in die Sozialkritik, indem die linksliberalen Schriftsteller deutlich in ihren Arbeiten und in ihrem Handeln durchschimmern ließen, daß einzig sie noch gefeit seien gegen die geistfeindlichen Lockungen der „Wohlstandsgesellschaft“ und gegen die integrativen Botschaften politischer und sozialer Befriedung. Vor dem Horizont der „kleinbürgerlichen Hölle“ (ENZENSBERGER 1960) konnte sich um so konturenschärfer die intellektuelle Gegengemeinde profilieren, in der aus dem kritischen Einvernehmen der „Einzelgänger“ die lose gefügte Gemeinsamkeit wuchs. Übersehen wurde, daß man sich selbst gesellschaftlich durchaus eingemeindet hatte, wenn in ironischen Wendungen der Masse der Lohnabhängigen angelastet wurde:

„der klassenkampf ist zu ende, am boden liegt die beute in ihrem fett, liquide“ (ENZENSBERGER 1955).

Die von einer Sonderideologie getragene Grundposition harmonierte mit dem innerhalb der Gruppe 47 bevorzugten liberal-aufklärerischen Modell politischer Verfassung, durchsetzt mit sozialstaatlichen Reformelementen. Aktualisierung des inneren Bandes der antifaschistischen Gruppenmentalität hieß Abwehr gegen jegliche Versuche staatlich-administrativer Macht, die gewonnenen bürgerlichen Freiheiten und Rechte einzuschränken. Hier erwarb sich die Gruppe 47 ihre historisch bedeutsame Funktion: in der Adenauer-Ära, als Antikommunismus und Anti-Intellektualismus ein represives Klima im Innern und Chauvinismus nach außen miterzeugten, konnte sie eine Stätte kritisch-intellektueller Liberalität – trotz innerer und gruppenexterner Anfechtungen – stabilisieren. Eingeschnürt in die Fesseln politischer Restauration verteidigte sie hartnäckig jene wirklich aufklärerisch-liberale, radikal-demokratische Tradition, deren Repräsentant zum Beispiel heute wieder Walter Jens ist, der frühere „Kronprinz“ der Gruppe 47.

Von dieser Tradition her verbot es sich für die Mehrheit der Gruppe 47, an die Geschichte der „zeitflüchtigen Esoteriker“ (SCHNURRE) anzuknüpfen. Nicht der Rückzug in die Reservate machtgeschützter Innerlichkeit, sondern die „Einnischung“ in gesellschaftliche Prozesse – der skeptizistischen Grundgesimmttheit entgegen –, allerdings als „Einzelintellektuelle“, war die Orientierungsgröße. Das Recht auf „Einnischung“ wurde streitbar genutzt, zuletzt in den Auseinandersetzungen um den Pinscher-Anwurf des damaligen Bundeskanzlers Erhard (1965). Die Idee sozialer Fernwirkung von Literatur, auch ein Erbe des Ruf, gehörte in diesen Rahmen des Selbstverständnisses als Schriftsteller; diese Hoffnung ist nie aus der Gruppe 47 ausgewandert.

In sich widersprüchlich und „gemäßigt“, wie Horkheimer den Grundzug der skeptizistischen intellektuellen Tradition nannte, zeigt sich in der Rückschau das ideologische Grundmuster der Gruppe 47: der ideologische Agnostizismus war temperiert, nie wurde das Moment gesellschaftlicher Erkenntnisfähigkeit und deren literarische Umsetzung völlig aufgegeben; die monadologische Prägung des Selbstbildes als „freier“ Schriftsteller war temperiert, nie wurde die Brücke zu politischer und gesellschaftlicher Praxis ganz abgerissen. Ihr temperiertes Weltverhältnis, der Skeptizismus, schützte die Gruppe 47 vor allzu hoch gesteckten Erwartungen an die Wirksamkeit von Literatur allein und damit vor den nachfolgenden Enttäuschungen.

Das antimilitaristische, antifaschistische und radikaldemokratische Potential der Gruppe 47 und seine literarische wie politisch-intellektuelle Qualität sollte das Gruppenerbe vor dem Verstauben in den Literaturarchiven bewahren. Mit pseudoradikalen Gesten – etwa: „Die Gruppe 47 ist ein Papiertiger“ – ist dieses Stück Geschichte der bundesdeutschen Literatur nicht zu erledigen.

IV.

Die Gruppe 47 war – entgegen allen Selbstdarstellungen – von Anfang mehr als bloß ein lockerer Zusammenschluß von Autoren. Indem außer Kritikern noch mediale Vermittler, Lektoren und vor allem Verleger kooptiert wurden, geriet ihre innere Verfassung gleichsam zu einem mikroformatigen Abbild eines durch Konkurrenz um literarisch-kulturelle Legitimität sozial strukturierten literarischen Marktes. Im Erfolg der Gruppe 47 lag begründet, daß sie in ihrem Inneren zugleich ein Zerrbild der wirklichen gruppenexternen, literarischen Markt- und Machtverhältnisse erzeugte; einfach deshalb, weil fortschreitend die 47-Tagungen zu Orten aufstiegen, an denen literarische Prominenz sich verdichtete. Im „Windschatten der Prominenz“ schwand die durchschnittliche soziale Lage bundesdeutscher Schriftsteller aus dem Gesichtsfeld (BÖLL 1969). Die Gruppe 47 selbst konnte sich noch im Schein einer „belletristischen Epoche“ sonnen.

Dennoch kam in der sozial-beruflichen Zusammensetzung der Gruppe eine bestimmte historische Entwicklungsstufe sozial-literarischer Marktverhältnisse reell zum Vorschein. Die Ursache liegt in dem relativen „Nachhinken“ der sozio-ökonomischen Formierung des literarischen Marktes, gemessen am Monopolisierungsgrad in den ökonomischen Kernbereichen. Die Gruppe 47 fand einen literarischen Markt vor, der von Zentralisationstendenzen noch wenig berührt war. Hinzu kam, daß der Markt aufgrund der Auszehrung durch den Faschismus sich zunehmend, etwa ab Mitte der fünfziger Jahre, für genuin westdeutsche Literatur aufnahmefähig zeigte. Die Welt der kleinen und mittleren Verlage, der hieran geknüpften persönlichen Beziehungen zwischen Autoren und Verlegern war noch in Ordnung (LATTMANN 1973). So konnte sich innerhalb der Gruppe 47, gespeist von der positiven Anschauung, das Bewußtsein einer Gruppe konstituieren, das sich über die objektiven sozio-ökonomischen Sozialschranken erhob. Die Prominenzdichte trug ihren Teil dazu bei, daß beim Einzelnen sich Vorstellungen festsetzten, die reale ökonomische Abhängigkeitsverhältnisse überspielten. Die Gruppe 47 als Ganzes wob auf diese

Weise mit am Schein sozio-ökonomischer Ebenbürtigkeit der „Sozialpartner“ und der Legende von ungetrübter sozialer Harmonie zwischen Autor und Verlagskapital.

Auf dieser Grundlage verfestigte sich die gruppentypische Form des literarisch-theoretischen Verfahrens, worin sich ein beträchtliches Stück Gruppenideologie niederschlug.

Die inthronisierten Literaturkritiker – wie Höllerer, Jens, Kaiser, später Mayer und Reich-Ranicki, früher Guggenheimer –, deren Inthronisation ich an anderer Stelle analysiert habe (KROLL 1977), teilten, von Nuancierungen abgesehen, den ideologisch-theoretischen Grundkonsens der Gruppe 47, die Ideologie- und Organisationsphobie. Das Verfahren der Kritik selbst war strikt ausgerichtet an den Gruppennormen der Programmendifferenz, der Entpolitisierung und des Verzichts auf artikulierte Theoriebildung. Im Schutz dieser Tagungsnormen konnte freilich um so ungestörter der prätentiös-unideologisch auftretende Meinungssubjektivismus sich tummeln. In der Weise, wie in der Gruppe 47 Literaturkritik kultiviert wurde, mußte Literatur als ein Sachverhalt erscheinen, der letztlich eine nicht mehr hinterfragbare Eigenständigkeit hat. Es wurde so ein Raum ideologischer Wertfreiheit fingiert, in dem jede Literatur, die sich explizit politisch-operativ verstanden hätte, sofort durch die Gruppenkritik exterritorialisiert worden wäre, wie MAYER (1971) retrospektiv noch einmal bekräftigte.

Literatur als moralische Veranstaltung allgemein-menschlicher, allgemein-politischer und allgemein-gesellschaftlicher Natur, sofern sie den – freilich nie explizierten – ästhetischen Kriterien der Gruppe sich anschmiegt, war durchaus willkommen. Manch einem von mir interviewten Gruppenmitglied erschien die so ausgefilterte Literatur als ein „melodramatischer Sozialdemokratismus“. Wie immer auch, Literatur und nichts als Literatur, diese Maxime verschaffte der Gruppe ihre konfliktfreie Absorptionsfähigkeit der diversen sich anbietenden literarischen „ismen“ – auch „Realismen“, sofern sie nicht das Wörtchen „sozialistisch“ trugen – und stattete die Literaturkritik mit einer „Verdauungsfähigkeit“ aus, die nicht wenige, auch Gruppenmitglieder, immer wieder in gereizt-respektvolles Erstaunen versetzte.

Normativ abgeschirmt gegen kritische Reflexion des inneren Zusammenhangs von Literatur und Gesellschaft – was ein gegenideologisches Wohlfühlgefühl erzeugen mochte – kristallisierte sich die Gruppe 47 zu einem durchaus konkurrenzhaften Forum; besonders im Vor- und Umfeld der Preisvergabe traten die Konkurrenzmomente deutlich hervor. Auf dieser Grundlage breitete sich eine spezifisch gefärbte Markttideologie aus, deren Kern der Glaube an die naturwüchsige sich durchsetzende literarische Subjektivität war. Die Gruppe 47, zumal ihre Kritik-Institution, sah sich als sinnfälliges Organ einer intakten, pluralistisch aufgelockerten literarischen Vermittlung. Das Rückgrat dieser sozio-ästhetischen Markttideologie bildete der tief eingesenkte Glaube ans „Talent“, das allen Sozialhindernissen und Widrigkeiten zum Trotz seinen Weg schon machen werde. Die dominante Kritik innerhalb der Gruppe 47 verstand sich als legitimierte Instanz, „literarische Begabungszweifel“ mit ebensolcher Urteilsicherheit anzumelden, wie sie literarische Legitimitätsausweise aushändigte.

Der Talentmystizismus wirkte zusammen mit dem literarischen Aufstieg einer Reihe von 47-Autoren, denen die Gruppenkritik zuvor eine positive „Talent“-bescheinigung ausgestellt hatte, beruhigend auf das eigene Bewußtsein. Der Talentmystizismus half, als universeller Rationalisierungsmechanismus, das Problem der immerhin zweifelhaften Deckungsgleichheit von literarischer Qualität und des am Markt – d. h. von der Gruppe 47 als seinem legitimen Organ – notierten ästhetischen Wertes zu verdecken. „Wir haben uns eigentlich nie geirrt“ – dies die nicht selten geäußerte Quintessenz des selbstmächtigen Bewußtseins der Gruppenkritik. Und nirgends freilich war der Begabungsfetisch so verankert wie unter den Kritikern, die ihr ungetrübtes Selbstbild auf Fundamentalsetzungen wie: „Man ist Literaturhistoriker oder man ist es nicht“ (MAYER 1964) aufgebaut hatten.

Daß bei einer derartigen innerliterarischen Optik die Dimension gesellschaftlicher Produktionsbedingungen des Schriftstellers und der Urteilsproduktion des Kritikers nicht zum thematischen Bestand der Gruppe 47 gehörten, mag kaum verwundern. Wo der Glaube an einen funktionierenden literarischen Ideal-Markt, an die Existenz einer prägesellschaftlichen literarischen „Begabung“, die naturwüchsig schon sich durchsetzen werde, herrschte, konnte die sozioökonomische Seite schriftstellerischer Existenz kaum zum Problem werden. Obgleich die zur Gruppe 47 gehörenden Autoren durchaus verschiedene Berufe und Tätigkeiten ausübten (Funk als wichtigste materielle Basis), also keineswegs nur die tradierte Gestalt des belletristischen Buch-Autors das Bild bestimmte, blieben berufspolitische Aspekte vor der Gruppentür.

Die Gruppe 47 war insofern Repräsentant einer Epoche, in der sich eine quasi autonome Welt der Literatur eine Zeit lang noch ungeschoren erhalten konnte. Als reale Veränderungen in der Struktur des literarischen Marktes sich ankündigten, berufspolitische Fragen aufgeworfen wurden, zeigte die Gruppe 47 Wirkung. Sie gehörte noch einem alles in allem „belletristischen Zeitalter“ an, das der traditionellen Existenzform des kleinen immatriellen Warenproduzenten freundlich gesonnen war. Der in der Gruppenideologie manifeste Typ gesellschaftlichen Bewußtseins, zusammengesetzt aus den Komponenten der Ideologie- und Organisationsphobie, der vorgesellschaftlichen literarischen Subjektivität und der Stilisierung von Literatur als sozial abgehobener Eigenwert, kann unter genetischen wie inhaltlichen Gesichtspunkten als „prägewerkschaftliches Bewußtsein“ qualifiziert werden. Durch berufspolitische Reflexionen und Initiativen wurde dieses Bewußtsein einem Gärungsprozeß ausgesetzt, in dem sich ein realistisches Lagebewußtsein konstituierte.

Literatur

- Andersch, A. (1947), Aktivität oder Passivität, in: Der Ruf. Eine deutsche Nachkriegszeitschrift (Hg. H. Schwab-Felisch), München 1962.
- Andersch, A. (1948), Deutsche Literatur in der Entscheidung, Karlsruhe 1948.
- Andersch, A. (1956), Die Blindheit des Kunstwerks, in: Andersch, Die Blindheit des Kunstwerks und andere Aufsätze, Frankfurt 1965.
- Andersch, A. (1971), Mein Verschwinden in Providence, in: Andersch, Meistererzählungen, Gütersloh 1971.
- Batt, K. (1974), Revolte intern – Betrachtungen zur Literatur in der BRD, Leipzig 1974.
- Becker, J. (1964), Gegen die Erhaltung des literarischen status quo, in: Über Jürgen Becker, Frankfurt 1972.
- Bell, D. (1960), The End of Ideology. On the Exhaustion of Political Ideas in the Fifties, New York 1960.
- Böll, H. (1952), Bekenntnis zur Trümmerliteratur, in: Böll, Erzählungen, Hörspiele, Aufsätze, Köln-Berlin 1961.

- Böll, H. (1958), Die Sprache als Hort der Freiheit, in: Böll (1961).
- Böll, H. (1969), Ende der Bescheidenheit, in: W. Kutteneuer (Hg.), Poesie und Politik, Stuttgart-Berlin-Köln-Mainz 1973.
- Dahrendorf, R. (1959), Homo Sociologicus, Köln-Opladen 1968.
- Eich, G. (1972), Gesammelte Maulwürfe, Frankfurt 1972.
- Eichholz, A. (1954), Thomas Manns Lob und das Geldverdienen, in: R. Lettau (Hg.), Die Gruppe 47 – Ein Handbuch, Berlin-Neuwied 1967.
- Engels, F. (1888), Brief an Miss Harkness (Entwurf), in: MEW 37.
- Enzensberger, H. M. (1955), Schaum, in: Almanach der Gruppe 47 1947–1962, Hamburg 1964.
- Enzensberger, H. M. (1960), Das Plebisitz der Verbraucher, in: Enzensberger, Einzelheiten I, Frankfurt 1973.
- Enzensberger, H. M. (1975), Gedichte 1955–1970, Frankfurt 1975.
- Friedrich, H. (1964), Das Jahr 47, in: Almanach (1964).
- Heissenbüttel, H. (1960), Und es kam Uwe Johnson, in: Lettau 1967.
- Heissenbüttel, H. (1967), Das Textbuch, Olten-Freiburg 1967.
- Hochhuth, R. (1965), Der Klassenkampf ist nicht zu Ende, in: Hochhuth, Krieg und Klassenkrieg – Studien, Reinbek 1971.
- Horkheimer, M./Adorno, T. W. (1947), Dialektik der Aufklärung, Amsterdam 1968.
- Kröll, F. (1977), Die „Gruppe 47“ – Soziale Lage und gesellschaftliches Bewußtsein literarischer Intelligenz in der Bundesrepublik, Stuttgart 1977.
- Kühne, P. (1972), Arbeiterklasse und Literatur, Frankfurt 1972.
- Lattmann, D. (1973), Stationen einer literarischen Republik, in: Lattmann (Hg.), Die Literatur der Bundesrepublik Deutschland, München 1973.
- Lenz, R. (1966), Verrat der Wahrheit, in: Ansätze 44/45 (1966).
- Lenz, S. (1961), Ansteckende Gefühle, in: S. Lenz, Beziehungen – Ansichten und Bekenntnisse zur Literatur, München 1972.
- Lettau, R. (Hg.) (1967), Die Gruppe 47, Neuwied-Berlin 1967.
- Literaturmagazin 4 (1975), Die Literatur nach dem Tod der Literatur, Reinbek 1975.
- Mannheim, K. (1928), Das Problem der Generationen, in: Mannheim, Wissenssoziologie, Berlin-Neuwied 1964.
- Martell, H. (1975), Ein Weg ohne Kompaß, in: kürbiskern 2 (1975).
- Marx, K. (1844), Ökonomisch-Philosophische Manuskripte, MEW Ergänzungsband, 1. Teil.
- Marx, K. (o. J.), Einleitung zu Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie, Frankfurt o. J.
- Mayer, H. (1964), In Raum und Zeit, in: Almanach 1964.
- Mayer, H. (1971), Einleitung zu Deutsche Literaturkritik der Gegenwart, Stuttgart 1971.
- Mönnich, H. (1957), Das Land ohne Träume – Reise durch die deutsche Wirklichkeit, München 1957.
- Neumann, T. (1968), Der Künstler in der bürgerlichen Gesellschaft, Stuttgart 1968.
- Plavius, H. (1970), Zwischen Protest und Anpassung, Halle 1970.
- Richter, H. W. (1964), Die Wandlung des Sozialismus – und die junge Generation, in: Schwab-Felisch 1962.
- Richter, H. W. (Hg.) (1961), Die Mauer oder Der 13. August, Reinbek 1961.
- Rühmkorf, P. (1972), Die Jahre die Ihr kennt, Reinbek 1972.
- Schallück, P. (1962), Zum Beispiel – Essays, Frankfurt 1962.
- Schulze, H. (1975), Der Mythos vom „nachideologischen Zeitalter“ und die „Reideologisierung“ der Sozialdemokratie, in: Aktuelle Probleme der Kritik der gegenwärtigen bürgerlichen Philosophie, Berlin 1975.
- Vaillant, J. (1973), Un Journal Allemand Face à l'Après Guerre: Der Ruf (1945–1949), Paris-Nanterre 1973.
- Vormweg, H. (1973), Prosa in der Bundesrepublik seit 1945, in: Lattmann 1973.
- Walser, M. (1961), Skizze zu einem Vorwurf, in: Ich lebe in der Bundesrepublik, München 1961.
- Widmer, U. (1965), So kahl war der Kahlschlag nicht, in: Lettau 1967.

*Ich hinterlasse meine alten Bücher, gesammelt
in allen Winkeln der Welt, ehrfürchtig geliebt
in ihrer großartigen Typographie,
den jungen Dichtern Amerikas, —
ihnen, die eines Tages
auf schnarrendem Webstuhl, der stillstand, wirken werden
den Sinn der Welt von morgen
...
Mögen sie lieben, wie ich liebte meinen Marique, meinen Gongora,
meinen Garcilaso, meinen Quevedo:
es waren
Wächter titanenhaft, Rüstzeng
aus Platin und eisklarer Transparenz,
sie, die mich die Strenge lehrten, und mögen sie suchen
in meinem Lautréamont,
im Pesthauch von Agonien uralte Klagen.
Mögen sie in Majakowski sehen, wie aufging der Stern
und wie aus seinen Strahlen aufschossen die Ähren.*

Pablo Neruda, *Testament (II)*

Unsere Frage ist, was tun wir, um in unsere Gegenwart noch mehr Zukunft hereinzuholen? ... Von einer Konzeption des Schriftstellers als Gewissen der Nation halte ich nicht viel. Nicht nur Schriftsteller haben Gewissen. ... Wenn sich einer schon in so einer Richtung sieht, dann würde ich von ihm verlangen, daß er sich und seine Entscheidung auch ganz deutlich in den politischen, welthistorischen Zusammenhängen versteht, und zwar Politik nicht nur als Gegenstand von Literatur, sondern als Politik: da muß schon ein deutlicher Sinn sein für das real Machbare. Andernfalls radiert man den Leuten das Machbare mit Wunschträumen weg, und das finde ich nicht edel und moralisch, sondern unmoralisch. Ja, Politik einfach mit rigorosem Moralismus zu messen, kann auch unmoralisch sein.

Irmtraud Morgner, *kürbiskern 1/78*

Will man etwas über die „Moderne“ schreiben, über moderne Kunst, so ist der Antrieb dazu so stark wie die Hemmung groß. Präzisierung ist nötig: Es soll um das Verhältnis von revolutionärer Arbeiterbewegung und moderner Kunst gehen. Riesig genug, dies Präzisierte. Es ist nötig, sofort bewußte Beschränkungen zu betonen, die sich der Autor auferlegt: in der Auswahl der Literatur (wo doch bildende Kunst und Musik, von der ich wenig versteh, alsbrisante Bereiche dazugehörten). Und: schon die Wahl des wissenschaftlich wenig erhellenden Begriffs „Moderne“ weist auf eine vorläufige, vorsichtige Annäherung ans Problem hin — Beschränkung also im Anspruch, etwa Urteile fällen zu können. Es soll subjektiv (wieder so ein Modebegriff, der oft Ausweichen kaschiert, trotzdem verwende ich ihn) gefragt werden, mit Beispielen und Fest-

stellungen sollen Möglichkeiten, Problemkreise angedeutet werden, die dem Verfasser wichtig erscheinen für die Entwicklung des Verhältnisses von „Moderne“ und revolutionärer Arbeiterbewegung.

Angesichts dieser Prämissen ist's jetzt an der Zeit, die Zinnen schützender Objektivität, auf denen „man“, „es“ und „der Verfasser“ patrouillieren, zu verlassen und ins freie Feld zu ziehen.

Die Mauer

Einer der heikelsten Punkte für alle, die sich mit Literatur und Kunst auf die eine oder andere Weise beschäftigen, scheint mir die Mauer, die zwischen differenzierter künstlerischer Tätigkeit (belegt mit vielen teils fesselnden, teils schillernden Attributen wie frei, westlich, abendländisch, individuell-weltenschöpfend, experimentell-formumwälzend, moralisch, immer kritisch negierend, keinem dienend ... — sozusagen Mephisto und lieber Gott zugleich) einerseits und der politischen Bewegung der Arbeiterklasse, speziell den kommunistischen und revolutionären Arbeiterparteien, andererseits gezogen ist. Wirklich hier das schöpferische Individuum frei, werde es dort zu platter Positivität durch den Parteapparat, die Ideologie gezwungen und entmündigt zum Zwecke parteilicher Zubereitung von Bewußtseinshumus für den revolutionären Kampf oder den Aufbau des Sozialismus und Kommunismus (weder Mephisto noch lieber Gott: einfach teuflisch): diese Mauer behindert nicht bloß den Dialog, sie unterdrückt auch Sich-Aussprechen, sie verlangt schweigende Zustimmung zum status quo hier, lautstarkes Bekenntnis gegen Entwicklungen dort.

Diese Mauer innerliterarischer Entfremdung aber besteht, so meine ich, aus benennbaren Steinen. Einige seien genannt: die Ansammlung formalistischer Positionen der Literaturtechniker, deren aufmerksame Beobachtung neuester (meist affirmativer) Berechnungen und Experimente („Innovationen“) oft nichts mehr mit Entdeckung und Untersuchung avantgardistischer (neuer, zukunftsweisender) Entwicklungen zu tun hat, sondern eher einem Übergang vom Literaturtechniker, der ja ernstzunehmende Wurzeln in der Beachtung der Formen hat, zum Literaturmodisten gleicht. Alfred Andersch, der selbst immer wieder hohes Form- und Stilbewußtsein zeigt und dem Mißachtung von Form und Stil ein Greuel sind, schreibt in seinem „Öffentlichen Brief an einen sowjetischen Schriftsteller das Überholte betreffend“: „Nach der ‚klassischen Avantgarde‘ kamen die Moden ... Der späte Kapitalismus hat eine Spätantike hervorgebracht — Pseudoreligionen, Varianten des Sado-Masochismus, Elagabal-Kulte, Nostalgien und offener Schwindel liegen in den Schaufenstern des Angebots an kulturellen Waren.“ („Öffentlicher Brief...“, Zürich 1977, S. 200) Neben den Literaturmodisten haben die Priester der Einsamkeit und des Vitalismus ihre Geschäftchen, die Liebhaber des Leidens und der bis zur Bewußtlosigkeit wuchernden Kunst des glut- und blutvollen Einzelnen. Andersch: „Die Lieblingsvorstellung des Konservativen: der nichts als vitale Künstler, eine Art malendes Halbtier.“ („Einige Zeichnungen“, Zürich, 1977, S. 30) Tagtäglich bosseln diese Kleinproduzenten von Ideologie in durchaus nicht kleinen meinungsmachenden Unternehmen an der besagten Mauer. Wie dies auch mit Zensur gegen den Verweigerer von erwünschter Meinung geschieht und wie schnell ein Autor, der sich, wie Alfred Andersch noch 1969, gegen eine Kurs-

buch-Politisierung der Literatur gewandt hatte, zur *persona non grata* werden kann, das ist z. B. in der Tätigkeit von Marcel Reich-Ranicki zu verfolgen, des Ex-Dogmatikers aus Polen und heutigen Literaturpapstes im Feuilleton, der FAZ, dessen (nun freiheitliche) Richtertätigkeit Friedrich Hitzer am Beispiel Anderschs dokumentiert und kommentiert hat („Blender und Falschmünzer“ in *literatur konkret*).

Möglichkeiten

Ich bin der Meinung, die Mauer ist sturmreif. Zu lange schon werden Gefühle der Einsamkeit, Darstellungen des Leids in Fesseln geschlagen — Gefühle und Darstellungen, die keine kleinbürgerliche Marotte sind, sondern notwendig entstehen in den erstickenden Verhältnissen eines Systems, das Kriege führt, Ausbeutung verschärft und jeden in circensische Spiele des Vergessens zwingen will. In Fesseln, die Mangelerfahrungen universalisieren zu Lebens- und Weltenschmerz, Perspektive reduzieren auf hektische Experimente oder Innenwelten. Dabei besteht ein fast zwingender Zusammenhang zwischen Innen und Außen, der Träumen, Experimentieren, Fiktion nicht ausschließt; im Gegenteil, meint Martin Walser: „Wenn man eine schmerzende Stelle im Mund hat, kann man die Zunge einfach nicht hindern, immer wieder diese Stelle aufzusuchen, zu betasten. Und wie von selbst kommt man dann zu den Bedingungen, die solche Beschädigungen ermöglichen. Man macht sich ganz von selbst eine Figur, die mit diesen Beschädigungen leichter umgehen kann als man selbst. Fast experimentell.“ („Wer ist ein Schriftsteller“ in *literatur konkret*) Hier zeigt Martin Walser Möglichkeiten der Interpretation scheinbar apolitischer, ungesellschaftlicher Phänomene.

Daß sich die Figuren „wie von selbst“ herstellen, sagt der Schriftsteller Walser. Es muß nicht in Widerspruch zu der anderen Erfahrung stehen: Die Annäherung von „Moderne“ und revolutionärer Partei verlangt viel Kopf, einen Durchbruch zu Form-Geschichte weg vom Formalismus, zu einer historischen Literaturbetrachtung und einem dialektischen Literaturbegriff im Sinne einer denkenden Literatur und einer historischen Psychologie. „Man liebt die denkenden Poeten. Für Schamanen hat man keine Verwendung“, schreibt Alfred Andersch („Aus der grauen Kladde“); und nochmals in seinem Büchlein über Zeichnungen seiner Frau Gisela, bezugnehmend auf „moderne“ bildende Künstler gegen die Vitalisten: „Die großen Künstler sind immer denkende Künstler“.

Die neuesten Veröffentlichungen von Andersch zählen, so meine ich, zu den Zeichen, die zum Sturm auf die Mauer rufen. Ein anderes Verständnis des Denkens, des Bewußtseins in der Literatur — auf so zentrale Formprobleme der modernen Literaturdiskussion wie den „stream of consciousness“ sei hin gewiesen — deutet sich an. Neben Anderschs Gedankensammlung aus den Jahren 1965 bis 1976 „Aus der grauen Kladde“ — übrigens zuerst veröffentlicht im *kürbiskern, Literatur, Kritik, Klassenkampf* (auch ein Zeichen) — und seinem Roman „Winterspelt“ steht Peter Weiss mit dem Roman „Die Ästhetik des Widerstands“, erschienen 1975. Auch wenn Andersch meint, „aus den seltenen Bemerkungen der Künstler über ihre Werke läßt sich keine Ästhetik ableiten“ („Einige Zeichnungen“, S. 30), glaube ich doch, daß in seiner grauen

Kladde auch ein Stück Ästhetik des Widerstands steckt. Für den Mauersturm bedeutsam sind auch Anderschs Gedichte und Gedichtübersetzungen „empört euch der himmel ist blau“, erschienen 1977. Englische, amerikanische und italienische Lyrik wird in unseren Leserbereich getragen, Lyrik, die Lebenserfahrung der Gegenwart ausdrückt in oft nicht einfacher Form, die Aufschluß gibt über Entwicklungen der modernen Literatur, über deren Vielfalt, im Rahmen einer Parteilichkeit, die dem Künstler wie dem Leser Spaß machen kann. Besonders wichtig zum Verständnis dieser Entwicklung sind die Gedichte von Andersch „Auf dem Reichstag“ und „andererseits“, zeitlich vor den großen politischen Gedichten „Art. 3, 3“ und „Zwölf Strophen über die Arbeitslosigkeit“ entstanden.

Strömungen

In der vorhin zitierten Kritik an den Moden im Spätkapitalismus habe ich etwas nachzutragen: „Westliche Kunst“, schreibt Alfred Andersch an Konstantin Simonow, „ist heute eine Sukzession schnell vergehender Moden, unterhalb deren es eine Strömung des Widerstands gibt.“ Zum Mauersturm gehört, die manchmal zu Eis erstarnte Oberfläche des Flusses zu durchbrechen und nach diesen Möglichkeiten des Widerstands zu tauchen.

Andersch und Weiss sind selber Teil dieser Tiefenströmung (nicht erst seit eben). Beide sind in formaler Hinsicht experimentierfreudig gewesen, haben an den Auseinandersetzungen um die Avantgarde, um die Dimensionen des Realismus, die abstrakte Kunst, den Surrealismus teilgenommen. Dies geschah sozusagen sekundär, wie in der von Andersch herausgegebenen Zeitschrift „Der Ruf“ oder „Texte und Zeichen“, wo die internationale Avantgarde selbst schrieb oder behandelt wurde.

Es geschah aber auch primär im eigenen Schaffen, ob nun in Weiss’ „Der Schatten des Körpers des Kutschers“, seinen Bildern, dem surrealen Traumflug über die eigene Vergangenheit in der „Ästhetik des Widerstands“, oder in den traumartigen Einblendungen in Anderschs „Die Rote“, den Sprachreflexionen, verquickt mit der Entwicklung eines heimatlosen Intellektuellen, in „Efraim“, in Gedichten wie „Haiku-Litanei“, „Die irre Mutter“ oder „An Walter Benjamin“, um nur einige Beispiele zu nennen.

Die Entwicklung des Schaffens dieser beiden Autoren selbst ist eine Auseinandersetzung mit der „Moderne“, mit dem Verhältnis zwischen Arbeiterbewegung und moderner Kunst, wobei Andersch meiner Ansicht nach den Boden mitvorbereitet hat für den großen Diskurs von Peter Weiss über Kunst und Klassenkampf: „Die Ästhetik des Widerstands“.

Wirbel

„Die Ästhetik des Widerstands“, schreibt Andersch, sei ein Buch, das man mehrmals lesen werde; zu den 200 schon angestrichenen Textstellen würden weitere 200 kommen. Und: „Vielleicht erlebt bei Peter Weiss ein schreibender Arbeiter unserer Zeit, was der französische Arbeiterschriftsteller Jérôme Gillaud im 19. Jahrhundert erlebt hat: „Eines Tages schlug ich J. J. Rousseau auf und ich war gerettet.“ Eine Hoffnung, zu kühn, und sicherlich zu früh geäußert.“ („Wie man widersteht — Reichtum und Tiefe von Peter Weiss“ in „Öffentlicher Brief . . .“, S. 145) Solche moderne Literatur wie der Roman von

Weiss muß sehr viel mit dem Leben zu tun haben, mit Haltungen und deren Formung, wenn Andersch sich so kühn äußert. Jedenfalls verhilft Weiss dazu, daß man die besagte Mauer vergessen kann, das Buch führt vor Augen, daß manches Experiment, manches Leid, manches zum Kanonstück gewordene literarische Ereignis, auf dem heute etablierte Kritiker- und Wissenschaftlerhähne glücken, um es den dummen Linken und dem bösen Kollektiv um die Ohren zu hauen, sehr konkrete, nicht einfache Verbindungen eingehen kann mit der revolutionären Bewegung der Arbeiterklasse. Verbindungen, die tief gehen.

— a, *Die Schwäche der Genügsamkeit*

Die Aneignung von Kafka in der „Ästhetik“ z. B. nimmt nichts weg von dessen Alptraumhaftigkeit. Nur wird auf dem Wege historischer Psychologie die Realität des Traums, der mögliche ganz und gar nicht resignative oder religiöse Sinn freigelegt. Das proletarische Roman-Ich sieht in Kafkas „Schloß“ Klassenerfahrung spezifischer Art. Dort werde die Schwäche nur guter und fleißiger Arbeit — Charakteristikum des Landvermessers (übrigens auch Problem des strebsamen, guten Karl Roßmann in Kafkas „Amerika“) und der Klasse der Arbeitenden — sichtbar, die Schwäche einer Haltung, die sich nicht zu wehren weiß, die durch Gewalt und freundlich grinsendes reformistisches Bremsen vom Widerstand abgehalten, Angst und Vernichtung preisgegeben wird: „... das Prinzip, das er beschrieb, war einsichtig genug und rief gerade durch die Konsequenz der Darstellungweise eine noch stärkere innere Beteiligung hervor. Das Schloß war ja schäbig, brüchig, altertümlich, es besaß nichts Imposantes...“. Ebenso hatte sich uns das Gebäude des Kapitalismus gezeigt... In der Realismusdebatte war Kafka als dekadent abgefertigt worden. Doch damit hatte man sich verschlossen vor seinem gesteigerten Wirklichkeitssinn, in dem der Mangel an Aufruhr, das emsige Kreisen um Nichtigkeiten, das schauerliche Fehlen von Einsichten uns vor die Frage stellte, warum wir denn selber immer noch nicht eingegriffen hatten, um die Mißstände ein für alle Mal zu beseitigen. Was in Kafkas Buch zu lesen war, versetzte mich nicht in Hoffnungslosigkeit, sondern beschämte mich. Häufig genug hatte ich einem der Ingenieure oder Betriebsaufseher bei Alfa Laval so gegenübergestanden... Die glatte Freundlichkeit kam mir in den Sinn, die der Inspektor an den Tag legte, während zugleich deutlich war..., daß ich für ihn gar nicht existierte, ausgeruht war er, satt, frisch gebadet bei seinem Morgengang durch die Montagehalle, wir indessen, seit vier Stunden bereits Zentrifugen zusammenstellend, waren verschwitzt und übernächtigt.“ („Die Ästhetik...“, S. 177) Kafkas Bilder schmelzen zusammen mit der Erfahrung von Ausbeutung im Großbetrieb, der Erfahrung der unbeteiligten Puffer, die sich freundlich vor die Erkenntnis stellen, daß es ums Leben geht. Kafka wird zur „Weltlandschaft“, zur Parabel auf Haltungen und Schicksal der Genügsamen nicht unter „Apparaten“, sondern unter der Herrschaft des Monopolkapitals, seines freundlichen und brutalen Eindringens in die Politik, das Denken, das Führen.

Diese Kafka-Sicht ist nicht ganz neu. Die Konsequenz aber, mit der moderne Literatur und Arbeiterklasse hier über das Roman-Ich verbunden werden,

ein Ich, das Sohn eines standhaften Sozialdemokraten ist und das sich auf den Eintritt in die Kommunistische Partei zubewegt, diese Konsequenz beleuchtet die Vielfältigkeit und Schwierigkeit realer Übergänge, realen Kampfes gegen die Schlösser.

— b, *Schwindelnde Einheit*

Vielfalt, Differenziertheit — ein weiterer Punkt. Beides scheint Eigentum der zwanglosen freien Schöpferkraft von Individuen. Aber sie haben mit kollektiver Erfahrung sehr zwanghafter Ereignisse zu tun. Der Exkurs über Picassos „Guernica“ in Weiss' Roman eröffnet neue Auffassungsmöglichkeiten: „Ohne die Erscheinung noch ganz zu begreifen, sahn wir, was in Spanien geschah. Gehämmert zu einer Sprache von wenigen Zeichen, enthielt das Bild Zerschmetterung und Erneuerung, Verzweiflung und Hoffnung... Die antagonistischen, zur Synthese gebundenen Kräfte im Bild entfesselten einen heftigen Streit, ehe die Lehre, die Picasso erteilte, dem Nachdenken verständlich wurde... In dem das Zerfetzte sich zu einer neuen Ganzheit zusammenschloß, wurde dem Feind eine Abwehr entgegengestellt, die unbesiegbar war.“ („Die Ästhetik...“, S. 332 und 335) Das Problem der Vielschichtigkeit, die das übliche Zeit-Raum-Gefüge zersetzt oder komprimiert, ist ja auch aus der Diskussion um Literaten wie Döblin, Joyce, Dos Passos bekannt. In der „Ästhetik des Widerstands“ geht es um kein Formproblem, besser: formalistisches Problem, sondern um eines der Epoche, der Erfahrung einer Zeit, in der sich Klassenauseinandersetzungen zuspitzen zum wahnsinnigen Aufeinanderprallen von Zerstörungskräften im Krieg. In scheinbar unrealistischen, wider eingebügte Sichtweisen geformten Bildern ist das Erlebnis des epochalen Konflikts zwischen Vernichtung und Dauer, Aufgabe und Hoffnung komprimiert. „Dennoch war in Spanien fortgesetzt worden, was die Insurgenten von Madrid Achtzehnhundert Acht, die französischen Revolutionäre Achtzehnhundert Dreißig, die Kommunarden und die Kämpfer des Oktober begonnen hatten. Dies alles, der mächtige Aufstieg und das Scheitern, das Absinken und die Sammlung zu neuem Vorstoß, war in dem großen Bild von Guernica enthalten. Vor zwei Jahrzehnten hatten sich die Arbeitenden in unseren Ländern die Macht entreissen lassen, die Reformisten hatten zur Stärkung der Profiteure verholfen, deren Herrschaft zu furchtbaren Verunstaltungen geführt hatte. Picassos zerbeulte, berstende Leiber und verschobene Gesichtszüge zeugten von dieser Epoche. Das Bild schrie und erinnerte an alle zurückliegenden Stadien der Unterdrückung.“ (S. 346) Verständnis solcher Formen verlangt Hinsehen und Nachdenken, und im Roman erschließt Weiss „Guernica“ auch dadurch, daß er die Entstehungsstufen des Bildes miteinbezieht, die Entwicklungen einer Formung von Zeiterfahrung. Die Schwierigkeiten, diese Zeit, die Erfahrungen in den Gedanken des Ich-Erzählers über das Schreiben: „Wie wäre dies, was wir durchlebten, so darzulegen, fragte ich mich, daß wir uns darin erkennen könnten. Die Form dafür würde monströs sein, würde Schwindel erwecken.“ („Die Ästhetik...“, S. 130)

— c, *Durchhalten*

Ungewöhnliches, Abstraktion, Nicht-schnell-Zugängliches muß nicht lebens-

fern sein. Anderschs Auseinandersetzung mit dem Schaffen seiner Frau hat damit zu tun. Gisela Andersch, die mit realistischer Landschaftsmalerei begonnen hatte, wandte sich später konstruktivistischer Darstellung zu. Alfred Andersch beschreibt diesen Prozeß so, daß man merkt, hier geht es um mehr als „Weissen“, die man oberflächlich erfassen könnte. Zu der Phase, während der in Gisela Anderschs Produktionen Gerüste dominierten, führt er aus: „Grundgedanke: alles, was halten soll, muß eine Achse haben... Makro-Querschnitte für die Vielfalt des Lebens. Dies befreit sie. Jetzt zeigt sich, daß sie insgeheim einen Ausweg aus dem Nichts-als-Konstruktiven gesucht und ihn gefunden hat: in der Konstruktion des Lebendigen.“ („Einige Zeichnungen“, S. 23) Das nicht direkt und gewohnt Realistische muß also nicht leeres Experiment oder Spielerei zu oberflächlicher Augenweide sein, oder gar ertragreiches Spiel mit innerer Leere der Käufer.

In Peter Weiss' Roman brechen die Arbeiter auf aus der Unmündigkeit. Konzentration, Kompression, Abstraktion („Grundgedanke: alles, was halten soll...“): Dauer, Überdauern, Durchhalten, das kennzeichnet nicht nur das Lebendige im allgemeinen, sondern die Arbeiterbewegung im besonderen, gerade zu Zeiten härtester Auseinandersetzungen, wie sie Weiss darstellt. Auch da ist eine Möglichkeit zu tieferer Beziehung zwischen moderner Kunst und revolutionärer Bewegung zu bedenken:

„... die Zurückgebliebenen versahn sich nur mit dem Notwendigsten. Dies war wie immer sauber und geordnet, nie waren die Stuben, in denen viele eng zusammen wohnten, dem Verfall preisgegeben, die Kargheit drückte verschwiegene zähe Auflehnung aus gegen den Ansturm von Demoralisierung und Verdummung.“ (S. 35) „... und ich sagte mir, jetzt unterm Dröhnen der Manövergeschwader, daß die bei unserer Armut absurd erscheinende Beschäftigung mit gedanklichen Reichtümern unser Anteil im Kampf ums Überleben sei, und daß in unsre leeren, graugrünen Räumlichkeiten sehr wohl die Gevierte des Giotto von Assissi und Padua paßten, mit ihrer stilisierten Kargheit.“ (S. 88) — d, *Produktiv-Kraft*

Es geht nicht nur um „moderne“ Kunst. Und nicht nur die Ordnung der Kargheit, erzwungen durch Kriege und Ausbeutung, schlägt Brücken zwischen Proletariat und Kunst. Für mich scheint im Schaffen von Weiss und Andersch ein fundamentalerer Bezug zwischen Kunst und Arbeiterklasse auf: die Produktivität — die Arbeit an dem Versuch, eine dialektische Einheit zwischen Kopf und Hand herzustellen auf dem Weg zur Selbsterkenntnis der Klasse und des Einzelnen in ihr, zur Befreiung der Arbeit. Darin, meine ich, wurzelt das, was Andersch in seiner Rezension der „Ästhetik des Widerstands“ „das Empfindlichste, das am wenigsten Sagbare..., das widersteht“, nennt. („Wie man widersteht...“, S. 153)

Am Ende von Weiss' Roman, Bilder von Goya, Géricault und Delacroix bedenkend und in ihnen Zukunft über den Tod hinaus sehend, stellt sich das Roman-Ich dem großen Zweifel. Die Verteidigung der spanischen Republik war nicht vom Erfolg gekrönt, der Zweite Weltkrieg steht fühlbar vor der Türe: „Was sollten wir anfangen mit diesen Zeichen der Einmaligkeit, was half uns das vollendet komponierte Massaker, wenn alles um uns ungelöst blieb.

Dann aber hörte ich wieder, als wir uns ausgestreckt hatten im Gras, unterm tiefgrünen Blattwerk, in diesem ewigen Tönen der Zikaden, die Stimme meines Vaters. Für ihn, sagte ich, wären dies Dinge gewesen, die ihn zum Forschen angeregt hätten. Warum, so könnte er fragen, ließ Géricault sich enttäuschen, warum ging er nicht erst recht zum Kampf über, da er die (ablehnende, d. V.) Reaktion auf sein Bild sah.“ (S. 350) In der dauernden Natur, vielleicht unter Olivenbäumen, mitten im Spanien vor dem Zweiten Weltkrieg stellt sich das Ich seiner Herkunft, seiner Geschichte, die mehr wird als individuelle Geschichte durch die eigenen Erfahrungen, das Leben des Vaters, dessen Wissensdrang und Widerstand. „Sein Wahlspruch war der Marx'sche Satz, daß die Arbeit das schöpferische Prinzip, das Wesen der Menschengattung ausmache. Probleme der Kunst, der Literatur wurden immer von der Basis der Arbeit aus erwogen. Wir werden einmal, sagte mein Vater, entdecken, daß es seit jeher eine Kunst im Untergrund gegeben hat, die das Leben der arbeitenden Menschen schilderte.“ (S. 351)

Welche Ähnlichkeit: die Kunst im Untergrund im Roman von Peter Weiss, die Strömung des Widerstands unter den Moden bei Andersch. Sicher gibt es Differenzen in der Kunstauffassung, aber gemeinsam ist das produktive Prinzip, über die Arbeit, das Arbeiten (moderne) Kunst und revolutionäres Proletariat geradezu (mit großen Schwierigkeiten) aufeinander zu verweisen. Andersch, selbst immer wieder betonend, daß er als Schriftsteller einen Beruf ausübt, den er höchst diszipliniert verfolgt, schreibt über den Arbeitsplatz seiner Frau: „Keine Spur von ‚künstlerischer Unordnung‘, Durcheinander, Schmutz. Alles ist klar geordnet, übersichtlich, zum Gebrauch bereit. Andererseits kein technischer Glanz, kein funktioneller glamour.“ („Einige Zeichnungen“, S. 13) Nur Oberfläche? Es geht hier nicht um die genügsame, geordnete Arbeit. Es geht um die Befreiung der Arbeit, um große Ordnungen. So wie für Neruda aus Majakowkis Strahlen die Ähren aufschossen (Ähren, die in neuer gesellschaftlicher Ordnung den Hunger der Massen stillen), wie in der Architektur von El Lissitzky oder auch Le Corbusier die Fähigkeit der Menschheit nach Ausdruck sucht, die von den Arbeitenden geschaffenen Erkenntnisse und Techniken in menschliche Bauten umzusetzen, so stößt Weiss mit seinem Roman ins Herz der Möglichkeiten unserer Epoche — „trotz alledem“. Er liefert einen riesigen, nicht monströsen, Diskurs neuen Denkens, einen „Strom des Bewußtseins“, das zu neuer Qualität vorstößt: der des politischen Handelns. Weiss' kollektiver Bewußtseinsstrom, in dem immer wieder eine Position durch Gegenpositionen relativiert und keine aktuelle oder prinzipielle Frage der Arbeiterbewegung bis hin zum Problem Führung/Basis ausgespart wird, verliert sich nicht im Relativismus. Eine dialektisch-materialistische Erkenntnistheorie ist in den Zeilen versteckt, die Diskussionen und Reflexionen sind verortet im Klassenkampf, der Diskurs schraubt sich, ohne den Kriegsschauplatz zu verlassen, der nicht Schau- sondern Tatplatz ist, um parteiliche Praxis. Die Wunden, die die Jahre schrecklichster Konfrontationen während des Kampfes gegen den internationalen Faschismus geschlagen haben, führen nicht zum Tod — fast ein literarisches „Guernica“: „Schönheit ist Handlung. In der großzügigen Tat finden wir Harmonie“. (S. 287)

In dieser schöpferischen historischen Praxis wächst das Bündnis, das Bündnis zwischen Kopf und Hand, zwischen Revolution und Kunst. Auch wenn am Ende des ersten Teils des Romans das proletarische Ich Spanien verlassen muß und in „einbrechende Dunkelheit“ fährt, auch wenn es von dem bürgerlichen Intellektuellen Ayschmann getrennt wird, der die Kunstzeitschrift „Cahiers d'Art“ mit den Vorstufen von Picassos „Guernica“ in die Gespräche eingebracht und damit zu Verständnis verholfen hatte, bleibt zwischen beiden eine Einheit, gewachsen aus Arbeit, politischem Kampf, Internationalismus: „Von den Ärmeln der Blusen gestreift, ein paar Worfetzen aufnehmend, den Rauch einer Zigarette einatmend, gingen wir in diesem Hin und Her, gehörten dem aus entgegengesetzten Richtungen zusammengewebten Weg an, der uns von Arbeit zu Arbeit führen würde. Gleich stand die Trennung bevor, der Krieg ging weiter, hier wurden wir nicht mehr gebraucht, Spanien aber war groß, lag überall, die Sache Spaniens begleitete uns, wohin auch immer wir kommen würden.“ (S. 360)

Einwände

Solche dialektischen Diskurse lassen die Mauer bröckeln. Sie befreien die Vorstellungen vom Schöpferischen von den Fesseln individualistischer Freiheit, von den Scheuklappen des leidvollen Todesblicks. Sie geben Aussicht, weil sie sich den großen Konflikten unserer Wirklichkeit stellen. Gerade darum spricht Peter Weiss auch von den Steinen, die seitens der Arbeiterbewegung eingefügt worden sind. In seiner Rezension des Romans zeigt Andersch auf diese. Er glaubt nicht wie Weiss an die Möglichkeit, das, „was im Verhältnis von Kommunistischer Partei und moderner Kunst versäumt worden ist“, nachzuholen: „Ein versäumter historischer Augenblick kann niemals nachgeholt werden.“ (S. 151)

Wie lange aber währt ein „historischer Augenblick“? Und: was sind die Grundlagen des Versäumnisses, was die von Weiss' Optimismus? Mich einlassend auf die These vom „historischen Augenblick“, meine ich, daß dieser Augenblick durchaus noch währt. Ich bin mir sehr wohl bewußt, daß Lebenszeiten vieler, die vom Versäumnis betroffen waren, vorbei sind, ihre produktive personelle Vereinigung mit der Arbeiterbewegung nicht mehr möglich ist. Das hat Folgen für den Versuch, Versäumtes nachzuholen. Aber die geschichtlichen Konflikte, auch die kunst-geschichtlichen Positionen wirken doch noch. Oder haben die Moden eine solche Kraft, Kontinuität zu zerbrechen? „Platt“ gesagt: Der Faschismus ist noch nicht besiegt, der Krieg noch nicht endgültig aus der Welt verbannt? Und sind etwa die Entwicklungen der Produktivkräfte schon allseits zu Nutzen und Freude der Menschen angeeignet?

Das aber haben doch die von Alfred Andersch genannten Künstler — Picasso, Leger, Kandinsky und Klee, Malewitsch und El Lissitzky — gewollt, dieselben, von denen er meint: „Die verstoßenen Söhne kehren nicht zurück. Sie haben erfahren, daß sie in der Fremde freundlich aufgenommen, von Fremden gerettet wurden“. Aufgenommen „von musischen und reichen Sammlern, Kunsthändlern und Museumsdirektoren“ — mag sein, aber gerettet — und das gar von der „Elite der Großbourgeoisie“? Die hat sich ja nun als Todfeind jeder Kultur, als Zerstörerin aller Menschenrechte erwiesen. Im Haus der Terroristen

bleibt die Kunst der Avantgarde der 20er und 30er Jahre einsam und unverstanden, ewig im Exil. Wir müssen sie heimholen. Und wir müssen sehen, daß der historische Augenblick auch insofern noch währt, als der Imperialismus, expansiv und menschenzerstörerisch wie eh und je, immer neue Anlässe — Vietnamkrieg und Rassismus, Arbeitslosigkeit und Neonazismus — zu künstlerischer Revolte auch heute liefert. Warum also gar sollten wir mit den damals verstoßenen Söhnen auch noch deren Söhne heute verloren geben?

Ich weiß, das alles sagt sich leichter, als es getan ist, und nichts wäre falscher als sich im Nachhinein über die Tiefe des Grabens, über die Härte der Fehl-Fronten leichtherzig zu täuschen. Aber daß sektiererische Absonderung ein Fehler war und daß das Gebot der Epoche das breiteste und weiteste Bündnis ist, das haben die Kommunisten gelernt. Parteiprogrammatik und Kulturpraxis sind international darauf orientiert. Sehen wir also zu, welche Konsequenz es für uns haben kann, wenn Andersch sagt: „Die großen Künstler standen immer links ... Es gibt keine konservative Kunst. Es gibt nur eine in den Museen konservierte Revolution“. („Einige Zeichnungen“ S. 30)

Qualifizierung

Was die Elite der Großbourgeoisie angeht — Eingemachtes kann sie in der Tat goutieren. Wie aber kommt, was jetzt nur Konserven ist, an die Massen, so daß sie es lebendig machen — das ist hier die Frage. Wie lernen die Massen, Kunst zu ent-konservieren? Vielleicht ist es gut, die Geschichte in der Geschichte, die uns Peter Weiss erzählt hat, anzuschauen: Arbeiter besuchen Museen. Sogar in Zeiten schärfster Unterdrückung. Sie wissen etwas, Jugendliche bürgerlicher Herkunft sind dabei, die ihre Kenntnisse zur Verfügung stellen und für Kritik (im Roman z.B. durch die Eltern der Arbeiterjugendlichen) offen sind: so entsteht Auseinandersetzung. Wir erfahren von Abendschulen, Lektüre am Küchentisch und Gesprächen darüber. Weiss gibt uns das Bild eines umfassenden und — soziologisch gesehen — doppelseitigen Qualifizierungsprozesses, der verwoben ist mit dem Befreiungskampf der Arbeiter und mit der Aneignung der Kunst seit der Antike. Kenntnisse werden abwechselnd vermittelt: Kunstkenntnis der durch Bildung Privilegierten, Erfahrung der Ausbeutung von Seiten derer, denen die Kunst wegkonserviert wurde.

„Beim Lehrer Nicolai lernte Pelageia Wlassowa mit 45 Jahren das Lesen“, heißt es in der Kantate „Die Mutter“ von Brecht und Eisler; das Lied „Lob des Lernens“ gibt das Ziel an: „Du mußt die Führung übernehmen“. Der Vater des Ich-Erzählers in der „Ästhetik des Widerstands“, Arbeiter, pflegte sorgsam die ihm nicht gehörenden Maschinen, sann auf Verbesserungen, deren Gewinn ihm (noch) nicht zugute kam. Deswegen kritisiert, sagt er, „daß sich ihm ringsum nichts anderes zeige, als daß wir uns vorbereiten auf die Übernahme der Macht“. (S. 350) Die Mutter und der Vater lebten beide in Zeiten ärgster Unterdrückung, sie unterm Zaren, er unter den Nazis.

Der Vater, die Söhne bei Weiss sind geprägt von der Arbeiterbildung durch die Arbeiterorganisationen. Diese Tradition klassenbewußter Qualifizierung, die den Horizont erweitert, ist — für die Bundesrepublik — durch Faschismus und bodenlosen Reformismus zeitweise abgebrochen, aber nicht zerstört worden. 1975 veröffentlicht Peter Weiss seinen Roman, in dem Anknüpfungs-

möglichkeiten gezeigt werden, Verbindungen zu Zeiten schärfster Konfrontation, in dem auch Verhärtung und Enge von Kommunisten historisch begreifbar werden als Geschwister des Misstrauens und der Aggressivität, die von — nicht nur faschistischen — Kriegern gegen den Sozialismus im Vorfeld des Zweiten Weltkriegs erlebt wird. Heute, angesichts der Möglichkeit friedlicher Zukunft, besserer Kampfbedingungen der Arbeiter, reicherer Erfahrungen ihrer Partei wird der Sturm auf die Mauer zwischen Kunst und Revolution möglich, wenn beide Seiten aufeinanderzugehen, dem Beispiel der Gruppe in Weiss' Roman folgend.

Dabei sind Vorurteile zu überwinden. Der Boden auf seiten der Kommunisten ist bereit, ihre Politik ist so offen wie ihre Reihen: Die Arbeiterbewegung braucht Köpfe, die bereit sind, ihr Wissen zu vermitteln und in der Praxis politischer Arbeit zu lernen. Keine Einseitigkeiten mehr! Es geht um mehr als „bloß“ die Überwindung der Trennung von Kunst und Arbeiterklasse. Es geht um geschichtliche Zukunft.

Hannes Stütz Mit Bertolt Brecht

Das war im Mai 1968. Das Berliner Ensemble spielte vor den Delegierten der Jugendkonferenz der IG Metall in Köln Brechts „Die Mutter“ nach Gorki. Niemals wieder habe ich im Theater eine derartige Betroffenheit eines Publikums erlebt. Die jungen Kollegen betrachteten die Bühne als Tribüne, auf der ihre ureigenste Sache abgehandelt wurde, geizten nicht mit Beifall, Lachen und nur mühsam unterdrückten Kommentaren — so etwa bei der Szene vor den Suchlinow-Werken, als Karpow den Vertrauensleuten das Ergebnis der Lohnverhandlungen vergeblich schmackhaft zu machen versucht. Ein großer Teil der Delegierten fuhr anschließend zur großen Demonstration in Bonn gegen die unmittelbar bevorstehende dritte Lesung und damit Verabschiedung der Notstandsgesetze. Als es schon auf dem Bahnhof von Grünen nur so wimmelte, waren aus den Delegiertenreihen die Worte Pelagea Wlassowas im „Bericht vom 1. Mai 1905“ zu vernehmen: „Gegen eine friedliche Demonstration kann die Polizei nichts haben.“

Auch Helene Weigel erinnerte sich noch zwei Jahre später — beim Gastspiel des BE anlässlich des 150. Geburtstags von Friedrich Engels in Wuppertal — an die außergewöhnliche Atmosphäre jener Mutter-Aufführung in Köln. Einige der jungen Kollegen kannten schon die „Fragen eines lesenden Arbeiters“, Gedichte und Lieder, einige wenige waren schon so etwas wie Arbeiterexperten in Sachen Brecht und bezogen ihr Klassenbewußtsein auch aus der Lektüre seiner damals schon oder noch greifbaren Werke, für die meisten jedoch war es ihre erste Begegnung mit Brecht überhaupt gewesen.

Sie standen hinterher beinah erbittert vor uns, der scheinbar privilegierten Intelligenz, und fragten: Warum kennen wir so etwas nicht? Warum hängt das

von einem Zufall ab? Warum geht das Stück nicht ein Jahr auf Tournee durch die Bundesrepublik, damit es alle Kollegen sehen können? Fragen, die — so ungerecht es schien, sie an uns zu stellen — doch die gemeinsame Wut und den Willen anstachelten, die Barrieren und feingesponnenen Netze zwischen Brecht und seinem Publikum, soweit unter unseren Bedingungen nur möglich, einzubrechen. Fragen auch, die innenwerden ließen, daß die große Masse der Arbeiter ihren Brecht erst mit einer Veränderung der politischen Kräfteverhältnisse in unserem Land wird in Besitz nehmen können. Fragen, die für die Arbeiter heute im Prinzip nicht anders stehen als damals, auch wenn der Brecht-Boykott eine ferne Erinnerung scheint und auf den Ruhrfestspielen Brecht heute Hausrecht hat. Oder glaubt jemand, mit der inzwischen vorliegenden Werkausgabe, den zahlreichen Aufführungen, Einzelausgaben, Langspielplatten sei wirklich der Sprung zu all denen bereits geglückt, die unbedingt zu Brechts Publikum gehören — oder werden sie einmal dieselben Fragen stellen wie die Kollegen 1968 in Köln?

Ohne Zweifel ist vieles erreicht worden, um Brecht zu seinem Publikum und umgekehrt das Publikum zu Brecht zu bringen. Doch der Eifer, mit dem Bertolt Brecht von den Spezialisten zum Klassiker weggeLOBT wird, nährt den Verdacht, daß es nunmehr genug damit sein soll. Man wiegt sich in der Hoffnung, die westzonalen und westdeutschen Schändlichkeiten im Umgang mit Brecht abgewaschen und ihn inzwischen bis zu einem gewissen Grade sogar für den Kampf der Systeme auf deutschem Boden — was die Wirkung auf die Intelligenz betrifft — gegen die DDR und die Kommunisten hierzulande dienlich gemacht, mindestens aber neutralisiert zu haben. Und damit will man es wohl gut sein lassen.

Mit keinem einzelnen Dichter haben sich das westdeutsche Großkapital und seine politischen und literarischen Verwalter mehr Mühe gemacht als mit Bertolt Brecht — zuerst, um ihn zum toten Hund zu erklären, dann — als dieser Versuch immer lächerlicher wurde — um ihn auf den Kopf zu stellen und einen Antikommunisten (einen „wahren“ Kommunisten, der logischerweise gegen die SED und die DDR sein mußte) aus ihm zu machen, und schließlich, da das Letztere so riskant ist — weil mit der Wirklichkeit nicht übereinstimmend —, um ihn über die Wolken der Klassen- und Systemkämpfe ins Reich der großen Geister zu erheben, um ihn der gepflegten Wirkungslosigkeit und der entsprechenden Tätigkeit der Literaturhistoriker zu übergeben.

Es ist vielleicht angebracht, 1978, anlässlich des 80. Geburtstages von Bertolt Brecht am 10. Februar und der beschriebenen Situation, vor allem den Jüngeren scheinbar altbekannte Tatsachen dieser Stationen in Erinnerung zu rufen.

Als Brecht aus dem amerikanischen Exil als Staatenloser zurückkehrte, war sein Name noch nicht in gleicher Weise ein Begriff wie heute. Zwar war vor der Machtergreifung der Nazis die Dreigroschenoper ein durchschlagender Erfolg gewesen, und bei der Uraufführung der Mutter 1932 hatte bereits die Polizei eingegriffen. Seine früheren und die im Exil entstandenen Werke kursierten illegal in engbegrenzten Kreisen Deutschlands. Er war aber 1945 ein Dichter unter vielen, bekannt in Kreisen der vom Faschismus exilierten und den über-

lebenden Antifaschisten zu Hause — darüber hinaus nicht den Massen, sondern dem Kapital.

Es gab noch keine BRD und keine DDR, sondern Besatzungszonen, Militärverwaltungen. Die antikommunistische Hexenjagd in den USA ließ Brecht keine Zeit, in Ruhe seine Zelte abzubrechen. Die Aufnahme des Verhörs vor dem Untersuchungsausschuss für antiamerikanische Umtriebe ist jetzt, im Zeitalter der Berufsverbote, ein hochaktuelles Dokument¹. Die alliierten Behörden der Westzonen verweigerten dem gebürtigen Augsburger die Einreise; die österreichische Staatsangehörigkeit — naheliegend, da Helene Weigel in Wien geboren war — war zu dieser Zeit nicht zu bekommen. Als sie endlich erteilt wurde, hätte der österreichische Unterrichtsminister durch eine gezielte Kampagne rechter Kreise beinahe zurücktreten müssen. Und hätte der österreichische Unterrichtsminister geahnt, wie sich die Weltverhältnisse entwickeln würden, wäre seine Presseerklärung 1951 sicher anders ausgefallen. Da jedoch die heutige österreichische Regierung, allen voran Bruno Kreisky, sich ganz ausnehmend für ihr genehme Schriftsteller vorzugsweise in umliegenden sozialistischen Ländern einsetzt, sei die damalige Agenturmeldung nochmals zitiert (nach *Frankfurter Rundschau* vom 6./7. 10. 1951):

„Wiener Ministerium zur Einbürgerung Brechts

Das österreichische Unterrichtsministerium gibt in einer Verlautbarung zu der Diskussion, die die Einbürgerung des Sowjetzonen-Dramatikers Bert Brecht in der österreichischen Presse ausgelöst hat, die Gründe für die Befürwortung des Antrags bekannt. Danach ist die Zustimmung zur Verleihung der Staatsbürgerschaft auf Grund „unaufhörlichen Drängens sämtlicher zuständiger Stellen in Salzburg“ nach langem Zögern gegeben worden. Eine wichtige Rolle habe ein befürwortendes Gutachten des „Verbandes demokratischer Schriftsteller“ gespielt. Im Hinblick auf Vorteile, die eine Einbürgerung Brechts vom kultur-politischen Prestige-Standpunkt und vom Devisenstandpunkt versprochen habe — es wurde angekündigt, daß Brecht in Österreich verlegen werde — sei dem Unterrichtsministerium schließlich keine andere Wahl geblieben, als sich der Zustimmung anzuschließen. (dpa)

Die „Salzburger Nachrichten“ melden am Freitag, daß maßgebliche politische Kreise in Wien den Rücktritt des Unterrichtsministers Dr. Felix Hurdus fordern, dessen Ministerium das Einbürgerungsgesuch befürwortete. Das Blatt sieht darin „eine unfassbare Leichtfertigkeit der verantwortlichen Stellen gegenüber den Infiltrationsversuchen des Weltkommunismus“. — Die Einbürgerung Bert Brechts erfolgte durch die Stadt Salzburg. (AP)²

Doch inzwischen hatte die sowjetisch besetzte Zone Deutschlands, in der dann die DDR entstand, dem Dichter Bertolt Brecht alle Arbeitsmöglichkeiten angeboten, die er brauchte. Die Grundlage für Wirkung und Weltruhm seines Werkes war von Partei und Regierung der Werktätigen dieses Teils Deutsch-

¹ Erschienen bei pläne-Verlag, Dortmund.

lands bereitgestellt. Die Blockade der Kapitalisten aller Länder gegen sein Werk aber war noch zu überwinden — und es brauchte den Einsatz Tausender und Zehntausender, bis sie fiel.

Die Blockade war nicht von schlechten Eltern. Sie wurde, wenn nichts anderes mehr half, administrativ oder kampagnenmäßig verordnet, im Kern aber ideologisch ausgetragen. Auf die Spitze getrieben — sowohl inhaltlich wie hinsichtlich der politischen Ebene — wurde sie 1957 in den Äußerungen des Außenministers der Bundesrepublik, der Bertolt Brecht mit dem von den Nazis zum Idol hochstilisierten Zuhälter und Hitlerjungen Horst Wessel verglich. Auch nach einem offenen Brief des Verlegers Suhrkamp vom 18. 5. 1957 nahm Minister von Brentano keineswegs Abstand von seinen Äußerungen, sondern antwortete ebenfalls mit einem offenen Brief, datiert vom 31. 5. 1957. Er lautet in der Wiedergabe des Presserates des Auswärtigen Amtes vom 3. 6. 1957 wie folgt (Schreibfehler sind beibehalten):

Bonn, den 31. Mai 1957

„Der Bundesminister
des Auswärtigen

Herrn
Verleger
Dr. Peter Suhrkamp
Frankfurt am Main
Untermainkai 13

Sehr geehrter Herr Suhrkamp,
als ich Ihren „Offenen Brief“ gelesen hatte, war ich mir zunächst im unklaren, ob ich ihn beantworten sollte. Er hat mich, wie ich Ihnen offen sagen möchte, peinlich berührt: Nicht wegen seines sachlichen Inhalts, über den zu diskutieren ich gerne bereit bin, sondern wegen seiner Form, die eine eigenartige Mischung von Anmaßung und Unduldsamkeit darstellt.
Ich habe mich aber doch dazu entschlossen zu antworten, weil ich es für möglich halte, daß Sie mein Schweigen mißverstehen würden.

Es war mir natürlich bekannt, daß Sie die Werke von Bertolt Brecht verlegt haben. Das ist Ihr gutes Recht, das Ihnen wohl niemand streitig machen wird. Aber es wäre doch ein origineller Zustand, wenn der Verleger das alleinige und ausschließliche Recht für sich in Anspruch nehmen wollte, ein Urteil über die in seinem Verlag erschienenen Autoren abzugeben. Und darum meine ich, daß Sie sich schon mit der Tatsache abfinden müssen, daß auch die Leser sich über Wert oder Unwert Ihrer Autoren äußern.

Die von Ihnen herausgegebene Sammlung der „Gedichte und Lieder“ von Bertolt Brecht ist mir wohlbekannt. Aber ich möchte Sie auf einige literarische Erzeugnisse Ihres Autors hinweisen, die keine Aufnahme in diese Sammlung gefunden haben. Da ich es für unwahrscheinlich halte, daß Ihnen diese „Gedichte“ unbekannt sind, liegt der Gedanke nahe, daß Sie einen Grund hatten, sie nicht zu veröffentlichen.

Ich denke an das Gedicht „Lob des Kommunismus“, und Sie werden mir erlauben, die Lücke in Ihrer Anthologie zu schließen, indem ich es nachstehend wiedergebe:

(... folgt Gedicht „Lob des Kommunismus“ ...)

Ein kurzer Brief verbietet es mir, noch weitere politische Erzeugnisse Ihres Autors, des Stalin-Preisträgers Bertold Brecht, vollinhaltlich wiederzugeben, der in dieser Auszeichnung „den höchsten und meist erstrebenswerten von allen Preisen erblickte, die heute verliehen werden können“. Ich beschränke mich darauf, Sie etwa an das „Spottlied“ Ihres Autors zu erinnern, das er anlässlich der Weltjugendspiele im Jahre 1951 in Berlin in neuen Sprachen verbreiten ließ, und das von Herrn Paul Dessau vertont wurde.

Vielleicht werden Sie mir antworten, daß auch andere Autoren einmal Dinge geschrieben haben, die nicht wertvoll sind. Diesem Einwand möchte ich begegnen: Ich kritisiere, was Herr Bertold Brecht schrieb, — die Kritik darüber, wie er es schrieb, überlasse ich gerne anderen, die sich dazu für berufener halten, als ich es bin.

Sie schreiben, daß Herr Brecht als Feind des Nationalsozialismus ins Exil gehen mußte und daß er einen leidenschaftlichen Kampf gegen dieses System geführt habe. Es ist, sehr geehrter Herr Suhrkamp, nicht diese Tätigkeit, die ich Herrn Brecht vorwerfe; und ich glaube, daß Sie das selbst wissen sollten. Wer gegen das Dritte Reich kämpfte, weil er Recht und Freiheit wiederherstellen wollte, hat meine volle Sympathie. Aber Herrn Brecht kam es doch offenbar nur daran, die Unfreiheit des Dritten Reiches durch die Sklaverei des Bolschewismus, die Schändung des Rechts im Nationalsozialismus durch die Herrschaft des Verbrechens im Kommunismus zu ersetzen. Erwarten Sie ernstlich, daß ein Mensch, der sich leidenschaftlich zur freiheitlich, demokratischen und rechtsstaatlichen Ordnung bekennt, zu solchen Vorstellungen schweigt?

Sie stellen die Frage, ob wir der Zeit des Nationalsozialismus so nahe seien, daß wir noch immer nicht genug auf der Hut seien vor den schlechten Angehörigkeiten von damals. Ich gebe Ihnen, sehr geehrter Herr Suhrkamp, diese Frage zurück. In den von mir zitierten Erzeugnissen Ihres Autors sehe ich in der Tat eine Verwilderung, — um mich Ihres Ausdrucks zu bedienen, — die stillschweigend hinzunehmen oder gar anzuerkennen ich allerdings nicht bereit bin.

Ihr Brief an mich war in dieser Form wohl nur möglich, weil wir, — um mit Ihrem Autor zu reden, — „im Sumpf der bürgerlichen Barbarei leben“. Daß er geschrieben werden konnte, begrüße ich, denn er ist ein überzeugender Beweis dafür, daß wir in der Freiheit leben. Ob Sie nicht eine andere Form dafür hätten wählen können, darüber nachzudenken überlasse ich Ihnen, sehr geehrter Herr Suhrkamp, und den Lesern unserer Korrespondenz.

Ich selbst war am 18. Juni 1953 in Berlin. Ich sprach mit den Angehörigen derer, die man erschlagen hatte, weil sie sich zur Freiheit bekannten. Und ich besuchte diejenigen, die mit schweren Verletzungen im Krankenhaus lagen, weil sie sich gegen den unerträglichen Terror eines miserablen Systems aufgelehnt hatten. Damals las ich, was Herr Bertold Brecht dem Generalsekretär der SED und Stellvertretenden Ministerpräsidenten der Sowjetzone, Herrn Walter Ul-

bricht, geschrieben hatte: „Es ist mir ein Bedürfnis, Ihnen in diesem Augenblick meine Verbundenheit mit der SED auszudrücken“.

Erlauben Sie mir, daß ich jetzt von dem Wortschatz Gebrauch mache, den Sie mir in Ihrem „Offenen Brief“ zur Verfügung stellen:

Diese Äußerung des Herrn Bertold Brecht war nicht nur eine Geschmacklosigkeit, sie war eine Infamie.

Vielleicht verstehen Sie, sehr geehrter Herr Suhrkamp, nunmehr das, was ich sagen wollte und was ich ohne Einschränkung auch aufrechterhalte.

Sie schließen Ihren Brief mit der rhetorischen Frage: „Wo soll noch Dichtung gedeihen, wo die Staatsmänner sie so leichtfertig abtun?“ Ich frage Sie, sehr geehrter Herr Suhrkamp: „Wo soll noch Freiheit bestehen, wo Dichter sie so leichtfertig wegwerfen?“

Mit vorzüglicher Hochachtung
gez. von Brentano

Man mag diese Episode als bleibende Schande des westdeutschen Kapitalismus bezeichnen — sie ist und bleibt es sicher —, doch führte von Brentano nur, auch literaturpolitisch, konsequent auf den Endpunkt, was der herrschenden Ideologie entsprach: die gesellschaftspolitische Theorie des „Totalitarismus“, die nach 1945 im Zuge des kalten Krieges von kapitalistischen Ideologen entwickelt wurde und die seit 1957 bis heute verbindlicher Bestandteil der Lehrpläne an den Schulen des Landes ist. Ihr Ziel ist vorgegeben: bestimmte pluralistisch erscheinende Formen des staatsmonopolistischen Kapitalismus (z. B. mehrere Parteien, mehrere Zeitungen usw.) als das Non-Plus-Ultra demokratischer Ordnung darzustellen und damit die Überlegenheit des Kapitalismus über den Sozialismus zu proklamieren und den antisozialistischen Kampf zu motivieren. Angesichts unserer Wirklichkeit klingt das wie Hohn und hatte trotzdem bis heute gewaltige Wirkung und vor allem den unschätzbaren Vorteil, daß die Auseinandersetzung mit dem Faschismus unterblieben und sogar zum Kampf gegen den Sozialismus umfunktioniert werden konnte — ein ideologisches Meisterstück des Kapitalismus nach 1945.

Ursprünglich entstanden aus bürgerlichen Versuchen, den Faschismus zu rationalisieren — aber bereits hier als Abdankung der bürgerlichen Theorie vor der Tatsache der kapitalistisch-imperialistischen Herkunft des Faschismus — entdeckten Heere von Ost-Forschern und alten Nazis sehr bald die Brauchbarkeit der Totalitarismus-, „Theorie“ für ihren antisozialistischen Kampfauftrag. Fortan konnten sie Vergangenheit bewältigen, indem sie in Ostberlin bronzenen Haustürklinken demonstrierten — oder wessen sie sonst habhaft werden konnten. Daß die Totalitarismus-Theorie gar keine Theorie war, mußte ein Ost-Forscher wie Ernst Richert noch 1963 eingestehen: „Es besteht keine theoretische Klarheit über die Realitäten, die ein System als ein diktatoriales, ein autoritäres, ein totalitäres System charakterisieren, und demgegenüber auch keine Klarheit über diese Begriffe. ... Am wenigsten ist Klarheit darüber geschaffen, wann — d. h. unter welchen Bedingungen — totalitäre Systeme überhaupt entstehen

können und was denn das ist, das da in einer komplexen geschichtlichen Erscheinung als das spezifisch Totalitäre bezeichnet wird" (Ernst Richert, *Macht ohne Mandat*, Westdeutscher Verlag 1963, S. XI).

Solche Sätze sind formuliert und gedruckt 30 Jahre nach dem 13. Plenum des Exekutivkomitees der Komintern vom Dezember 1933, auf dem erklärt wurde: „Der Faschismus ist die offene terroristische Diktatur der reaktionärsten, am meisten chauvinistischen, am meisten imperialistischen Elemente des Finanzkapitals.“

Alle theoretische Leimarbeit an der brüdiger werdenden Totalitarismusthese zielt ausschließlich auf die Aufrüstung des Antikommunismus, dem sowieso alles recht ist, was auch nur einen Tag hält; bevor man noch versuchte, die Totalitarismus-Theorie „wissenschaftlich“ zu formulieren, war die Gleichsetzung von links und rechts längst gang und gäbe, auch im Falle Brecht. Ein bereits 1951 in der BRD kursierendes Flugblatt verbreitete:

„Sie sind nicht besser, Herr Brecht, als der SS-Mann, der in Auschwitz Juden in die Gaskammer trieb, als der ‚Volksrichter‘, der in Ihrer ‚demokratischen‘ Republik Tausende von Unschuldigen zum langsam, qualvollen Sterben verurteilt! Sie, der Sie ein Schriftsteller sein wollen, ein Dichter, und der Sie aus diesem Grunde über eine viel höher entwickelte Bewußtseinsstufe, eine akutere Intelligenz verfügen müssen, Sie sind verdammenswürdiger als sie alle. Für Sie gibt es keine mildernden Umstände, Sie haben gewählt, Sie müssen dafür einstehen. Niemand kann Ihnen Ihre Schuld abnehmen.“ (Aktion-Verlag, Ffm.)

Dieses Flugblatt war die Antwort auf verschiedene Äußerungen Brechts zu den grundlegenden politischen Fragen seiner und wohl auch noch unserer Zeit. In einem Brief „An den Kongreß für kulturelle Freiheit“ schreibt Brecht:

„An den Kongreß für kulturelle Freiheit

Sie sind zusammengekommen, um über die Zukunft der Freiheit zu beraten, der kulturellen, wie ich höre, und der politischen und ökonomischen, wie ich hoffe. Eine solche Beratung, ja, eine unablässige Folge solcher Beratungen ist durchaus nötig, denn in vielen Ländern, den meisten, lebt der Großteil der Bevölkerung, der arbeitende, noch in absoluter, wenn auch verdeckter Knechtschaft und hat nicht die Freiheit, etwas zur Änderung und Besserung des Lebens in ökonomischer Hinsicht zu unternehmen. Es wird Ihre Aufgabe sein, darüber zu beraten. Die Freiheit, sein Leben zu verbessern — das Wort ‚Leben‘ im einfachsten Sinne verstanden —, ist die elementarste aller Freiheiten des Menschen. Von ihr hängt die Entwicklung der Kultur ab, und es hat keinen Sinn, über Freiheit und Kultur zu sprechen, wenn nicht diese Freiheit, das Leben zu verbessern, besprochen wird. Die erste Bedingung eines besseren Lebens ist dann der Friede, die Sicherheit des Friedens. Lassen Sie uns doch alle gesellschaftlichen Systeme, an die wir denken mögen, zu allererst daraufhin untersuchen, ob sie ohne Krieg auskommen. Lassen Sie uns zu allererst um die Freiheit kämpfen, Frieden verlangen zu dürfen. Sage keiner: Erst müssen wir darüber sprechen, was für ein Friede es sein soll. Sage jeder: Erst soll es Friede sein. Dulden wir da keine Ausflucht, scheuen wir da nicht den Vorwurf, primitiv zu sein! Seien wir einfach für den Frieden! Diffamieren wir alle Regierungen,

die den Krieg nicht diffamieren! Erlauben wir nicht, daß über die Zukunft der Kultur die Atombombe entscheidet! Man hat gesagt, die Freiheit entsteht dadurch, daß man sie sich nimmt. Nehmen wir uns also zu allererst die Freiheit, für den Frieden zu arbeiten!“

(BB, Gesammelte Werke 20, Schriften zur Politik und Gesellschaft, S. 315 f.)

Die im Falle Bertolt Brecht auch literaturpolitisch konsequent angewandte „Totalitarismus-Theorie“ führte auf den Feuilletonseiten der bürgerlichen Zeitungen zu den merkwürdigsten Eiertänzen. Immerhin saßen da hin und wieder Leute hinter der Schreibmaschine, die ahnten, daß das Werk Brechts und seine unaufhaltsamen Leser am Ende stärker als jeder Boykott sein würden. In der Besprechung der Wuppertaler Aufführung von „Der gute Mensch von Sezuan“ (FAZ, 7. 4. 1955) deutet sich das durch das grobe Raster hindurch erst an:

„Geschrieben 1942 jenseits des Ozeans. Beabsichtigt vielleicht als profunde Ent- hüllung der Fron drüber am Fließband; Enthüllung auch all der proletarischen Überläufer, die nach oben buckeln und nach unten treten. Heute, wo sie uns als Import aus dem Lande des Stachanow-Systems zufliest, wirkt das blankhin wie ungewollte Selbstironie. Zumal wenn man sich, für die Dauer eines Augen- blicks, den schüchternen Staatsdichter dazudenkt — wie er seine Sensibilität, auf Kosten von 18 Millionen DDR-Bewohnern, in einer Zimmerflucht des ‚Adlon‘ verbirgt ... Nee, wissense, nee ...
... Von der gleichen Krankheit scheinen die eingestreuten Chansons befallen — ob nur infolge der krampfhaften Tontrommelci Paul Dessaus oder ob aus interner Substanzschwund, vermag ich nicht zu entscheiden. Weiterhin schien eine Szene ganz unerträglich: der Mutterjubel Shen Tes, wie sie entdeckt, daß sie schwanger ist und dann Ei-Ei-Pantomime vom künftigen Kindlein vorpiepst. Das ist Mama-Kitsch aus Woolworth-Gefilden oder vom Ufer der Moskwa, würdig eines Jul-Festes in irgendeinem NS-Mütterheim.
Aber sonst? Hut ab: wie kann der Mann Szenen bauen!“

In derselben Zeitung heißt es zur Erstaufführung des „Galileo Galilei“ in der BRD (FAZ vom 20. 4. 1955):

„Dabei geht — hélas — mancher Schmelz verloren. An seine Stelle setzt sich ein eifriger, kluger, hie und da etwas dürrer Positivismus — Lehrhaftigkeit, die das Neueste von vor dreihundert Jahren hübsch als Exempel doziert. Gewiß, man muß zugeben, auch das noch gelingt Herrn Brecht, ohne zu langweilen ...“

Der Beifall zögerte anfangs. („Durfte man?“) Aber die allgemein befriedigte Schaulust zollte am Schluß dann den Darstellern reichlichen Dank. Warum auch nicht? Dem resignierenden, quasi geläuterten Aufrührer (nicht Brecht, sondern Galilei) durften ja alle hier zuklatschen — im Alten Heiligen Köln ...“

Diese Beispiele ließen sich zur allgemeinen Ergötzung fortführen. Immerhin bleibt festzuhalten, wenn man spätere und heutige Brecht-Rezensionen liest, daß die Bourgeoisie in der Verfolgung ihrer Ziele durchaus lernfähig ist.

Der Lernprozeß mit Brecht fand seinen Niederschlag in einem sich Anfang der

60er Jahre herausbildenden und wenig später fast durchgehenden neuen Umgang der westlichen Welt mit Bertolt Brecht. Es war just die Zeit einer Umrüstung in der außenpolitischen Ideologie und Strategie des Imperialismus. Die Totalitarismus-„Theorie“ — in ihrer sozialen Wirkung neben der Bekräftigung der unabänderlichen Güte des scheinpluralistischen Kapitalismus eine latente Kreuzzugsidologie — wurde abgelöst bzw. ergänzt durch etwas „völlig Neues“: Die Konvergenztheorie wurde geheckt.

Was sich bisher ausschloß wie Feuer und Wasser, nämlich Kapitalismus und Sozialismus, BRD und DDR, was aufgerollt, zurückerobert, vom Erdboden vertilgt werden sollte und im Namen der heiligsten brüderlichen Ideale auch mußte — der Sozialismus, gewann plötzlich Eigenschaften, die ihn mit dem feinsten Edelkapitalismus, wie wir ihn bei uns und einzig auf der Welt bis vor kurzem hatten, „konvergierfähig“ machten — eine kühne Wendung nach dem Motto: „Was schert mich mein dummes Geschwätz von gestern?“

Das war um so kühner, als in der antikommunistischen Kampagne nach dem 13. August 1961 noch einmal versucht wurde, alle Kräfte zu einem umfassenden Brecht-Boykott zu mobilisieren. Es gelang nur ein Schlag ins Wasser: unter den aufgeklärten Theaterzuschauern der BRD hatte Brecht schon ein Publikum gefunden, und engagierte Demokraten innerhalb wie außerhalb der Theater — unter vielen anderen die Intendanten Buckwitz in Frankfurt und Hübner in Ulm — widerstanden der offiziell ausgerufenen, von Springer täglich neu angeheizten Hysterie.

Der „Theorie“ der Annäherung der Systeme — ebenso unwissenschaftlich wie die „Theorie“ des Totalitarismus — folgte die entsprechende Strategie. Das Pärchen Totalitarismus/Kalter Krieg wurde von dem Gespann Konvergenz/Brückenschlag abgelöst bzw. ergänzt. (Die Strategie des Brückenschlags wesentlich formuliert vom heutigen Berater des US-Präsidenten, Brzezinski.) Es war die Vorbereitung des Imperialismus auf die Politik der friedlichen Koexistenz, die die realistischer Denkenden auf sich zukommen sahen.

Der Brückenschlag erreichte auch Bertolt Brecht. Schon 1962 erkannte Westberlins Volksbildungssenator Tiburtius: „Wir können Brecht nicht auf die Dauer den Kommunisten überlassen“ (*Welt*, 13. 11. 1962). Die Zeitung berichtet weiter: „Das gleiche, so setzte Tiburtius hinzu, gelte für die großen Meister Russlands, Polens, Böhmens und Ungarns.“

Hermann Josef Duhfues, Geschäftsführender Vorsitzender der CDU, mußte sich 1963 zum Thema „Brecht — Propagandist? — Dichter?“ engagieren, weil die Leiterin einer CDU-Frauengruppe ein Brecht-Gedicht auf die Tagesordnung einer Weihnachtsfeier gesetzt und postwendend ein Ausschlußverfahren wegen parteischädigenden Verhaltens am Halse hatte. Duhfues versuchte im Februar-Heft 1963 „Deutsches Monatsblatt“ die neue Linie zu erläutern und wandte sich gegen das Parteiverfahren.

Es war schwierig, die Geister auf die neuen Feinheiten zu orientieren. Immerhin erhob ein in diesem Falle spätbegreifender Rainer Barzel noch am 10. 3. 1965 im Bundestag seine Stimme mit: „Hitler ist tot. Ulbricht lebt.“ Aber trotz vieler Nachzügler — die neue Linie setzte sich durch, schließlich hatte man die Macht und die Medien. Es entstand eine Schar bürgerlicher

„Brecht“-Kenner, gefördert, benutzt und eingeflogen, die von nun ab zu jedem und allem Brecht-Betreffenden füllige Zeitungsseiten zur Verfügung bekamen. Einer von ihnen, Martin Esslin, schrieb am 2. 4. 1964 über seinen Artikel betreffend den gar nicht toten, sondern im Gegenteil quicklebendigen Hund Bertolt Brecht in *Die Welt der Literatur* zutiefst empört: „Das ist nicht der ganze Bertolt Brecht.“ Womit er die bereits vorliegenden Editionen des Suhrkamp-Verlages meinte. Was man zwanzig Jahre lang verhindern wollte, konnte nun nicht mehr schnell genug gehen.

Herr oder Mr. Esslin, stellvertretender Hörspielleiter des BBC, hatte schon 1962 (Brecht, Das Paradox des politischen Dichters, Frankfurt/M. und Bonn, Athenäum-Verlag) die neue Linie formulieren dürfen (z. B. daß Brecht „zunächst ein Liberaler war“) und war von nun ab nicht mehr abzuschalten. Seine Brecht-Artikel, fürchte ich, könnten Bände füllen. Und immer geht es nur um einen Punkt. Aus der Flut der Esslinschen Auslassungen beinahe wahllos zitiert: „Weit unbequemer aber noch hat Brecht sich für jene Kreise im Osten erwiesen, die den von allem Anfang an törichten Versuch machen wollten, den skeptischen, listigen, antidogmatischen Individualisten Brecht als einen braven Parteiheiligen darzustellen und sein Prestige in der Welt zu propagandistischen Zwecken auszuschlagen“ (*Die Welt*, 13. 8. 1966).

Dem Esslinschen Wirken war Wirkung nicht versagt. Wie sollte sie auch, wenn buchstäblich keine auch noch so abgeschmackte Möglichkeit ausgelassen wurde, in dem zitierten Sinne einzuhaken, zu unterstellen, zu verdrehen — und nahezu unbegrenzte Publikationsmöglichkeiten dafür zur Verfügung standen. Große Empörung galt zum Beispiel der „Zensur“-Tatsache (der sich auch Jürgen Rühle, damals noch in der *Welt* vom 19. 3. 1964 anschloß), daß der Suhrkamp-Verlag in seiner sechsbändigen Edition der Brechtschen Gedichte den „Gesang des Soldaten der Roten Armee“ unterschlagen hatte oder angeblich mußte — ein Gerücht unter Hunderten, die Esslin in Umlauf setzte, immer in Spekulation auf die verbreitete Brecht-Unkenntnis im Westen. Es handelte sich schlicht um ein frühes Brecht-Gedicht auf einen Soldaten der Roten Armee der Bayerischen Räterepublik, das Brecht selbst nach 1927 aus den weiteren Ausgaben der „Hauspostille“ herausnahm, um der Verwechslung mit der Roten Armee zu entgehen, die die faschistische Dampfwalze auf sich zukommen sah. Soviel Richtigstellungen wie Unterstellungen waren kaum möglich, und bis der Verleger Siegfried Unseld zum Beispiel die angeführte Billigargumentation richtiggestellt hatte, hatte sie längst ihre Wirkung getan.

Und trotzdem waren die brückenschlagenden Literaturartisten und -kosmetiker in diesem Falle zu spät gekommen. Brecht, der kommunistische Dichter, tat seine Wirkung. Seinen Einfluß z. B. auf den SDS der sechziger Jahre und die Bewegung der außerparlamentarischen Opposition hat meines Wissens noch niemand untersucht. Er dürfte ganz beträchtlich sein.

Manchmal stelle ich mir vor, der uralte Bertolt Brecht hätte während der Terroristen-Hysterie des letzten Jahres unter uns gelebt — und frage mich, ob er es überlebt hätte, oder ob Springer wieder einen Schützen ermuntert hätte. Wenn Luise Rinser und Chotjewitz Bannstrahl und Anklage treffen — was hätte ihn getroffen?

Der Unterschied zwischen Schreiben und Machen wird geringer. Ob gewollt oder nicht — das geschriebene Wort liegt in der Waagschale der Klassen- und Systemkämpfe und wiegt immer schwerer. Schließlich hat es auch im Sozialismus Macht gewonnen, die ausstrahlt. Daß diese Macht auch von Gegnern des Sozialismus zu nutzen versucht wird — logisch.

Was wir zur Zeit an Feuerzauber erleben, erinnert allerdings an vergangene geglaubte Kalte-Kriegs-Zeiten. Das reicht bis in den Wortschatz. Die *Zeit* griff jüngst gar wieder auf das altvertraute „Pankow“ zurück. Wäre der Bild-, Zeit- und Spiegelleser nicht aus jahrelanger unterbewußter Erfahrung schon so abgebrüht, müßte er sich eigentlich jeden Morgen als erstes darüber wundern, daß das „Zonenregime“ noch immer nicht zusammengebrochen ist. Doch die Ostklappen im Look der 50er Jahre werden uns verpaßt, um uns besser auf die neuen und härteren Verwertungsbedingungen des Kapitals abrichten zu können, die Fakten selbst spielen dabei eine untergeordnete Rolle. Die Abrichtung kann nur funktionieren, wenn kein Arbeitsloser auf die Frage kommt, warum sein Zustand 100 km weiter östlich unbekannt ist. Die Stationierung der Neutronenbombe muß zur logischen und logistischen Routineangelegenheit werden, hinter der Frage nach diesem oder jenem im Ausland noch ungedruckten Manuskript. Bertolt Brecht hat die Wucht solcher Kampagnen erlebt, er wußte immer, wo sein Platz war. Das später gereichte westliche Zuckerbrot konnte er nicht mehr selbst zerkrümeln. Jetzt soll er nach dem Willen der Bourgeoisie aus dem Getümmel herausgehalten werden. Aber gerade da brauchen wir ihn, nicht in Walhalla. Millionen bei uns, die auf ihn warten, haben außer seinem Namen und dem Mackie-Messer-Song noch nie etwas von ihm gehört. Es ist entschieden zu früh, aus Bertolt Brecht einen „Klassiker“ machen zu wollen. Sein Solidaritätstelegramm an die SED-Führung in der aufgeputzten Atmosphäre des 17. Juni 1953 ist nicht vergessen — dafür hat schon die Bourgeoisie gesorgt. Nicht vergessen sind auch seine Aufrufe für Frieden und reale Freiheit, sein Gruß an die Kämpfer in den Konzentrationslagern. Beinahe ist er ein Sinnbild für die Schwierigkeiten der Herrschenden hierzulande nicht nur mit kommunistischen Dichtern, sondern mit Kommunisten überhaupt ... und zeigt auch, daß diese Kommunisten weder boykottiert noch gekauft werden können.

Müßig zu spekulieren, ob der Kalte Krieg und seine Krieger Bertolt Brecht hätten vernichten können, wenn die DDR nicht gewesen wäre. Es genügt zu wissen, daß sie es wollten. Wenn sie ihn heute säuerlich zur Brust nehmen, in den Ahnensaal komplimentieren und den Trick mit der zersägten Jungfrau aufführen müssen — oben böse Politik, unten holde Kunst —, dann zeigt uns der Alte auch hier noch, wer in den letzten dreißig Jahren das Rennen gemacht hat. — „Aber rühmen wir nicht nur den Weisen,/Dessen Name auf dem Buche prangt!/Denn man muß dem Weisen seine Weisheit erst entreißen./Darum sei der Zöllner auch bedankt:/Er hat sie ihm abverlangt.“

Zu: Rudolf Bahro, Die Alternative. Zur Kritik des real existierenden Sozialismus. Köln/Frankfurt/M.: 1977 (Seitenangaben jeweils dort).

I

„Bahro ist ein überzeugter Marxist ... Er spricht offen und schonungslos aus, was seiner Ansicht nach endlich einmal gesagt werden muß — das in der DDR und in den übrigen Ländern des Ostblocks praktizierte System hat nichts mit Sozialismus, nichts mit der Lehre von Karl Marx zu tun.“

(Klapptext der Europäischen Verlagsanstalt)

Wovon Bahro überzeugt ist, läßt sich schwer sagen. Dafür, daß er kein Marxist ist, gibt es Kriterien. Den Marxismus kennzeichnen die Grundpositionen des Manifests der Kommunistischen Partei, der Gründungsurkunde des wissenschaftlichen Sozialismus, „daß der erste Schritt in der Arbeiterrevolution die Erhebung des Proletariats zur herrschenden Klasse, die Erkämpfung der Demokratie ist. Das Proletariat wird seine politische Herrschaft dazu benutzen, der Bourgeoisie nach und nach alles Kapital zu entreißen, alle Produktionsinstrumente in den Händen des Staats, d. h. des als herrschende Klasse organisierten Proletariats zu zentralisieren und die Masse der Produktionskräfte möglichst rasch zu vermehren“. Eine andere Kraft, einen anderen Weg zum Sozialismus und von da weiter zum Kommunismus hat Karl Marx nicht gesehen, ja für unmöglich gehalten. Sein theoretisches und praktisches Lebenswerk gilt dem Beweis und der Verwirklichung dieser — inzwischen vom Verlauf der Geschichte und damit vom Kriterium der Praxis bestätigten — welthistorischen Mission der Arbeiterklasse. Das Leugnen dieser Mission ist der eigentliche rote Faden, um den sich der Bahrosche Text windet: „Gerade im real existierenden Sozialismus hat sich mit aller Deutlichkeit erwiesen, daß das Industrieproletariat als solches nicht die ihm vorausgesagten Perspektiven besitzt“ (224). Mehr noch, für Bahro ist es eine „inzwischen offensichtliche Tatsache, daß das Proletariat nicht herrschende Klasse sein kann“ (231, kursiv bei Bahro).

Genau hinsichtlich dieser den Kern des Marxismus betreffenden Revision bekräftigt der „überzeugte Marxist“ Bahro: „Marx und Lenin haben sich nur wie andere Ideologen vor ihnen über die objektiven Widersprüche hinweggetäuscht, die notwendig in ihre Konzeption und Aktivitäten eingehen mußten“ (232). Mittlerweile habe die Wissenschaft, insbesondere „das umwälzende Werk Freuds und seiner Schule“, die „objektiven Widersprüche“ klarer analysiert und einen Stand erreicht, „der es heute gestattet, für schlechthin unmöglich zu erklären, daß eine unterdrückte, der Arbeitsteilung unterworfenen, entfremdeten Klasse von unmittelbaren Produzenten ‚selbst‘ herrschende Klasse werden und in dieser Rolle die Hegemonie über den ganzen Kulturprozeß ihrer Gesellschaft ausüben könnte“ (235).

Natürlich wäre es unlogisch, wenn dieser in der Wolle gefärbte Revisionist des Marxismus der DDR und den „übrigen Ländern des Ostblocks“ vorwerfen würde, ihre Praxis hätte nichts mit der Lehre von Karl Marx zu tun. So stimmt denn auch eher das Gegenteil. Er wirft ihnen erstens vor, daß sie Marx und Lenin nicht in seinem Sinne — und das heißt: vollständig — revidieren, und zweitens, daß der „Ostblock“, allen voran der Sowjetstaat, die Lehre von Karl Marx angewendet habe, obwohl weder in Rußland noch in den anderen ost-europäischen Ländern die Voraussetzungen für den Aufbau des Sozialismus vorhanden gewesen wäre.

Letztlich ist sogar die Behauptung, Bahro habe ausgesprochen, „was endlich einmal gesagt werden muß“, eine Täuschung. Bahro, der sich auf drollige Art (von Lenin bis Bahro ist bereits mehr Zeit verstrichen und mehr passiert als seinerzeit von Marx bis Lenin) eine wissenschaftliche Ahnenreihe höchster Qualität zulegt, hat einige theoretische Hauptväter aus der bunten Sippe der professionellen Gegner des realen Sozialismus und der Arbeiterbewegung überhaupt. Wir treffen wieder die alten Bekannten aus der Schule der Konvergenztheorie der Industriegesellschaft — Bahro begrüßt u. a. den Carter-Berater Z. K. Brzezinski mit seinem „technotronischen Zeitalter“, er solidarisiert sich mit den Auffassungen des früheren US-Präsidenten-Beraters Rostow, der seinem (von Bahro als zutreffend eingeschätzten) Buch seinerzeit den Untertitel: „Ein nicht-kommunistisches Manifest“ gegeben hat. Allgegenwärtig fast die Frankfurter Schule mit ihrem neuen „revolutionären Subjekt“, der kritischen Intelligenz. Schließlich und vor allem die Trotzkisten, vom Stammvater bis zum aktuellen Familienoberhaupt Mandel, der sich ja dann auch gehörig dankbar revanchiert.

Was Bahro zu sagen hat, ist also schon sehr oft gesagt worden. (Übrigens besonders häufig verlegt von Bahros Verleger, der gewerkschaftseigenen Europäischen Verlagsanstalt. Es ist nicht recht einzusehen, welchen Wert Schmäh-schriften gegen die Arbeiterklasse für die Gewerkschaftsbewegung haben können.)

Das Besondere sollte diesmal mit dem Trick vom „überzeugten Marxisten“ gelingen: Bitte sehr, die Klügsten von denen merken es doch selber schon ... Und siehe da, kaum ist die Schrift raus, kommt das „Manifest“ gleich eines ganzen „Bundes Demokratischer Kommunisten“ hinterher, die zwar ungeschickter formulieren, aber ganz auf Bahro-Welle senden. Wie es der Zufall will, kommen beide, „Manifest“ und Bahro-Text, zunächst im *Spiegel* heraus, der die historische Aufgabe eines Zentralorgans für „wahren Sozialismus“, für unverfälschten Marxismus übernommen hat, uneigennützig assistiert von der gesamten Monopolpresse inklusive Springer.

Wer meint, daß die Frage, welches Interesse die Monopolpresse der BRD mit Bahro und Co. verbindet, als unsachlich oder zumindest zweitrangig hintanzustellen wäre, ist im Irrtum darüber, was hier Sache ist. Der Vorsitzende der IG Metall, Eugen Loderer, hat auf dem letzten Gewerkschaftstag festgestellt, das große Kapital habe bis heute keinen Frieden mit den Arbeitern und Angestellten gemacht, die deshalb stets kampfbereit sein müßten. Das gilt, für die BRD als Welthandelsland Nr. 2 mehr noch als für andere, sowohl im eigenen Haus

als auch weltweit. Niemand wird bestreiten, daß die Bahro-Texte vom großen Kapital der BRD als Munition verschossen wurden und werden. Gegen wen wohl? Und wieso ist das möglich?

II

Aus der Logik des Herrschaftsinteresses des großen Kapitals hat Bahros Text die Funktion, das monopolkapitalistische Eigentum von der Schuld an der offenkundigen Krise aller gesellschaftlichen Bereiche freizusprechen und die Unmöglichkeit der Alternative in Gestalt des realen Sozialismus zu „belegen“. Die Legitimität des staatsmonopolistischen Kapitalismus ist im Schwinden, Dauerarbeitslosigkeit in Millionenhöhe und Realeinkommensabbau sind bestürzende Offenbarungseide einer vorgeblich „sozialen Marktwirtschaft“. Bahro erscheint nun — wie bestellt — als Entlastungszeuge in dieser historischen Verhandlung. Auf diese seine Rolle macht Bahro selbst mit großer Geste schon in der Einleitung seines Buches aufmerksam.

Halten wir noch vor der Würdigung einzelner Argumente fest, was der „überzeugte Marxist“ sich da aufs Panier geschrieben hat:

Mit der Eigentumsfrage geht man am Kern der Probleme unserer Tage vorbei: „Der Gedanke der Aufhebung des Privateigentums wird überlastet, wenn wir die Überwindung von Verhältnissen in ihn einschließen, die letztlich nicht auf dem Privateigentum beruhen“ (54). Und dann zählt Bahro diese „Verhältnisse“ auf: „die Ausbeutung und Unterdrückung der Frau“, „die Herrschaft der Stadt über das Land“, „die Ausbeutung und Unterdrückung der Handarbeiter durch die Kopfarbeiter“, von Bahro gemeint als die Unterdrückung der Produktionsarbeiter durch die Intelligenz. Damit auch jeder merkt, wie völlig nebensächlich die Eigentumsfrage ist, stellt Bahro ausdrücklich fest, daß mit den genannten Ausbeutungs- und Unterdrückungsverhältnissen stets auch „die grundlegenden Elemente der gesellschaftlichen Arbeitsteilung und des Staates gegeben“ sind (54 f.). Im realen Sozialismus „(hat eben) die Abschaffung des Privateigentums an den Produktionsmitteln zunächst keineswegs ihre Verwandlung in Volkeigentum bedeutet. Vielmehr steht die ganze Gesellschaft eigentumslos ihrer Staatsmaschine gegenüber“ (48). Nachdem sich einstweilen herausgestellt hat: „Wir setzen den ‚kapitalistischen Weg‘ fort“, kommt es noch schlimmer: „Die Entfremdung, die Subalternität der arbeitenden Massen dauert auf einer neuen Stufe an“ (8). Die werktätigen Massen sind deshalb im realen Sozialismus noch eine Stufe schlechter dran, da dort „die Gewerkschaften nicht mehr ihre Assoziationen, sondern Assoziationen für sie sind“; deshalb „sind sie institutionell gesehen machtloser als zuvor“ (285).

Alle diese gravierenden Mängel, die Bahro feststellt, „diese charakteristischen Erscheinungsformen der Herrschaft“ (163), sind nicht „ein Problem unzulänglicher Verwirklichung“ (22), sondern die „praktisch unvermeidlichen Konsequenzen eines bestimmten historischen Progresses“ (163). Bahro verkündet die „Erkenntnis ...“, daß der schwelende Krise unseres Systems nicht bloß temporäre Ursachen, sondern tiefe sozialökonomische Widersprüche zugrunde liegen, die im Wesen der Produktionsverhältnisse wurzeln“ (10). Die „neue antagonistische Gesellschaft“ wird von einer „Staatsmaschine“ beherrscht, „wie sie Marx

in der Revolution zerbrechen wollte, um sie in keiner Form und unter keinem Vorwand wieder auferstehen zu lassen“ (36). Lassen wir hier noch dahingestellt, ob Marx, sonst so „revisionsbedürftig“, hier von Bahro zu Recht zustimmend zitiert werden kann. Auf jeden Fall ist klar, worum es Bahro geht: um das „Zerbrechen der Staatsmaschine“ in den sozialistischen Ländern, um die „revolutionäre“ Ablösung des als anachronistisch erklärten Sowjet-Systems, und zwar so, daß „die beherrschenden politischen Strukturen nicht nur adaptiert, sondern in ihrer sozialen Substanz verändert“ werden (11).

Bahro macht eine sorgfältige Skizze für die Konterrevolution in den sozialistischen Ländern. „Zunächst gilt es, den Spielraum für die öffentliche Diskussion über die ‚brennenden Fragen unserer Bewegung‘ zu erobern“ (13). Natürlich ist diese „öffentliche Diskussion“ — wie sie beispielsweise auch von einigen Sozialisten im Fall Biermann gefordert war, „weil die DDR einen Entwicklungsstand erreicht hat, wo solche Fragen durch das Prinzip der öffentlichen Diskussion geklärt werden können“ — nur die erste Stufe: „Eines der wesentlichen Momente ist der aktive Kampf um die offene und öffentliche Präsenz einer alternativen kommunistischen Position und die Diskussion in unseren Ländern“ (405). Nimmt man die Vorhersage der Gründung eines „Bundes der Kommunisten“ (409) und dazu Bahros Erkenntnis, „daß der bürgerliche Propagandaapparat wenigstens zum Teil eher die Rolle eines nützlichen Korrektivs spielt“ (294), dann hat man schon den Rahmen für die *Spiegel*-Story vom „Manifest des Bundes demokratischer Kommunisten Deutschlands“.

Bahros Pläne gehen indes weit über „Deutschland“ hinaus: „(Die tschechoslowakischen Erfahrungen) verweisen die Opposition nicht nur darauf, sie ermutigen sie dazu, die politische Hegemonie im Rahmen des ganzen sowjetischen Blockes anzustreben“ (399). Der Architekt eines neuen Osteuropa glaubt zwar selbst nicht daran, daß dies allein aufgrund des Kräfteverhältnisses innerhalb der sozialistischen Länder durchgesetzt werden könnte. Er vertraut auf die kameradschaftliche Unterstützung der imperialistischen Staaten. Sein Plan setzt eine „spezifische Zusitzung der inneren Krisenmomente und ihre Ausnützung, darüber hinaus eine günstige internationale Konstellation“ voraus (392). Dieses so zierlich umschriebene imperialistische Erpressungsmanöver könnte natürlich auch daneben gehen — beispielsweise könnte es zu einem Einsatz der Neutronenbombe durch das neue Blitzkriegskorps der USA und damit zu einem atomaren Weltkrieg kommen, noch dazu, wenn die sozialistischen Staaten, wie Bahro verlangt, durch einseitige Abrüstungsvorleistungen den Imperialismus geradezu einladen würden, seinen ökonomisch-politischen Druck und seinen psychologischen Krieg bis zu militärischen Abenteuern zu eskalieren. Bahro, der Strategie, hat das alles kalkuliert: „Ein gewisses Risiko“, meint er, „muß in Kauf genommen werden“ (393). Und zitiert Biermann, den Bruder im Geist: „Wer sich nicht in Gefahr begibt, kommt darin um“ (394).

Das Kalkül ist offenbar: gerade nachdem in Helsinki das zugunsten des Sozialismus veränderte Kräfteverhältnis den Imperialismus in Anpassungzwang an die für ihn harte Wirklichkeit gebracht hat, soll jetzt der abenteuerliche Versuch favorisiert werden, von den Prinzipien der friedlichen Koexistenz wegzukommen. Zu diesem Zweck wird das *eindeutige* Risiko der Konfrontation herunter-

gespielt auf „ein gewisses Risiko“, das im Namen von Freiheit und Menschenrechten gewagt werden müsse. Die Alternative zur Politik der Entspannung soll heute als Möglichkeit auftauchen — und morgen wird man weitersehen ... bis alles in Scherben fällt.

Wieviel oder wie wenig dieses Konzept im übrigen mit Freiheit und Menschenrecht zu tun hat, wird deutlich aus Bahros „Aktionsprogramm der progressiven Kräfte“. Die Aufgabe steht so: „Wie können sich Gesellschaften, deren industrielle Zivilisation nicht oder nur teilweise auf der Aufhebung des kapitalistischen Privateigentums beruht (das sind für Bahro ausnahmslos alle sozialistischen Länder, CS), die positiven kulturellen und institutionellen Errungenschaften der bürgerlichen Epoche aneignen?“ (55). Damit ist es raus:

In den monopolkapitalistischen Ländern können die Produktionsverhältnisse — die Eigentumsfrage ist irrelevant — bleiben, wie sie sind. In den sozialistischen Ländern müssen über eine „Revolution“ die „bürgerlichen Errungenschaften“ erober werden.

Bahro ahnt wohl, daß dieser konterrevolutionäre Entwurf, diese seine „gesellschaftliche Synthesis“ von der Arbeiterklasse in den sozialistischen Ländern nicht angenommen wird: „Wer seine Energie acht Stunden jedes Tages auf Tätigkeiten konzentrieren muß, die relativ niedrige Grade und isolierte Felder von Bewußtseinskoordination beanspruchen, der wird mit großer Wahrscheinlichkeit von der Mitbestimmung auf breiterer Ebene und höheren Niveaus ausgeschlossen, weil er nicht dazu kommt, sich das erforderliche Differenzierungs- und Abstraktionsvermögen zu erwerben“ (208 f.). Zu seinem revolutionären Potential zählen heute die „Intellektuellen, die Wirtschaftler, die Techniker“ (365). (Das gilt übrigens auch für die kapitalistischen Länder, wo ihm die Sozialdemokratie als Träger der politischen Bewegung erscheint, als „die Partei der ‚neuen Arbeiterklasse‘, der breiten Spezialistenschicht“ [221].) Diese Funktionselite wird — wohlgerne in den sozialistischen Staaten! — zunächst einmal das „Minimalprogramm einer demokratischen Revolution“ durchsetzen, wobei Bahro es sogar für „wahrscheinlich“ hält, daß diese neue herrschende Klasse „eine eigene Etappe für sich beansprucht“; selbst die „bürgerlich-restaurativen Form“, die seine neuen Gesellschaftsordnungen damit „leicht annehmen“, findet beim Künster eines wahren Sozialismus durchaus Verständnis; für ihn sind das, „weil das Erbe der bürgerlichen Demokratie noch nicht aufgehoben ist, notwendige Momente der anstehenden Veränderungen“ (366 f.). Das ist die ganze Bahrosche „Alternative“ zum realen Sozialismus: Errichtung der politischen Macht der Bourgeoisie, d. h. des Kapitals, im Zweifel auch in ganz reaktionärer „Form“. Wie demokratisch ist die Forderung, die DDR solle gefälligst für die Verbreitung und Diskussion dieser „Alternative“ sorgen? Und wen wundert nun noch der Beifall von Augstein bis Springer?

III

Hier mag man einwenden: Kann sein, einer hat keine Alternative vorzuzeigen. Kann auch sein, einer beruft sich zu Unrecht auf Marx. Aber dennoch kann er mit konkreten Punkten seiner Kritik am realen Sozialismus recht haben.

Schauen wir uns das Grundmuster und die „konkreten“ Punkte der Bahroschen Kritik näher an.

Die erste zentrale These in Bahros „Kritik des real existierenden Sozialismus“ lautet: Die Oktoberrevolution in Rußland war keine sozialistische Revolution, Rußland war kein kapitalistisches, sondern ein „vorkapitalistisches“ Land. „Die Aufhebung des kapitalistischen Privateigentums konnte für Rußland nur eine geringe positive Bedeutung haben, weil es nur wenig kapitalistisches Privat-eigentum gab, das weit davon entfernt war, das ganze nationale Leben zu durchdringen“ (29). Der Erfolg der 17er Revolution bedeutet „dort eine Entscheidung zum Terror“, zum „Industrialisierungsdespotismus“, in dem die Sowjetunion bis heute stecken geblieben sei (140). Zu den „historischen Wurzeln für die Unterwerfung der Sowjetgesellschaft unter eine bürokratische Staatsmaschine“ zählt Bahro dann vor allem „die halbasiatische Vergangenheit Rußlands ... mit den bis auf den Despotismus Batu-Khans zurückverfolgbaren politischen Traditionen der zaristischen Selbstherrschaft und mit der zum großen Teil noch im primären Patriarchalismus befangenen Psychologie der Massen“ (153 f.). Die Bolschewiki waren im Irrtum, „und selbst Kautsky, der ganze Menschewismus hatte mit der Kritik am Leninismus recht“ (29).

Kautsky und die Menschewiki sprachen sich bekanntlich gegen eine sozialistische Revolution aus, weil zunächst die Entwicklungspotenz des Kapitalismus in Rußland genutzt werden müßte. Tatsächlich ist Bahros „Kritik“ nichts weiter als ein später Aufguß dieser alten antikommunistischen Positionen, versetzt mit etwas Dutschke. Wobei er, wie schon der alte Kautsky, zunächst Marx und Engels gegen die Bolschewiki ausspielen will und dabei noch dreister fälscht als sein Vorbild.

Bahro wiederholt den Trick Kautskys gerade da, wo Marx von der *Einheit* zwischen „Erhebung des Proletariats zur herrschenden Klasse“ und „Erkämpfung der Demokratie“ ausgeht, einen Gegensatz zu konstruieren. Was darum für den wissenschaftlichen Sozialismus jederzeit eine zentrale Frage sein mußte und muß — die staatliche Machtausübung der Arbeiterklasse und ihrer Verbündeten —, erscheint Bahro im Alpträum des „Leviathan“, und im übrigen bei Marx und Engels auch bloß nebensächlich behandelt: „An eine ‚wirtschaftlich-organisatorische‘ und gar an eine ‚kulturell-erzieherische‘ Funktion Leviathans haben Marx und Engels also nicht gedacht“ (42).

Marx hielt es indes für die sozialistische und kommunistische Perspektive nicht für nebensächlich — und er polemisiert von daher ironisch gegen den Anarchismus —, mit Hilfe der staatlichen Organisiertheit der arbeitenden Menschen „ihre kläglichen profanen Tagesbedürfnisse zu befriedigen“ und für den Fall, daß die alten Herren an die konterrevolutionäre Gewalt appellieren, auch „den Widerstand der Bourgeoisie zu brechen“. Lenin hielt die Stelle für wichtig genug, sie in „Staat und Revolution“ zu zitieren (Lenin, Ausgew. Werke, Bd. II, S. 367 f.).

Dabei ging es Lenin gerade auch um den Beweis des demokratischen Charakters der Revolution und des Sowjetstaats: In den Sowjets, zu denen alle Werktätigen wahlberechtigt waren, hielten die Bolschewiki im Oktober 1917 51 Prozent der Sitze, im Sommer 1918 66 Prozent, im November 1918 bereits 97 Prozent.

Lenin führt diese eindrucksvolle Entwicklung auf das wachsende Vertrauen nicht nur der Industriearbeiter, sondern vor allem auch der bäuerlichen Kleinproduzenten zurück, die sich — im Gegensatz zu den trotzkistischen und menschewistischen Prognosen — als aktive Kraft in ihrem Machtsystem, dem Staat der Arbeiter und Bauern, erwiesen.

Um allen seither gemachten Erfahrungen zum Trotz die Position Kautskys und der Menschewiki zu retten, vor der sozialistischen Revolution hätten die noch vorhandenen Entwicklungspotenzen des Kapitalismus bis zur „Vollreife“ genutzt werden müssen, entdeckt Bahro „auf dem Boden dieser antagonistischen Formation noch hundert weitere Jahre (nach dem Erscheinen des ‚Gespenstes des Kommunismus‘) raschen industriellen Fortschritts“ (143).

Mit dieser These beweist Bahro zunächst wieder einmal, daß er keineswegs allein gegen den „Leninismus“ steht, sondern ein genereller Gegner des Marxismus ist. Denn diese „hundert weiteren Jahre“ sind ja auf die kapitalistischen Länder zu beziehen. Es geht also gar nicht um eine spezielle Rückständigkeit Rußlands, laut Bahro hat sich der Marxismus überhaupt hinsichtlich der Überlebtheit des Kapitalismus geirrt. Nach dieser Bahro-Logik ist die Existenz des Kapitalismus solange zu rechtfertigen, wie dieser auch nur irgendwelchen „industriellen Fortschritt“ zuwege bringt — auch wenn auf diesem Weg Millionen Arbeitsloser, Millionen Hungertoter in den Kolonien, Millionen in den Massengräbern der vom Imperialismus angezettelten Weltkriege liegen. Ja, Bahro weiß schon, was gerade diese Erfahrungen bedeuten, und was er „Aufklärung“ nennt, soll gerade die zwingenden Lehren der Geschichte „beschneiden“ (515).

Während Bahro mit Kautsky und den Menschewiki noch zwei Generationen später — und das heißt nun einmal nach den Erfahrungen des Faschismus und des Zweiten Weltkriegs — noch immer auf den Kapitalismus setzt, haben die Bolschewiki im Oktober 1917 eine menschliche Ordnung geschaffen, deren erstes Wort „Friede“ war, die seither in der internationalen Arena stets für Entspannung und Sicherheit, nationale Selbstbestimmung, Völkerfreundschaft und Zusammenarbeit wirkte, „einen neuen, den sowjetischen Staatstypus, der den werktätigen und unterjochten Massen die Möglichkeit erschließt, an dem selbständigen Aufbau der neuen Gesellschaft tätigen Anteil zu nehmen“ (Lenin, Die nächsten Aufgaben der Sowjetmacht, a.a.O., S. 736 f.).

IV

Bahro führt die von ihm georteten prinzipiellen Defekte der Sowjetgesellschaft auch gar nicht auf die materielle und kulturelle Rückständigkeit Rußlands vor 1917 zurück: „Lenins Entwurf vom Sozialismus als Staatsmonopol zum Nutzen des gesamten Volkes ist zwar eine Reaktion auf die russische Gesellschaft, aber er muß auch ohne die spezifische russische Rückständigkeit zu einer Sozialstruktur führen, die durch gehorsame Unterordnung der Produzenten unter eine politische Pyramide der gesellschaftlichen Arbeitsteilung charakterisiert wird“ (S. 116). Bahro kopiert die Weisheit bürgerlicher Konvergenztheoretiker: „Die soziale Ungleichheit ist in der Teilung der Arbeit, in den Strukturen der Technologie und Kooperation selbst verankert“ (144). Was Bahro jedoch auch hier von den Ideologen der „modernen Industriegesellschaft“ unterscheidet, ist die

absurde Behauptung, er vertrete damit ein marxistisches Konzept, während der Sowjetstaat über ein „keineswegs von Marx übernommenes Leistungsprinzip“ organisiert sei (153).

Das Günstigste, was sich über Bahros Kritik an der sozialistischen Gesellschaft sagen lässt, ist dies: Er hat ein durch und durch gebrochenes Verhältnis zur Wirklichkeit. Was er dem wissenschaftlichen Sozialismus allenfalls bruchstückhaft entnimmt, sind Endzeit-Vorstellungen. Er hält die neue Ordnung, um es mit der Kritik Bertolt Brechts an solchem Utopismus zu sagen, für „einen fertigen Plan, den es zu verwirklichen gilt“ und er will nicht begreifen: „das Neue ergibt sich aus dem Alten und ist seine nächste Stufe“. Durch Bahros Raster gesehen, erscheint alles, was realer Fortschritt für die arbeitenden Menschen ist, als schlechte und immer schlechtere Wirklichkeit.

Nun kann Bahro natürlich nicht leugnen, daß Marx in der „Kritik des Gothaer Programms“ den Sozialismus auf den Begriff brachte: „Jeder nach seinen Fähigkeiten — Jedem nach seinen Leistungen“. Aber Bahro weiß sich zu helfen: der Grundsatz beziehe sich keineswegs auf die „Staffelung nach Qualifikation“, sondern einzig auf die Menge „verausgabter Durchschnittsarbeitszeit“; Ungleichheit könne im Marxschen Sozialismus nur von unterschiedlicher Physis und unterschiedlichen Existenzbedingungen (verheiratet oder nicht, Kinder u. ä.) herrühren (247). Solange die „Verteilung knapper Existenz- und Genussmittel sowie v. a. die Verteilung von Bildung und Arbeit als Mittel zur Selbstentwicklung und zur Aneignung der Kultur“ anders, ungleichmäßig vorgenommen wird, „solange (gibt) es in einer Gesellschaft antagonistische Interessen“ (182). Von Sozialismus kann also laut Bahro nur die Rede sein, wenn sowohl die Produkte als auch die Arbeit selbst und die Bildung gleichmäßig verteilt sind.

Marx begründet das gerade Gegenteil. „Die Arbeit der Oberaufsicht und Leitung entspringt notwendig überall, wo der unmittelbare Produktionsprozeß die Gestalt eines gesellschaftlich kombinierten Prozesses hat und nicht als vereinzelte Arbeit der selbständigen Produzenten auftritt“ (MEW 25, S. 397). Und zwar keineswegs als eine Tätigkeit, die abwechselnd und gleichmäßig von den Produzenten wahrgenommen wird. „Die Gleichheit“, so kennzeichnet Marx in seiner „Kritik des Gothaer Programms“ die sozialistische Phase, „besteht darin, daß an gleichem Maßstab, der Arbeit gemessen wird. Der eine ist aber physisch oder geistig dem andern überlegen, liefert also in derselben Zeit mehr Arbeit oder kann während mehr Zeit arbeiten; und die Arbeit, um als Maß zu dienen, muß der Ausdehnung oder der Intensität nach bestimmt werden, sonst hörte sie auf, Maßstab zu sein. Dies gleiche Recht ist ungleiches Recht für ungleiche Arbeit. Es erkennt keine Klassenunterschiede an, weil jeder nur Arbeiter ist wie der andre; aber es erkennt stillschweigend die ungleiche individuelle Begabung und daher Leistungsfähigkeit der Arbeiter als natürliche Privilegien an“ (Marx/Engels, Ausgewählte Werke, S. 338).

Bahro will Marx auf den Kopf stellen. Gerade weil zunächst „Existenz- und Genussmittel“ knapp sind, stellt Marx die Notwendigkeit einer Arbeitsteilung und Güterverteilung entsprechend der „ungleichen individuellen Begabung und daher Leistungsfähigkeit der Arbeiter“ fest. Erst „in einer höheren Phase der kommunistischen Gesellschaft ... nachdem die Arbeit nicht nur Mittel zum

Leben, sondern selbst das erste Lebensbedürfnis geworden“, kann „die Gesellschaft auf ihre Fahne schreiben: Jeder nach seinen Fähigkeiten jedem nach seinen Bedürfnissen“ (a.a.O., S. 339).

Bahro hingegen konstruiert „antagonistische Interessen“, weil die Arbeiter entsprechend ihrer unterschiedlichen Leistung unterschiedlich entlohnt werden. Bahro, der „Marxist“, beruft sich denn auch auf einen Todfeind des wissenschaftlichen Sozialismus, dem er darin zustimmt, daß die Marxisten „die Masse des Volkes in zwei Armeen einteilen: industrielle und agrikole unter dem unmittelbaren Kommando von Staatsingenieuren, die einen neuen privilegierten wissenschaftlich-politischen Stand bilden“. Bahro bescheinigt dem Autor, „hinter der Autorität Marxens und seiner Lehre im Jahre 1873 den Schatten Stalins zu gewahren. Marx sah den Schatten nicht, konnte und wollte ihn nicht sehen“ (S. 48).

Wer da mit „frappierender Genauigkeit“ (Bahro) Marxens Schatten ausmachte, war Bakunin, der Erzvater des Anarchismus, dessen Machtergreifung in der Ersten Internationale nicht zuletzt von Marx und Engels verhindert worden war.

Großen Beifall erhielt Bahro für seinen „empirischen“ Teil, in dem er die Minderwertigkeit des realen Sozialismus belegen will. Tatsächlich bringt Bahro pauschale Abqualifizierungen allgemeinster Art, wie sie beispielsweise der *Spiegel* seit Jahren mindestens in jeder zweiten Nummer seinen Lesern vorsetzt. Die zentrale Beweisführung geht so: „Hat der Prozeß (der Aufhebung der Arbeitsteilung) wenigstens begonnen? ... Haben die wirklich arbeitenden Massen Zeit für Philosophie und Staatsgeschäfte? Haben diese werktätigen Massen ihren sozialen Status ... verbessert, oder ist es zu einer erneuten Konzentration von Privilegien verschiedenster Art am entgegengesetzten Pol der Gesellschaft gekommen?“ Die Antwort des „Empirikers“ Bahro: „Es genügt, diese Frage zu stellen, um zu konstatieren, daß unsere Völker den Horizont der Klassen gesellschaft noch nicht überschritten haben“ (S. 165).

Bahro beeilt sich hinzuzufügen, daß er mit „Verbesserung des sozialen Status“ nicht den „Umfang des Lebensstandards“ meint. Dann müßte er nämlich zugeben, daß in der DDR das Realeinkommen pro Arbeiter- bzw. Angestelltenhaushalt in den letzten 6 Jahren um 6 Prozent jährlich gestiegen ist (Statistisches Jahrbuch 1977 der DDR, 22. Jahrgang, Berlin 1977, S. 31). Das würde in der BRD mit ihren Inflationsraten und Steuerprogressionen eine jährliche Steigerung von 12 bis 14 Prozent erfordern. Und das bei absoluter Sicherheit der Arbeitsplätze, stabiler Sozial- und Altersversicherung, umfangreichen und sozial abgesicherten Qualifizierungsmöglichkeiten und einer den Erfordernissen der Zukunft entsprechenden Ausbildung der Kinder. Bahro nimmt alles dies nicht einmal zur Kenntnis.

Eine Überprüfung der von Bahro selbst genannten Kriterien beweist die Haltlosigkeit seiner „Kritik“ auch da. Die Aufhebung der Teilung der Arbeit, das Engagement der arbeitenden Massen für Philosophie und Staatsgeschäfte wird getragen von der Bildung der Massen, vom Kindesalter bis zur beruflichen und allgemeinen Weiterbildung. 1955 gab es in der DDR für 345 von 1000 Kindern im kindergartenfähigen Alter Kindergartenplätze, heute für 874 (in der BRD

sind es nicht einmal 500). In den polytechnischen Oberschulen kamen 1955 auf einen Lehrer 25 Kinder, heute sind es noch 16 (im entsprechenden Schultyp der BRD sind es über 30). Es gibt heute 12 mal mehr Fachschüler und 5 mal mehr Hochschüler als 1949, wobei sich der Anteil der weiblichen Schüler in diesen Bereichen verdreifacht hat (alle Zahlen zur DDR: a.a.O., S. 35).

Sind solche Daten für die Kommunisten in der DDR Grund zur Selbstzufriedenheit, für die Partei Anlaß, sich aufs Faulbett zu legen? Ein Blick in die Zeitung, ein Besuch im Betrieb oder auf der LPG, jedes Parteitagsprotokoll beweist das Gegenteil. Bahro scheint sie übrigens zu kennen, manches bei ihm sieht aus, als hätte er ganze Passagen aus den Beratungen der letzten Parteitage der KPdSU oder der SED abgeschrieben. Bei ihm klingt das dann so: Zwar ist die Orientierung auf eine möglichst hohe Akkumulationsrate zur Hebung des Volkswohlstandes richtig, „aber zugleich ist der Zuwachs die eigentliche Domäne der zentralen Verfügungsgewalt“. Zwar ist die Konzentration auf Schwerpunktvorhaben richtig, aber es gibt oft zu viele Schwerpunkte. Zwar ist absolute Plantreue etwas Positives, aber „oft ist es bloß der bürokratische Formalismus“. Zwar braucht man terminstreue Berichterstattung, aber dies führt oft zu einer „Orientierung der unteren Funktionäre auf bürokratische Disziplin statt auf industriellen und ökonomischen Erfolg“ (184 ff.).

Bei all dem ist der entscheidende Unterschied der: die revolutionären Parteien der Arbeiterklasse versuchen, diese Mängel zu beheben, was Bahro strikt ablehnt. „Dieses Bestreben bringt nicht zuletzt das Interesse der Bürokratie an ihrer Existenz, Erhaltung und Ausdehnung zum Ausdruck und mündet in das unaufhaltsame Wachstum des Apparats“ (187). Aber sind das denn alles „Apparate“ — die Organe der Mitbestimmung und Entscheidung im Betrieb und im Wohngebiet und die gewählten Körperschaften auf allen Ebenen? Haben sie etwa nichts zu tun mit dem sozialen Status der arbeitenden Masse und ihrem Zugang zu dem laut Bahro streng auf die Hierarchie konzentrierten „Herrschaftswissen“? In Volkskammer, Bezirks- und Kreistagen der DDR sind rund die Hälfte gelernte Arbeiter, rund 12 Prozent sind Bauern, 15 Prozent kommen aus der Intelligenz. Ein Viertel der Abgeordneten ist jünger als 25 Jahre, zwei von fünf Abgeordneten sind Frauen (a.a.O., S. 427 f.). Bahro aber spricht von „stumpfer Unmündigkeit und Initiativlosigkeit“. „Die Indolenz der Bürokraten korrespondiert mit der Interesselosigkeit des Arbeiters, der Unlust des Spezialisten“ (S. 277). Die „Parteidiktatur“ führt zum „System der organisierten Verantwortungslosigkeit“, in der Wirtschaft gehe es drunter und drüber.

Bei so viel „Indolenz und Unlust“ grenzt es ans Wunderbare, daß die Produktivität in der Industrie seit 1970 um über ein Drittel gestiegen ist (bei 100-prozentiger Vollbeschäftigung!). Es ist auch verblüffend, wie sich die Unlust äußert. Zum Beispiel darin, daß der Anteil der Berufstätigen mit Neuererleistungen (also schöpferischen Beiträgen zum Produktions- und allgemeinen Wirtschaftsprozeß) sich seit 1970 verdoppelt hat, bei den Jugendlichen und den Frauen liegen die Anteile noch höher. Darüber hinaus nehmen über 4 Millionen Werktätige — drei mal so viele wie 1966 — am Wettbewerb der „Kollektive der sozialistischen Arbeit“ teil (Statistisches Jahrbuch der DDR, a.a.O.,

S. 104 f.). Man stelle sich vor, welche Leistungen dieses System aufweisen wird, wenn die Produzenten eines Tages ihre Unlust verlieren.

Bahro stellt sich mit seiner „Alternative“ außerhalb des Zusammenhangs von Sozialisten, die beim Aufbau des Sozialismus Schwierigkeiten beim Namen nennen, um sie zu überwinden, und Widersprüche aufzudecken, um sie aufzuhoben. Bahro ist kein Marxist, seine Kampfansage ist Munition für kalte Krieger; dabei wird selbst ein Anheizen der internationalen Spannungen ins Kalkül gezogen, wenn es nur die Chance vergrößert, in den sozialistischen Ländern die Konterrevolution voranzutreiben. Dort funktionieren indes das Arbeiterinteresse und die Arbeitermacht, das Volksinteresse und die Volksmacht gegen derlei Abenteuer. Bei uns aber funktioniert die Kapitalmacht, soweit das internationale und nationale Kräfteverhältnis es zulassen, für imperialistische Versuche, aus der Krise die Flucht nach vorn, gegen die friedlichen, sozialen und demokratischen Interessen der arbeitenden Menschen anzutreten. Die Bahros sind darum eine Bedrohung vor allem für unser Land.

Hendrik Bicknaese wurde 1977 wegen angeblicher Teilnahme bei der Ein- fuhr von Betäubungsmitteln in 2. Instanz zu einem Jahr und sieben Monaten Freiheitsstrafe ohne Bewährung verurteilt; er betreibt die Wiederaufnahme des Verfahrens.

Nun mehr hat – ein bisher beispielloser Fall in der BRD – der Rektor der Göttinger Universität unter Bezug auf das Urteil den Widerruf der Immatrikulation ausgesprochen. Zu den Personen und Institutionen, die sich gegen diese Maßnahme ausgesprochen haben, gehört auch der Verband deutscher Schriftsteller in der IG Druck und Papier.

Den ganzen Tag stand und lag ich voller Unruhe in der Zelle, vor dem betonvergitterten Fenster, fühlte die gleißende Hitze des drückend schwülen Tages langsam aufsteigen und verharren und allmählich sich in den Abend verlieren: die Zeit, die wie bei einer Eieruhr nur mühevoll – wenn auch glatt – durch einen zu engen Hals rinnt, die Zeit, die beinahe zum Vakuum wird. Aber ich starrte hinaus und war vom Warten besessen. Erwartete mir im wahrsten Sinne den Moment der sich öffnenden Tür, der mir den Weg freigibt zu dir im Besuchsraum, wo wir die kostbaren fünfzehn Minuten einmal im Monat verbringen, wo der Hunger nach zwischenmenschlichen Beziehungen, nach Liebe und Solidarität gestillt werden soll, wo der Hunger aufflammmt, sich erneuert, wo ein Moment stattfindet, für den allein gelebt wird, weil einzig dort der Hunger gestillt werden könnte, weil es scheint, als sei einzig dort noch Liebe und Solidarität der Familie, der Freunde und Genossen sichtbar und körperlich-sinnlich wahrnehmbar. Stattdessen muß jeder Besuch schon all dieser Belastungen, all jener unerfüllbaren Erwartungen wegen unbefriedigend und schmerhaft enden, weil nicht einmal Gelegenheit bleibt, allein die dringendsten verfahrenstechnischen Fragen auch nur annähernd zu erörtern, weil die Zeit nicht einmal reicht, um auch nur mit der Kommunikation zu beginnen, um die es geht: um die verhinderte motorische und damit psychische Entfaltung wieder in Gang zu setzen, die in einer Zelle und Isolation unterbrochen wurde, wo keinerlei emotionaler Bezug lebendig ist, wo die Bedürfnisse des Gefangenen keinerlei räumliche Entsprechung finden, wo die wesentlichen Momente sozialer Orientierung entfallen, wodurch das subjektive Selbstgefühl sich verliert: inmitten einer feindseligen, fremdartigen, manchmal spiegelblanken Atmosphäre. Die Phantasie verkümmert, der Reizentzug ist Gewalt eines Schreckenssystems, das jede Perspektive des Gefangenen planvoll ausschließt, mit wenigen Ausnahmen: Eine dieser Ausnahmen ist der Besuch.

Die Gewißheit, in einem Mangelzustand zu leben, leitet sich her aus der allmählich zunehmenden Impotenz als natürlicher Folge: die sinnliche Impotenz, Deprivation, nicht nur beschränkt etwa auf ein Organ, nein, der ganze Körper, der ganze Sinn-Zusammenhang, das Gleichgewicht selbst ist betroffen. Noch ist es nur gestört, noch existiert ein Gleichgewicht. Aber nur durch Briefe lebe ich,

gewissermaßen aus zweiter Hand, aus dem, was mir geboten wird als Surrogat, so unvollständig wie die Wiedergabe der Natur im Zoo.

Während ich hier in der Zelle sitze und mir in diesem Moment noch einmal die Friedenspreisrede von Max Frisch vom vergangenen Sonntag in Frankfurt in der DVZ durchlese, kann ich mich kaum konzentrieren, weichen meine Gedanken ab. Verirren sich zu dir, irren weiter durch unser gemeinsames Sein in Vergangenheit und Zukunft, prallen ab an der Gegenwart und wandern zu den Utopien, von deren Konkretion Frisch auch spricht. Sie seien demokratische Notwendigkeit, da es ohne sie keine Hoffnung geben könne. Und während all dies geschieht und ich reglos auf dem Bett liege, was in vielen Wochen nur gelegentlich vorkommt, während all dies geschieht, bricht mir das Herz langsam und unbemerkt anfänglich, aber gründlich entzwei ... weil ich daran denke, wie wenig wir im Grunde vermögen, wie wenig Solidarität tatsächlich – also in der Tat! – vorhanden ist, wie gering die Gründe zu hoffen. Kurzum: schon den ganzen Tag und auch gestern durchgeistert mich die melancholische Depression, die sich wohl immer dann an uns heranmacht, wenn wir uns schutzlos, gefährdet und preisgegeben fühlen. Warum wohl bist du gestern nicht gekommen, was mag dich gehindert haben?

Dieserart schießen mir Gedanken durch den Kopf, kriegerische und freundliche, schließen Frieden miteinander und bekämpfen sich, und wenn sie nicht gestorben sind ... frage ich mich, wo ich die Hoffnung, diese Lebensnotwendigkeit denn noch hernehmen soll, woraus sonst soll ich sie schöpfen, wenn nicht aus dem Vertrauen in uns? Und ich lese Max Frisch, und draußen höre ich schon von weitem die sich nähernden Schritte und weiß intuitiv, sie werden sich weiter nähern, sich nähern bis vor die Tür, verharren, werden die Tür öffnen und mich rufen, aufrufen zum Besuch bei dir, wo mich deine Stimme erwartet.

All das geschieht.

Ich stehe auf, suche mich zusammen, überlege, ob ich nichts vergaß, ob all meine Fragen an dich, die notierten auf dem kleinen Zettel und die anderen im Kopf, ob sie gegenwärtig sind, damit keine kleine Einheit unserer gemeinsamen Zeit verstreiche mit nutzlosem Überlegen. Der Menschenwärter glotzt mich an, drängelt wie immer zur Eile, spielt wie immer mit dem 20 cm langen Schlüssel – dieser symbolischen Prothese –, den er noch sechzehnmal für acht Türen benutzen wird, auf und zu, ehe ich dir gegenüberstehe: Sechzehnmal kreischt der Schlüssel und wird virtuos zur Seite gedreht mit einer kleinen Schleuderbewegung, die die Leichtigkeit des Öffnens auch sichtbar bekunden soll: für den, dessen Energie sich auch nach außen wenden kann, für den Herrschenden. Der Weg ist weit und bei dir werde ich sein, nachdem auch noch die Zellentür verschlossen und die Tür des Hauses passiert ist, dann der lange Gang, vorbei an anderen Häusern, vorbei an manchen Gesichtern, die seltsam versponnen und sehnüchtig oder unstet dem meinen begegnen, vorbei auch an ewig-grünen Schlüsselknechten, an Kalfaktoren vorbei, die immer geschäftig, gesprächig, mit wieselstinken Augen ihre Chance wahrnehmen, die Tür zum Haupthaus schließlich, wo Kirche und Verwaltung eins sind, wo Schwarz- und Weiß-Betuchte sich ergänzen und die Kugel zuschieben, die Eingangstür zum Besuchertrakt, wo auch der Rechtsanwalt, der Stasi, das LKA, na, und eben die Angehörigen

als „Besucher“ erscheinen. Dort die Tür zur Wartezelle, die so klein ist, daß du dir darin kein Hemd wechseln könntest. Ich schau mich um, entdecke Neuigkeiten: auch hier die Nachrichtenbörse der neuen Kultur in Form von Wandinschriften, von Meldungen, Neuigkeiten, neuen Zahlen, Daten, Fakten. Noch einmal beginnt das Warten, manchmal allein und stundenlang, gewöhnlich zu mehreren. Jeder ist gespannt, es wird geraucht, groß gesprochen, oder das Schweigen lastet über allen. Selten gelingt es, die Sorgen und Schwierigkeiten der einzelnen direkt auszusprechen, selten gelangt das Gespräch zu den eigentlichen Bedürfnissen von uns Betroffenen. Gelegentlich wird einer herausgerufen, andere kommen hinzu. Ich warte. Irgendwann komme auch ich an die Reihe, nachdem ich Kontakte mit einer Reihe von Bekannten aus anderen Häusern über Gefangene aufgenommen habe, die ich in der Wartezelle traf. Schließlich endet diese Reise mit einer letzten Tür zum Besucherraum. Und da bin ich, bewacht von einem Grünen, der schon jetzt zur Eile drängt, dem der ganze Besuch nur Aufenthalt und Verzögerung ist, der schon dasitzt und seinen Besucher-Beobachtungsschein auszufüllen beginnt über die Vorkommnisse beim Besuch von X und Y hier in Ossendorf, heute im Jahre 1976.

Einmal im Monat eine Viertelstunde Besuch unter strenger Aufsicht von mindestens einem, manchmal mehreren Beamten, gelegentlich des LKA's, je nachdem, wer zu Besuch kommt oder wer besucht wird. Ein breiter Tisch dazwischen, nichts darf übergeben, nichts übernommen werden; Zu widerhandlungen haben den sofortigen Abbruch des Besuchs zur Folge. Außerdem werden Häftling wie Besuch bestraft, dieser mit einer Disziplinarstrafe, jener mit einer Verwaltungsstrafe. So hält sich dies mittelalterliche Knast- und Vergünstigungssystem nicht nur am Leben, sondern baut seine psychologische Dominanz mit Mitteln aus, deren Folgen nicht mehr unmittelbar sichtbar sind, wie etwa im Mittelalter. Ein System, das der Bürokratie erlaubt, alle menschlichen Grundbedürfnisse als sogenannte „Vergünstigungen“ jederzeit zu „gewähren“ oder zu „entziehen“: Wasser, Licht, Sonne, Essen, jeglichen menschlichen Kontakt, alle Kommunikationsmittel, auch Arbeit. Die Ökonomie des Systems liegt darin, daß man weitgehend mit verbalen und im übrigen exemplarischen Sanktionen auskommt. Denn die Verunsicherung – hat sie einmal eingesetzt – kann jederzeit mit der Demonstration der Möglichkeit der Sanktion angeheizt werden. Dabei zeigt sich im übrigen, daß eine Konzentration der Sanktionen auf einzelne Personen beschränkt wird: Wer einmal auffällig ist, wer ein paarmal in die Normenfalle tappte, der löst eine ganze Lawine von Sanktionen für sich aus: Wer sich etwa aktiv an der Organisierung von Widerstand beteiligt oder sich nicht brechen läßt, wer sich aufrecht bewegt, wer sich trotz seines „Durchblicks“ zwar klug, aber nicht unauffällig bewegt. Sanktioniert wird per definitionem der Überlegene, der häufig in Form von „persönlicher Bekämpfung“ tyrannisiert wird, dessen Bewegungsfreiheit systematisch eingeschränkt wird.

Ich fühle mich schwach, körperlich und psychisch, fühle mich angreifbar, sehe den Beamten neben mir, mit dem ich gerade neulich eine heftige Auseinandersetzung hatte, von dem ich wohl am wenigsten wünsche, daß er mein persönliches Wort an dich hört, der meine „intime Zweisamkeit“ mit seiner Anwesenheit maßlos stört. Aber ausgerechnet dieser Typ muß mich mit seiner Existenz

konfrontieren, wenn ich dir zärtliche Worte sage, und ich weiß, daß ich auch heute wieder, mehr denn je, unfähig sein werde, mich so offen zu äußern, wie wir es immer wünschen, weiß, daß ich damit mich selbst in Trauer stürze und dich, die sich nachher fragt, was war denn nur mit ihm? Dabei hörte ich an deiner Stimme, wie du mit mir sprachst, daß es dir ja eben schlecht dort geht, woher du kommst, daß auch dich der mehrere hundert Kilometer lange Anmarsch ermüdete. Aber wie werden wir je unsere Erwartungen im Knast erfüllen können?

Was weißt du von dem wirklichen Schmerz, mit dem ich hier sitze und hinaus in den Flur starre, wo du gerade eben von einem Grünen hereingeführt wurst, wo ich dich am Automaten stehen sehe, du ziehst zwei Packungen Zigaretten und bewegst dich auf mich zu, schneckenhaft und mit riesengroßen Augen. Überhaupt diese Unfähigkeit der sinnlichen Wahrnehmung! Immerfort sehe ich deine Augen und bin betroffen auch von dem Stau der Summe der kleinen Hoffnungen und der großen, die darin glänzen, und von all der Angst vor Widerständen lese ich darin, von denen wir beide wissen, daß die Umwelt sie reichlich noch gegen uns bereithält, samt allen Anfechtungen, die unser Ich bedrohen. Alles das wird von mir nicht jetzt und nachträglich hineingedichtet. Nein, unser Denken kreiste tatsächlich in wunderbarer Entsprechung bis hin zur Telepathie. Ich glaube wohl, daß es einen Grad von Nähe gibt, wo die Dichte des gemeinsamen Willens spürbar wird.

Da stehst du – und ich trete auf dich zu, klopfe mir vor die Stirn, nehme dich in den Arm, atme deinen Geruch und kann nichts sehen, obschon ich die Augen weit aufreiße. Bin geblendet von dir und deiner Erscheinung, von deinem Körper bin ich verwirrt und doch: ich lächle. Immer lächeln! Und gib mir einen Kuß! Schon sitzen wir einander gegenüber. Ich merke mir die Uhrzeit, damit ich nicht beschissen werde von dem Grünen neben mir, der sich jetzt räuspert und dich fragt, was du da in der Tüte mitgebracht hast. Argwöhnisch schielte er dich an, wenn auch mit einer verkniffenen Geilheit. Oder bilde ich sie mir nur ein? Du antwortest ihm klar und deutlich, und deine Klarheit verwirrt den Beamten, schließlich wurde auch er dazu erzogen, Teil einer strengen Hierarchie zu sein, die zwangsläufig immer dominiert, auch sofern eine zahlenmäßige Minderheit unterstellt wird.

Weißt du von dem namenlosen Heimweh, dem wahnsinnigen Gefühl des Getrenntseins just in dem Augenblick, wenn deine geliebte Stimme mir in Herz und Verstand dringt? Weißt du in gleichem Maß von dem verzweifelten Suchen und dem nur unzulänglich Einanderfinden im Briefverkehr, so wie die Hoffnung auf den Geschlechtsakt nur Symbol der Sehnsucht nach dem Unerreichbaren ist, denn wenn Illusion auch flüchtig Stillung meines Hungers zu gewähren scheint, so endet meine Sehnsucht nach dem Unerreichbaren, nach der endlosen Geborgenheit in der Wärme doch nicht bei deinem Körper, wenn auch jetzt mir dein Körper stärkste Garantie für jedes unserer Gespräche zu sein scheint.

Der Beamte fummelt immer noch an der Tüte herum, du sprichst zu mir. Ich murmle selbstbeschränkt, selbstzensiert nur Dummheiten, während ich mich über diesen Menschenwärter ärgere und denke „hoffentlich versteht sie“. Und

du verstehst. Nicht ganz die Zusammenhänge, aber verstehst doch, daß nicht alles in Ordnung ist, weil diese Form des Gesprächs zwischen uns zu lange eingeübt, wenn Not am Mann oder der Frau, wenn Not in uns war. Unsere Gefühle sind Energien, die aufeinander überströmen müssen, die den anderen schließlich in seiner Gefühlswelt sichtbar verändern und aktivieren, je intensiver der Strom fließt. Ich spüre deine Zärtlichkeit in der Stimme, du meine halbe Impotenz und doch das traumgroße Begehrten.

Wir sprechen über allerlei notwendigen Kram, über rein verfahrenstechnische Fragen, die außerordentlich wichtig sind, die von dir unbedingt in ihrer ganzen zusammenhängenden Wichtigkeit endlich verstanden und: bekämpft werden müssen. Dabei möchte ich viel lieber über die Darstellung staatlich repressiver Maßnahmen sprechen und ihre allmähliche Auswirkung auf die Betroffenen, auf die Kriminalisierten, auf deren Verhalten, auf deren Stationen: Gericht, Knast, familiärer Zusammenhang bis hin zu den schließlich persönlichsten, „privaten“ Empfindungen durch existenziell leidvolle Erfahrungen, die jedoch dann nur die Alternative der totalen Restriktion und Resignation oder aber die Öffnung nach außen hin bewirken, wo bewußt wird, daß alle Erfahrungen auch Grund sind, Kraft zu schöpfen. Darin liegt „die Hoffnung der Welt“, sich einander auszuliefern in dieser Offenheit, weil eine gemeinsam geistige Grundhaltung verbindendes Element ist, weil das „Private“ als Politikum erkannt und in seiner bürgerlichen Definition zu bekämpfen ist.

Wieder hake ich verschiedene Punkte auf meiner langen Liste ab, die demnach gerade besprochen wurden, beobachte mich dabei grinsend und stelle fest, wie entschieden die Realitätsebene, die der beobachtende Beamte hier erfährt und mitbekommt, von dem abweicht, was in Wahrheit durch unsere Köpfe schießt, was hier unser eigentliches Anliegen ist, daß in Wirklichkeit wir beide etwas ganz anderes erleben, während dieser Film vom Besuch vor uns abläuft, die Spule der Zeit dünner und dünner wird, während wir das Ende der Spule in rasender Eile auf uns zustürmen sehen, während der Beamte uns mit einer Unerschütterlichkeit beobachtet, als seien wir Irsektten, während diese sichtbare Ebene von Raum und Zeit nichts gemein hat mit den eigentlichen Empfindungen und Erlebnissen, Gerüchen, Hoffnungen und Träumen, die uns tatsächlich beschäftigen.

Uns beschäftigt die Frage der Freiheit, und welche Form am ehesten unter diesen Bedingungen geeignet ist, uns Freiheit zu geben. Darüber denken wir seit Jahren nach. Darüber schreiben wir und denken an Freiheit durch schöpferisches Sein, durch kreatives Sein, die sich praktisch und theoretisch ergänzen sollen, sich wechselseitig stärken, und wissen inzwischen auch: jede Freiheit absoluter Art, die also Unverantwortlichkeit meint, ist beziehungslos, ist l'art pour l'art. Bedeutet gar nichts, sich selbst so wenig wie jedem anderen. Der Mensch aber ist erst durch das Miteinander, durch Reflexion, durch Kopie, durch die Ergänzung von Negativ und Positiv, durch Ambivalenz, durch konkav und konvex.

Daher bin ich auch durchaus nicht der Ansicht, daß eine Zeit der Beziehungslosigkeit „zwangsläufig“ eine Etappe auf dem Wege der Partnerschaft darstellt, und betrachte diese Erklärung eher als einen Versuch deinerseits, Ent-

wicklungen, auch Fehl-Entwicklungen in unserer Beziehung als „natürlich“ abzusegnen. Halte vielmehr die Offenheit, die vollkommene Entkleidung als notwendige Bedingung für eine lebendige Beziehung hier drinnen in noch größerem Maße für wichtig als draußen, oder besser: glaube, daß unter den gegenwärtigen Bedingungen hier drinnen jede nicht vollkommene Offenheit verheerendere Folgen als überall sonst hat und schneller! Jedes Verbrechen in einer Beziehung beginnt mit der Verweigerung von Aufrichtigkeit, also Orientierung. Doch nicht einmal das Benennen von Un-Offenheit nützt dann etwas, wenn nicht alle Beteiligten den Willen zur Offenheit haben. Fehlt es daran, läuft alles wie am Schnürchen der bürgerlichen Definition von „krank“ und „gesund“ ab. Sehr un-natürlich.

Mir scheint gerade Offenheit nur dort möglich und rückhaltlos, wo das Rückgrat gestärkt wird und wir uns aufrecht mit unseren Fehlern einander stellen. Was ich will, ist ja endlich das Erkennen und Bekennen zur Zusammengehörigkeit, die nur möglich wird im Vollbewußtsein oder dem Willen zur Aussprache eigener Fehler und Schwächen. Sonst kann kein Gedanke an Veränderung, Berichtigung und Partnerschaft sein, soweinig wie Kontinuität und Fortschritt. Ohne die notwendige Offenheit zwischen uns wird allein die Entfremdung fortschreiten, bis wir beide – du und ich! – ein futuristisches, tiefgefrorenes Aphrodisiakum sind.

Aber in dieser gleichen Zeit, in der wir zueinander streben, arbeitet ein ganzes System gegen uns. Und doch ist Liebe stärker: ungezügelt, weich und warm, laß dich in die Arme schließen, laß uns unsere Gemeinsamkeiten entdecken und gemeinsam in zwei Linien vorrücken: Belehrung der Falschdenkenden und Ausmerzung der Unbelehrbaren. Das läßt reichlich Spielraum für jede denkbare Charakterveredlung, wenn die Belehrung mit Leidenschaft erteilt wird. Reine Gewaltlosigkeit als politisches Ideal ist unrealistisch, absurdes Theater: Oft genug wird Gewalt zum politischen Akt. Zweckmäßig ist's immer, die Gewaltlosigkeit vorzugeben, aber täuschen wir uns nicht: Keine Macht vom Standpunkt der Schwäche aus ist durch Halbheiten, durch höfliches Abwarten, durch gerechten Zorn und lautstarke Vorstellungen zu erreichen.

Normopathie hörte ich neulich, sei ein Begriff für jene Psychopathen, die es nach einer Uniform verlangt, nach Schlüsselgewalt und dem Recht auf Durchsuchungen, auf Schlagen und Töten (einstweiliger Todesschuß). Psychopathen, die mit Worten wie „Sicherheit“ und „Ordnung“ ein derartiges Syndrom entwickeln, daß heute neue, andere Begriffe auf dem Wege der Sprachregelung herhalten müssen: Reformerisch heißts heute „Gefährdung der Wiedereingliederung“, wenn ein Buch, eine Zeitschrift mir geschickt wird, wenn du mir Briefe schreibst, die „von der Beförderung“ ausgeschlossen werden, weil sie meinen „Widerstandswillen stärken“, damit für die Wiedereingliederung von gefährlichem Belang seien. Der Öffentlichkeit werden derartige Sprachregelungen als sozial gesetzliche Fortschritte suggeriert, als neues Strafvollzugsgebot beispielsweise. Der reine Zynismus freilich wird in den Ausführungsbestimmungen in seiner ganzen Tragweite deutlich. Erst in der Auslegung und den Verordnungen zur Anwendung derartig „sozialer Gesetzgebungen“ wird die Menschenverachtung der sozialliberalen Koalition sichtbar.

Wir werden damit ganz bewußt zu Arschleckern erzogen, die in einer leistungs- und ellenbogen-orientierten Gesellschaft unfähig sein müssen, einen geraden Weg zu gehen. Der Staat torpediert vielmehr jede Resozialisierung und fördert die Einkreisung Vorbestrafter durch gesetzliche Regelungen. So wird ein Stamm herangezüchtet, der zuverlässig die Gefängnisse füllt.

Du erzählst mir jetzt von deiner Prüfung und deinen Arbeiten für die Uni, mein Aufnahmevermögen ist stark verengt, und das Verlustgefühl wird mir deutlich in der völligen Unfähigkeit, mich gleichzeitig auf deine Worte und deine Erscheinung zu konzentrieren. Alles Warten und Hoffen auf dich hat mich psychisch und physisch bereits derart ausgelaugt, daß ich meinen Körper wie nach zwei durchwachten Nächten wahrnehme. Wie meine Koordination von Sprechen und Denken kaum noch funktioniert, so haperts auch an der Synchronisation von Gedanken, die ich in Worte übertragen will: Haste von einem Gedanken zum nächsten, hinke immer mit dem Sprechen hinterher, beende fast keinen Satz, zerfließe in einer Unzahl von Nebensätzen, bis ich selbst nicht mehr weiß, was ich eigentlich sagen wollte. Jetzt lausche ich deiner klaren melodischen Stimme, die mir von draußen berichtet. Erzähl, gibt es das, draußen? Das ist wie eine schillernde Seifenblase und in seiner Wirklichkeit, Erfahrbarkeit ganz unwirklich, ist fast die unbeleuchtete Seite des Mondes, auf die sich zwar alle Hoffnungen konzentrieren, die aber durch dein Erzählen auch nur einen Hauch von Wirklichkeit erhält.

Die Viertelstunde ist um. Dieser Mann da neben uns zum Beispiel achtet nicht auf unsere Bitte, auf dein Bitten, den Besuch ein wenig zu verlängern, weil du Hunderte von Kilometern extra deshalb angereist kamst. Er formuliert all seine Antworten und Entgegnungen einzig aus der Dienstvorschrift, die er freilich auch nur lückenhaft kennt, die ihm nur so weit eingetrichtert wurde, wie nicht von möglichen Ausnahmen und Rechten des Gefangenen die Rede ist. Da hat er seine ganze Imagination: in der Hosentasche achtern. Die Gefängnisse und Strafverfolgungsbehörden sind die letzte Station für die Hirnrissigen, die jede Selbstachtung verloren haben, bzw. die Achtung und Solidarität für den Menschen nie empfanden. Und Solidarität muß wohl Liebe sein.

Die Verachtung dieser Wärter spürst du in all ihren Taten, die dich hier allgegenwärtig umgeben. Im Gefängnis habe ich erfahren, was es heißt, der Unterdrückung ausgeliefert zu sein, habe hassen gelernt, als ich merkte, mit welchen Methoden wir behandelt werden: Das reicht lange und weit zurück. Unter diesen Umständen kann weder ich noch sonst jemand unverändert bleiben. Niemand, der längere Zeit im Gefängnis zubrachte, ist als „normal“ zu bezeichnen: Wer zu den Gebrochenen zählt, hat zu lange gehungert. Wo Spuren sich ins Fleisch ätzen, sind Hunger und Wut die Kulminationspunkte für mich, den Belogenen und Beleidigten, der sich seit langem weit jenseits der Grenze befindet, von wo es noch einen Rückzug etwa in die Innerlichkeit gibt. Wäre nicht die Analyse, die mir die Sichtbarmachung der eigenen Misere und die Misere der Herrschenden ermöglichte, ich wäre längst ein politischer Attentäter geworden. So aber weiß ich von der Notwendigkeit, den politischen Kampf solidarisch und klug zu führen, von der Notwendigkeit der Stärkung der kollektiven Macht der Gefangenen, von der Notwendigkeit, den Kampf gegen

die Psychologisierung und Psychiatrisierung aufzunehmen, gegen einen Behandlungsvollzug, der als reformerischer sozialliberaler Erfolg publiziert wird, gegen das patriarchalische Vergünstigungssystem, das erst eine Knasthierarchie etabliert, die als Ordnungsfaktor allen Kommandanturen dient.

Peter-Paul Zahl
Der Trick

Hör dir das an, sagte ich und las laut vor: Regierung widersprach Vorschlag der Opposition ...

Stop! Sagte Paul M. Du weißt, ich höre bei Staatsschutzmeldungen nicht mehr hin. In Zeitungen lese ich nur Sport- und Börsenteil.

Das aber, widersprach ich, mußt du wissen, und fuhr fort: ... dem von der Opposition eingebrachten Gesetzesvorschlag, mit Staatsfeinden kurzen Prozeß zu machen, sie zu hängen, zu köpfen, zu vierteilen und anschließend auf dem Scheiterhaufen zu verbrennen, widersprach der Parlamentarische Staatssekretär Klaus B. während einer Pressekonferenz energisch. Die Regierung sei nicht bereit, sagte er, sich von den Konservativen in das XV. Jahrhundert zurückwerfen zu lassen. Unter Hinweis auf die Solidarität aller Demokraten jedoch, fuhr er fort, lege die Progressive Koalition demnächst einen Gesetzesentwurf vor, der, abgewogen und liberal, das bloße Hängen von Staatsfeinden vorsehe ...

Wirklich humane Leute, sagte Paul M.

Wie? Schrie ich. Merkst du die Absicht denn nicht? Die Konservativen übertrieben bewußt gewisse Vorschläge, bringen sie ein und wissen, daß sie in der Form das Parlament nicht passieren werden — und haben dann die Progressive Koalition genau dort, wo sie diese hihaben wollten: rechtsaußen.

Du, das heißt heute Neue Mitte, warf Paul M. ein. Aber ich verstehe nicht, warum du dich so aufregst.

Aufregen ... aufregen, da soll sich einer nicht aufregen! Ist Hängen etwa progressiv, sozial, human oder liberal?

Bedenke, sagte Paul M., vierteilen, hängen, köpfen, anschließend der Scheiterhaufen!

Man stirbt nur *einen Tod!* schrie ich.

Und genau *den* setzte die Regierung doch nun durch, sagte Paul M. Und mit diesem, fügte er sinnend hinzu, sind die Progressiven schließlich auch gut durchs 3. Reich gekommen ...

Als Regierung?

Nein, als Staatsfeinde, sagte Paul M. Dieser Tod, dieser eine, genügte völlig.

Dokumentation: Franz Xaver Kroetz, Briefwechsel mit der Süddeutschen Zeitung

An die Süddeutsche Zeitung — Schriftleitung —

Kirchberg, 27. 12. 1977

Sehr geehrte Herrn,
in der SZ von Weihnachten lese ich auf Seite 1, daß „auf gemeinsame Empfehlung des Bundesverbandes Deutscher Zeitungsverleger, des Verbandes Deutscher Zeitschriftenverleger und des Bundesverbandes Druck ... sich die Verlagsleitungen der anderen Münchner Zeitungen entschlossen, ihre Freitagausgabe nicht zu drucken, um eine Schwächung der bestreikten Zeitungen im Wettbewerb zu vermeiden“.

Wie schön, kann man da nur sagen, diese weihnachtliche Solidarität einiger hochkarätiger Herrn.

Nur, ich bin Abonnent der SZ. Sie hätte erscheinen können. Die Drucker der SZ wollten ab 18 Uhr wieder drucken. Aber die Verlagsleitungen entschlossen sich „nicht zu drucken“ — unter anderm auf meine Kosten.

Denn ich will nicht auf das im Grundgesetz verbrieft Recht der Informationsfreiheit hinaus — wie weiland die Verleger es den Druckern schon vorwarfen —, das wäre ein Kapitel für sich, mit oder ohne SZ, sondern ich will auf mein Geld hinaus. Ich zahle ja die Gebühren für die SZ im voraus, noch dazu jährlich.

Nun würde ich einem der Herrn Verlagsleiter der SZ — meinewegen auf dem Klo oder in der Telefonzelle — die paar Zehnerl sicher schenken, die da in Frage stehn.

Aber es geht ja nicht um so Menschliches, sondern darum, den Belegschaften bzw. der IG Druck und Papier ein paar vor den Latz zu knallen: Wenn ihr streikt, sperren wir aus! —

Ja, und nun muß sich mir doch die Frage stellen, wer mir näher steht: Die Kollegen der IG Druck und Papier, oder die Herrn vom Bundesverband Zeitungsverleger usw.

Und da komme ich zu folgendem Ergebnis: Mit ihrer Zeitung können die Verleger machen, was sie wollen, das gehört zur Pressefreiheit, sagt man; aussperren können sie auch, wenn sie wollen, das gehört zur persönlichen Freiheit, sagt man — gut, aber daß man sich von mir via Dauerauftrag bzw. Vorauszahlung für diese schönen Freiheiten eine „Solidaritätsspende“ erschleicht, das geht mir zu weit! Was sollen denn da meine Kollegen von der IG Druck und Papier sagen? Die haben nämlich meine Freundschaft und Solidarität in diesem Fall: Ich finde es barbarisch, einen der bedeutendsten und ehrbarsten Berufsstände, Setzer und Drucker, wegzurationalisieren, wegzutechnisieren, sprich „wegzuprofitisieren“, die Kollegen zu „Tippsen“ zurückzuschulen und basta. Dafür gebe ich nicht einen einzigen runden Pfennig her, im Gegenteil:

Überweisen Sie die achtzig Pfennig, die Sie mir schulden, weil ich mir am Freitag eine „gleichwertige“ Zeitung kaufen mußte, obwohl ich die SZ bezahlt hatte, auf das Konto der IG Druck und Papier in München und veröffentlichen Sie diesen Brief recht bald in der SZ, damit auch noch ein paar andern Abonnenten ein Licht aufgeht!

Freundliche Grüße

Franz Xaver Kroetz

Süddeutscher Verlag GmbH

Sehr geehrter Herr Kroetz,
haben Sie besten Dank für Ihren Brief vom 27. 12. 77.

Auch die Setzerei in unserem Hause hat von 16.00 bis 18.30 Uhr nicht gearbeitet, sich dann allerdings nach einer Abstimmung bereiterklärt weiterzumachen. Durch den 2^{1/2}-

den 30. 12. 1977

Franz Xaver Kroetz, Briefwechsel mit der Süddeutschen Zeitung

ständigen Streik war jedoch soviel Zeit verstrichen, daß wir die Fernausgabe und einen Teil der Bayern-Ausgabe — zusammen etwa 1/3 der Auflage — nicht mehr hätten herausbringen können. Als wir dann erfahren haben, daß im Hause Bayerstraße überhaupt nicht weitergearbeitet werden kann, haben wir uns entschlossen, von einer Herausgabe der Süddeutschen Zeitung für den Freitag abzusehen, um uns nicht den Vorwurf einzuhandeln, wir würden auf Kosten der Konkurrenz nur unser Geschäft suchen. Waren wir auch erschienen, so hätten beispielsweise der Münchner Merkur und die tz sicher die dort disponierten Anzeigen nicht nachholen können. Hierfür bitte ich um Verständnis. Ausgesperrt haben wir unsere Mitarbeiter nicht. Alle Mitarbeiter wurden voll bezahlt, als wenn sie gearbeitet hätten.

Zum Ausgleich für die fehlende Ausgabe lege ich DM 0,70 in Briefmarken bei.

Mit freundlichen Grüßen
SÜddeUTSCHER VERLAG GMBH
Geschäftsführung
Klaus Wagner

Franz Xaver Kroetz an den Süddeutschen Verlag

2. Jan. 1978

Sehr geehrter Herr Wagner,
haben Sie recht herzlichen Dank für Ihr promptes Schreiben vom 30. Dezember 1977. Auch für die Übersendung der Briefmarken im Wert von DM 0,70 bedanke ich mich. Allerdings kostete die Frankfurter Allgemeine DM 0,80, auf die auszuweichen mir vernünftig schien, um eben eine „gleichwertige“ Informationsquelle zur Verfügung zu haben. Aber um dieses Zehnerl soll es bestimmt nicht gehen.

Da Sie in der Süddeutschen Zeitung am Jahresende auf der Seite 68 bereits zwei äußerst „couragierte“ Leserbriefe zur Sache abgedruckt haben, wobei vor, allem der zweite die gewerkschaftlichen Forderungen diffamiert¹, nehme ich an, daß Sie meinem Wunsch entsprechen werden, meinen Brief vom 27. Dezember 1977 umgehend als Leserbrief zu drucken. Das wäre sicher schon im Hinblick auf die Meinungsvielfalt der Süddeutschen Zeitung für alle von Nutzen.

Die mir überwiesenen DM 0,70 werde ich umgehend an die IG Druck und Papier in München weitersenden, und die Kollegen über unseren Briefwechsel informieren.

Freundliche Grüße
Franz Xaver Kroetz

¹ Solidarität ausgezeichnet.

Ich bin Abonnent der SZ und möchte Ihnen zum Nächterschein der SZ am 23. 12. mitteilen, daß ich voll und ganz hinter Ihnen stehe. Gern verzichte ich auch länger auf das Erscheinen der Zeitung, wenn damit den unsinnigen Gewerkschaftsforderungen entgegentreten werden kann. Ich finde die Solidarität, die Sie bewiesen haben, ausgezeichnet.

Süddeutsche Zeitung, Chefredaktion, Dr. Hans Heigert:

4. 1. 1978

Sehr geehrter Herr Kroetz,
für redaktionelle Angelegenheiten ist nicht die Geschäftsleitung verantwortlich, sondern die Chefredaktion der SZ. Deshalb darf ich Ihren Brief vom 2. Januar an Herrn Wagner beantworten.

Sie wünschen, daß wir Ihren Brief vom 27. Dezember „recht bald“ veröffentlichen. Diesem Wunsch können wir nicht nachkommen. Über den wahren Sachverhalt sind Sie von Herrn Wagner ins Bild gesetzt worden. Es hat hier keine Aussperrung und keine

Lohnminderung gegeben. Außerdem war der SZ schon früher zu entnehmen, daß hier keine Setzer (nicht „Drucker“, wie Sie fälschlicherweise vermuten) „wegrationalisiert“ werden, sondern Einigung über einen langfristigen Sozialplan erzielt werden wird. Indessen, Fakten scheinen Sie nicht zu interessieren. Sie ziehen es vor, sich mit einer vorgefaßten Idee zu solidarisieren. Die Wirklichkeit ist ganz anders. Gewiß haben wir von der Redaktion nicht die Interessen der Setzer zu vertreten. Sie sind dafür selbst Manns genug. Wir wissen aber eines ganz gewiß: „Maschinenstürmer“ sind weder unsere Setzer noch deren Vertreter in der Gewerkschaft. Sie scheinen jedenfalls erheblich aufgeschlossener und gewissermaßen „moderner“ als Sie, der Sie wohl in der Vorstellungswelt des 19. Jahrhunderts verhaftet sind. Auch Ihr reichlich rüder Ton, den Sie möglicherweise für kämpferisch halten, deutet darauf hin. Ich kann deshalb auch kaum auf Ihr Verständnis hoffen.

Mit freundlichen Grüßen
Hans Heigert

Franz Xaver Kroetz

Kirchberg, 9. 1. 78

Sehr geehrter Herr Dr. Heigert,
haben Sie herzlichen Dank für Ihren Brief vom 4. 1. 1978. Wenn ich rasch zu etwas Stellung nehme, dann hat das nicht die Ausgewogenheit meiner Stücke und theoretischen Arbeiten. Kann und soll es auch nicht. Drum hab ich einen Leserbrief und keinen Artikel geschrieben.

Trotzdem scheint mir die Aktion der von Streik nicht betroffenen Zeitungsbesitzer auch im Nachhinein sehr wohl eine Art Aussperrung gewesen zu sein. Und mit dieser Meinung stehe ich — da hab ich mich erkundigt — nicht ganz allein da.

Aber, der Kern meines Briefes war folgender: Ich bezahle eine Zeitung und erhalte dafür antigewerkschaftliches Verhalten. Ich höre keinen Ton, daß mir das Geld zurückgestattet wird, sondern muß das extra anfordern. Ich schreibe an dem Brief länger, als die 70 Pfennig wert sind. Aber es geht nicht ums Geld, sondern um die Moral und das Prinzip. Drum entschließe ich mich zu dem Leserbrief.

Daß Sie kein Interesse daran haben, ihn auch wirklich zu publizieren, kann ich mir denken.

Es hätte da nämlich passieren können, daß hundert oder vielleicht sogar tausend Abonnenten der SZ es mir nachgemacht hätten. Die IG Druck und Papier hätte ein paar Mark in der Streikkasse mehr gehabt und — was viel mehr zählt — eine Menge Solidarität gespürt.

Aus Angst davor, daß man die Dinge beim richtigen Namen nennt, und aus Angst vor einer Solidaritätsaktion für die IG Druck und Papier, haben Sie den Brief unterdrückt und legen ihn auf die Goldwaage.

Einen anderen Brief, der Ihnen halt genehmer war, haben Sie auf diese Goldwaage nicht gelegt. Ich zitiere: Gern verzichte ich auch länger auf das Erscheinen der Zeitung, wenn damit den unsinnigen Gewerkschaftsforderungen entgegengetreten werden kann. (SZ Jahresende)

Ganz schön pauschal, gell, und rüde? Apropos: Mein Ton paßt zum Anlaß. Und: Sie hoffen nicht auf mein Verständnis — klar, verstehe ich Sie doch besser, als Ihnen recht sein kann.

Trotzdem recht herzliche Grüße
Ihr
Franz Xaver Kroetz

PS:

Vorschlag: Wer von uns beiden mehr im 19. Jahrhundert lebt, lassen wir getrost die Nachwelt entscheiden. Ich halte nichts von Maschinenstürmerei — aber wenn ein ganzer Berufsstand von der Technik überrollt wird (und — mag sein — werden muß), denke ich an die Konsequenzen daraus für den Einzelnen, und halte gefühlsmäßig erst mal zu den Schwächeren: den Überrollten.

Mit den „Druckern“ haben Sie recht: Die sollen den Setzern erst allmählich folgen, hört man.

Industriegewerkschaft Druck und Papier, Landesbezirk Bayern

16. 1. 1978

Lieber Kollege Kroetz,
vielen Dank für Deinen Brief und für die beigefügten Briefmarken. Wir haben diese „Spende“ sofort für die VS-Arbeit zur Verfügung gestellt, so daß nun sicher ist, daß der Etat für das Jahr 1978 für die Berufsgruppe des VS außerordentlich gestärkt sein dürfte.

Die Idee, die Du bei Deiner Aktion gegen die Süddeutsche Zeitung verfolgt hast, ist sicherlich gut, und so bedauern wir es ebenfalls, daß sich nicht eine viel größere Anzahl von Lesern gleichermaßen verhalten hat. Andererseits ist es für uns nicht weiter verwunderlich, daß die Redaktion der SZ die Veröffentlichung eines entsprechenden Leserbriefes ablehnt, denn es würde sich ja gegen die Interessen des eigenen Hauses richten. Dessenungeachtet nochmals besten Dank und kollegiale Grüße

Willi Baumann

Nachbemerkung: Kroetz spendete außerdem 200 DM in die Streikkasse seiner Gewerkschaft.

LENIN IN MÜNCHEN

Dokumentation und Bericht von Friedrich Hitler . . .

Aus dem Vorwort:

Der Münchener Aufenthalt von Wladimir Iljitsch Lenin gehört zu den wichtigsten Abschnitten in der theoretischen und organisatorischen Vorbereitung der Oktoberrevolution. Die Schwerpunkte der damaligen Arbeit Lenins waren: Herausgabe der Zeitung „Iskra“ und der Zeitschrift „Sarja“, der ersten gesamtrussischen marxistischen Zeitschrift; Veröffentlichung der Schrift „Was tun?“, die vor 75 Jahren geschrieben wurde, das erste Mal erschien und heute – neben anderen Lenin-

schen Schriften – zu den am meisten übersetzten Werken der politischen Weltliteratur gehört; Verarbeitung und Veröffentlichung grundlegender Beiträge zur Agrarfrage, die erstmals – in systematischer Weise – aus der Sicht des wissenschaftlichen Sozialismus untersucht wurde; Vorbereitung des II. Parteitages der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Rußlands (SDAPR) 1903, auf dem es zur weltgeschichtlich einschneidenden Niederlage einer reformistischen Minderheit – den Menschewiki – gegenüber der revolutionären Mehrheit – den Bolschewiki – kam.

... enthält viele neue und unbekannte Materialien, darunter:

- Lenins echten Meldebogen
- Illustrationen der „Iskra“
- Funksprüche der Bayerischen Räteregierung an Lenin
- Die ersten Leninschen Texte in deutscher Sprache (eine im Faksimile abgedruckte Broschüre über den III. Parteitag der SDAPR 1905)
- Exzerpte Lenins zur bayerischen Landwirtschaft
- Reproduktionen von Originalbriefen Lenins und Krupskajas
- Vergessene Sensationsfälle (Verhaftung von drei führenden russischen Sozialdemokraten 1908 in München; Vernehmungsprotokolle von Königsberger Prozeß, bei dem deutsche Sozialdemokraten – Helfer beim Schnürgel illegaler Leninscher Schriften – als „Terroristen“ angeklagt waren)
- Geheime Polizeiberichte zur Überwachung der Russen in München
- Quartalsberichte und Polizeiberichte zu kulturellen Ver-
- anstaltungen, Versammlungen der Gewerkschaften, der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands u. ä.
- Geheime Akten der ehemaligen Ministerien des Äußeren, des Inneren und der Justiz, des Königlichen und Kaiserlichen Hauses – zur Bekämpfung des internationalen Anarchismus und Terrorismus (mit dem Geheimprotokoll der damals am Antiterrorismuspakt beteiligten europäischen Regierungen)
- Vertrauliche Aufzeichnungen des Auswärtigen Amtes in Berlin an das königliche Haus in Bayern über die Oktoberrevolution
- Streng geheime Berichte über die Anweisung zur Bespitzelung russischer Untertanen und der mit ihnen verkehrenden Deutschen
- Polizeiberichte über die revolutionären Organisationen russischer Untertanen
- Illustrationen, Fotos, Faksimiles von wenig bekannten oder vergessenen illustrierten, Büchern, Zeitungen
- Reproduktionen von Archivalien

„Hitlers Buch . . . ist eine sozialgeschichtliche Fundgrube, ein Blick auf das andere Bayern . . .“
(ARD-Abendschau vom 8. 12. 1977)

„Natürlich will ich hier das Buch nicht nacherzählen, es ist sehr gehaltvoll und charakterisiert das damalige München, den Kampf der deutschen Arbeiterklasse und die Tätigkeit der russischen Emigranten . . . (es) soll nicht nur für Wissenschaftler sein, wohl manches darin auch für den Historiker von Interesse sein dürfte. Sein Erscheinen ist bemerkenswert.“
(Lev Besymenski in „Neue Zeit“, Moskau, Dezember 1977)

„Hitler ist es gelungen, viele neue und unbekannte Materialien über das Leben des sowjetischen Revolutionärs und Staatsmannes Anfang des Jahrhunderts in München zusammenzutragen.“
(Kai Niemeyer in der „Münchner Abendzeitung“ vom 14. 12. 1977)

„Wer sich über das München der Jahrhundertwende, speziell über Lenins Aufenthalt hier 1900/1902 genau unterrichten möchte, der findet umfangreiches Material in dem jetzt erschienenen Buch „Lenin in München“, Dokumentation und Bericht von Friedrich Hitler . . . Es gelang Hitler, das Wirken Lenins in München in einen größeren gesellschaftspolitischen und historischen Zusammenhang zu stellen.“
(Ludwig Hümmer in „Münchener Stadtanzeiger/Süddeutsche Zeitung“ vom 20. 12. 1977)

„Sie haben mit Ihrer Arbeit einen wertvollen Beitrag zur Leninforschung geleistet, es aber gleichzeitig auch verstanden, die Geschichte für den heutigen Kampf um sozialen Fortschritt lebendig zu machen.“
(Prof. Dr. G. Heyden, Direktor des Instituts für Marxismus-Leninismus beim ZK des SED, in einem Brief vom 17. 1. 1978)

„Das Erscheinen dieses Buches ist ein großes Ereignis nicht nur Bayerns und nicht nur der Bundesrepublik Deutschland: es macht jedem eine Freude, der den fortschrittlichen Ideen des Jahrhunderts zugetan, dem Lenin teuer ist.“
(Dr. Nikolai Poljanow in „Iswestija“ vom 21. 12. 1977)

„Das Buch „Lenin in München“ macht den gesamten historischen Hintergrund, die Bedingungen des Kampfes in Europa, insbesondere in Deutschland und Rußland, die Weiterentwicklung des Marxismus durch Lenin lebendig und anschaulich.“
(Michael Fuhrer in „UZ“ vom 6. 1. 1978)

„Wie kann man möglichst nahe an die Primärquellen kommen – darin bestand die Grundidee in der Anlage des Buches“, erläutert F. Hitler. Und ein jedes der acht Kapitel ist tatsächlich reich mit Dokumenten versehen. Das Buch erweitert bedeutend die bisherigen Vorstellungen von der Zusammenarbeit deutsche Sozialdemokraten, der Führung der Partei, unmittelbar der August Bebels mit Wladimir Iljitsch und seinen Mitstreitern bei der Wahl des Ortes für die Redaktion „Iskra“, in der Organisation der Herausgabe und der Schaffung eines komplizierten verborgenen Netzes bei der Verschickung illegaler Literatur nach Rußland.“
(Wladimir Michajlow in „Prawda“ vom 8. 1. 1978)

PREIS:

DM 58,-/Stück, zuzüglich Versandspesen. Sonderpreis zur Finanzierung von 2000 numerierten Exemplaren.

BESTELLUNGEN:

Erwin Essl, Habsburger Str. 10, 8000 München 40
Friedrich Hitler, c/o kürbiskern, Hohenzollernstr. 144,
8000 München 40

8-Tage-Flug in die Sowjetunion: Moskau, Riga, Leningrad

Sie lernen die Metropole der Sowjetunion kennen, besichtigen die an Kunstdenkmälern reiche Hauptstadt der lettischen Sowjetrepublik und erleben das „Venedig des Nordens“ im Zauber des ersten Schnees.

Das Reiseprogramm bietet u. a.:

In Moskau: Stadtrundfahrt, Rundgang durch das Kreml-Gelände, Besuch des Lenin-Mausoleums oder des Lenin-Museums, Besichtigung der Allunions-Ausstellung, Möglichkeit eines Treffens mit Vertretern des sowjetischen Schriftstellerverbandes.

In Riga: Stadtrundfahrt, Besuch der Salaspils-Gedenkstätte, Besichtigung des Museums der Geschichte Rigas und des Museums für Schifffahrt, Besuch der Domski-Kathedrale.

In Leningrad: Stadtrundfahrt, Besuch des Piskarewska-Friedhofs, Besichtigung der Peter-Pauls-Festung, Besuch des Museums der Oktoberrevolution und der Eremitage.

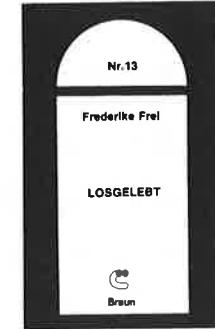
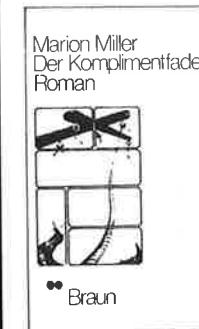
Reisetermin: 3. 11. bis 10. 11. 1978.

Preis: DM 648,- ab Flughafen Berlin-Schönefeld.

Im Preis sind enthalten: Flug ab und bis Berlin-Schönefeld, Bahnreise in der Sowjetunion, Transfer, Hotelunterkunft, Vollpension, Besichtigungen entsprechend Programm, Eintrittsgelder für alle Veranstaltungen laut Programm, eine Theater-, Zirkus- oder Folklorevorstellung, Dolmetscher- und Reiseführerbetreuung, Visabesorgung.

Die Reise wird vom Reisebüro hansa-tourist durchgeführt.

Anmeldungen bitte an:
Damnitz Verlag GmbH (kürbiskern), Hohenzollernstraße 144, 8000 München 40.



Marion Miller. „Der Komplimentfaden“. Roman. Linson mit Schutzumschlag. 160 Seiten. DM 20,-. ISBN 3-88097-061-0

Sechs Personen sind auf dem Wege zu einem Begräbnis. Alle sechs sind durch den Tod einer jungen Frau – Unfall oder Selbstmord? – zu Betroffenen geworden. Sie versuchen Schlüsselerlebnisse, die sie mit der Toten hatten, zu verarbeiten, sich zu rechtfertigen, sich über ihre Beziehungen zueinander klar zu werden. Und immer deutlicher wird für den Leser die Tote faßbar. Jeder, der zum Begräbnis kommt, fügt ein Mosaiksteinchen zum Bild einer jungen Frau hinzu, die versuchte, ihren Weg zu gehen, die ausbrach aus vorgezeichneten Abläufen, sich ihre Welt schaffen wollte und möglicherweise an deren Unvollkommenheit zerbrach.

Frederike Frei. „LOSGELEBT“. Gedichte. Broschur. 72 Seiten. DM 8,-. ISBN 3-88097-072-6

Die Gedichte lassen aufhorchen: voll Sprachmusik und Melodik, unverschlüsselt in der Aussage, direkt, genau und zupackend, machen sie das Lesen zu einem vergnüglichen Vorgang, der häufig Anstöße vermittelt und nachdenkliche „Konsumenten“ hinterläßt.



Literarischer Verlag Helmut Braun KG
Dunnwalder Mauspfad 390
5000 Köln 80
Telefon 0221- 601457

Dieter Nohlen / Franz Nuscheler (Hrsg.)

Handbuch der Dritten Welt

Unterentwicklung und Entwicklung in Afrika,
Amerika und Asien.

Vier Bände

Dieses vierbändige Werk bietet handliche, umfassende Informationen über die sozioökonomischen, soziokulturellen und politischen Entwicklungsprobleme der Länder der Dritten Welt. Der einleitende Band entwirft eine komplexe sozialwissenschaftliche Entwicklungstheorie, nach der die systematischen Indikatoren und statistischen Daten der drei Kontinentalbände ausgewählt sind.

Band 1:

Theorien und Indikatoren der Unterentwicklung und Entwicklung
395 Seiten, Gesamtabnahmepreis DM 32,–
(Einzelpreis DM 38,–), Nachdruck

Band 2:

Unterentwicklung und Entwicklung in Afrika
2 Teilbände (nur zusammen lieferbar), 750 Seiten,
Gesamtabnahmepreis DM 59,60 (Einzelpreis DM 68,–)

Band 3:

Unterentwicklung und Entwicklung in Lateinamerika
600 Seiten, Gesamtabnahmepreis DM 46,–
(Einzelpreis DM 54,–)

Band 4:

Unterentwicklung und Entwicklung in Asien
2 Teilbände (nur zusammen lieferbar), ca. 850 Seiten,
Gesamtabnahmepreis ca. DM 59,60 (Einzelpreis ca. DM 68,–)
Erscheint in Kürze.

Hoffmann und Campe Verlag

LITFASS

Berliner Zeitschrift für Literatur

9

A 20116 F



Franz Hohler Wegwerfgeschichten
Karl Oppermann Gestempeltes
und Ungestempeltes **Walter E.**

Richartz Nutztierhaltung

Karl Riha Wurst aus Westfalen

Rainer Schneewolf Posthölzer

Ein Gespräch über NONSENS

Ausland: China-Brief / Graffiti-ICE

Alte Meister: **Aragon, Charms,**

Jarry, Schwitters und weitere

Beiträge von: **R. Anders, E. Erb,**

A. Endler, H. M. Enzensberger,

I. Görler, M. Harmuth,

K. H. Jakobs, M. Kluger,

J. Lunden, D. Ortlieb,

P. O. Schulz u. a.

Februar 1978

5 Mark

Anmerkungen

BICKNAESE HENDRIK, geb. 1947, lebt in Göttingen. Kfm. Lehre, verschiedene Berufe, lange selbstständig. Begabtenabitur. Seit 1975 Studium Philosophie/Germanistik. Lektor in einem Kleinverlag. Novemberpreis 1976 vom Ständigen Komitee Kulturtage Berlin.

CHAKKOS MARIOS, geb. 1931 in Makrokomis in der Phthiotis, gestorben 1972 in Athen. Veröffentlichte Gedichte, Einakter, Erzählungen. „Schießstand Käsariani“ ist dem zuletzt erschienenen Erzählband „To koinobio“ 1972 entnommen. Käsariani ist ein Vorort Athens, ebenso Chaidari, wo sich das berüchtigte KZ befand.

DÄHNE EBERHARD, geb. 1938. Mitarbeiter des Instituts für Marxistische Studien und Forschungen. Zahlreiche Veröffentlichungen auf dem Gebiet der Regionalwissenschaften. Mitautor bei „Klassen und Klassenstruktur der BRD 1950–1970“, 3 Bände, Frankfurt/M. 1973–1975; „Betrieb unter der Lupe“, Frankfurt/M. 1975.

FLACKE USCHI, sh. kk 3/77 und 1/78.

HEISELER WANJA VON, geb. 1938, Mitarbeiter im Institut für Marxistische Studien und Forschungen. Mitautor u. a.: „Arbeiterjugend — Bewußtsein und Aktion“, Dortmund 1976; „Jugendliche im Großbetrieb“, Frankfurt 1978.

JOST ERHARD, sh. kk 2/77.

KELTER JOCHEN, sh. kk 1/77.

KRÜLL FRIEDHELM, geb. 1945. Habilitation im Fach Soziologie mit einer Arbeit über die Gruppe 47 (1977); Promotion im Fach Kunstsoziologie mit einer Arbeit über das Bauhaus 1919–1933 (1972). Die Habilitationschrift wie auch dieser Artikel stützen sich auf 27 systematische Forschungsinterviews mit Angehörigen der Gruppe 47, durchgeführt in den Jahren 1974–1976.

LASCHEN GREGOR, sh. kk 4/77.

MAISEL KIRTI, geb. 1951. Studium Germanistik, Geschichte, Politische Wissenschaften in Köln und München. Promoviert in München über ein Thema aus der westdeutschen Nachkriegsliteratur.

MEIER HANS, sh. kk 3/77 und KLEINE ARBEITERBIBLIOTHEK, Band 37 *Dazu gehört Mut*.

PELLEGRINI LUDWIG DE, (70), Oberlehrer i. R., war im Schuldienst in Baden-Württemberg. Publizistische Arbeiten über Kybernetik, Pädagogik, Schul- und Bildungspolitik; Lernbuch-Autor. Langjähriger Vorsitzender des Schwäbischen Pädagogik-Kreises. Tätigkeit in der Friedensbewegung, Bund der Deutschen, Deutsche Friedens-Union. Einige Jahre Geschäftsführer des Kreisverbands München der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft.

POSPIECH FRIEDRICH, geb. 1927. Dipl. Volkswirt, Kreistagsabgeordneter der DKP im Landkreis Esslingen.

RITSOS JANNIS, geb. 1909, gilt als der größte lebende griechische Lyriker. Aus seinem umfangreichen Werk, das auch zahlreiche Übersetzungen europäischer und asiatischer Dichtung einschließt, sind viele Gedichte in Griechenland sehr populär geworden — nicht zuletzt durch Vertonung von Theodorakis und anderen zeitgenössischen Komponisten. Als Kommunist mehrfach verfolgt, verbannt, deportiert, Häftling im KZ. Leninpreis 1977. „Der rüffgeschwärzte Topf“ wurde vertont von Christos Leontis.

SOLLE DOROTHEE, Prof. in Köln, lebt z. Zt. in Hamburg.

VESPER GUNTRAM, geb. 1941. Industrie-, Land- und Bauarbeiter, Studium der Germanistik und Medizin in Gießen und Göttingen, heute Schriftsteller. Veröffentlichungen: Drei Gedichtbände, ein Prosabuch. Zahlreiche Hörspiele und Radio-Features im In- und Ausland. Literaturpreis zum Niedersächsischen Kunstreis. Hörfunkpreis der ARD. Villa Massimo 78/79.

ZAHL P. P., sh. kk 2/77.

Beilagenhinweis:

Diesem Heft liegt eine Bestellkarte des Dammitz Verlages bei.

Copyright KÜRKERN. Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.

KÜRKERN — Literatur, Kritik, Klassenkampf — wird herausgegeben von Friedrich Hitler, Oskar Neumann, Conrad Schuhler, Hannes Stütz. Redaktion: Friedrich Hitler (verantwortlich), Klaus Konjetzky, Elvira Högemann-Ledwohn, Oskar Neumann, Roman Ritter. Redaktionsanschrift: Hohenzollernstraße 144, 8000 München 40.

Die Zeitschrift KÜRKERN erscheint vierteljährlich (März, Juni, September, Dezember) im Dammitz Verlag GmbH, München. Gesellschafter: Heino F. von Dammitz, Maler, Grünwald, 1/8; Carlo Schellemann, Maler und Grafiker, München, 1/8; Erich Stegmann, Maler, Deisenhofen, 2/8; Hannes Stütz, Lektor, Düsseldorf, 1/8; Geschäftsführung und Verlagsbereich KÜRKERN: Hohenzollernstraße 144, 8000 München 40.

Druck: F. C. Mayer Verlag, München.
Einzelheft DM 6,80, Jahresabonnement DM 25,— inkl. MwSt. + Porto, Studentenabonnement DM 20,–. Postscheckkonto München 308822-806, Deutsche Bank München, Zweigstelle Kurfürstendamm, Konto-Nr. 35/18008.

Bestellungen über den Buchhandel oder direkt bei KÜRKERN, Hohenzollernstraße 144, 8000 München 40, Telefon (089) 30 10 15 und 30 10 16.

Bücher über Brecht

W. Hecht/ H.J. Bunge/
K. Rülicke-Weiler
Bertolt Brecht
Sein Leben und Werk
3. Auflage, 333 Seiten,
Brosch., DM 9,–

Käthe Rülicke-Weiler
Die Dramaturgie Brechts
2. Auflage, Stückregister
Personenregister
46 Abbildungen, 288 Seiten
Brosch., DM 16,–

Ernst Schumacher
Die dramatischen Versuche
Bertolt Brechts 1918–1933
mit einem Anhang und einem Nachwort des Autors
620 Seiten, Pp., DM 23,–

Wer war Brecht
Wandlungen und Entwicklung der Ansichten über Brecht im Spiegel von „Sinn und Form“
Herausgegeben und eingeleitet von Werner Mittenzwei
752 Seiten, gebunden, DM 28,–

Werner Mittenzwei

Bertolt Brecht
Von der „Maßnahme“ zu „Leben des Galilei“
2. Auflage, 424 Seiten,
Brosch., DM 14,–

Ernst Schumacher
Brecht — Theater und Gesellschaft im 20. Jahrhundert
21 Aufsätze
3. Auflage, 372 Seiten,
Brosch., DM 14,–

deb verlag
das europäische buch
Thielallee 34, 1000 Berlin 33

SOPO SOZIALISTISCHE POLITIK

vierteljährlich
herausgegeben
in Westberlin

Die SOPO nimmt teil an der wissenschaftlichen Auseinandersetzung, die von der mit der Arbeiterbewegung verbundenen Intelligenz in einzelnen wissenschaftlichen Disziplinen und zu Fragen sozialistischer Politik kontinuierlich geführt wird.

Die Orientierung auf breite wissenschaftliche Diskussion ist nicht zu trennen von breiter, wissenschaftlich ausgewiesener Erörterung unterschiedlich organisierter und ideologisch kontroverser Positionen.

März 1978
SOPO 43

Aus dem Inhalt:

Sozialismus für Frankreich?

Lenin über Bucharin und die politische Ökonomie des Sozialismus

100 Jahre Anti-Dühring

Kapitalfetischismus (II)

Monopol und Planmäßigkeit

SOPO 42

Aus dem Inhalt:

Probleme der materialist. Dialektik

Kritik der Kapitallogik

Verschlechterung der Arbeitsbedingungen in der DDR?

Menschenrechte bei Hegel
Kapitalfetischismus (I)

Hiermit bestelle ich die SOPO für ein Jahr (4 Hefte), beginnend mit Heft Name

Straße

PLZ/Ort

Preis des Einzelheftes DM 9,80
Jahresabo (4 Hefte) DM 36,–
incl. Porto

Verlag das europäische buch
Thielallee 34, 1000 Berlin 33
(Datum/Unterschrift)